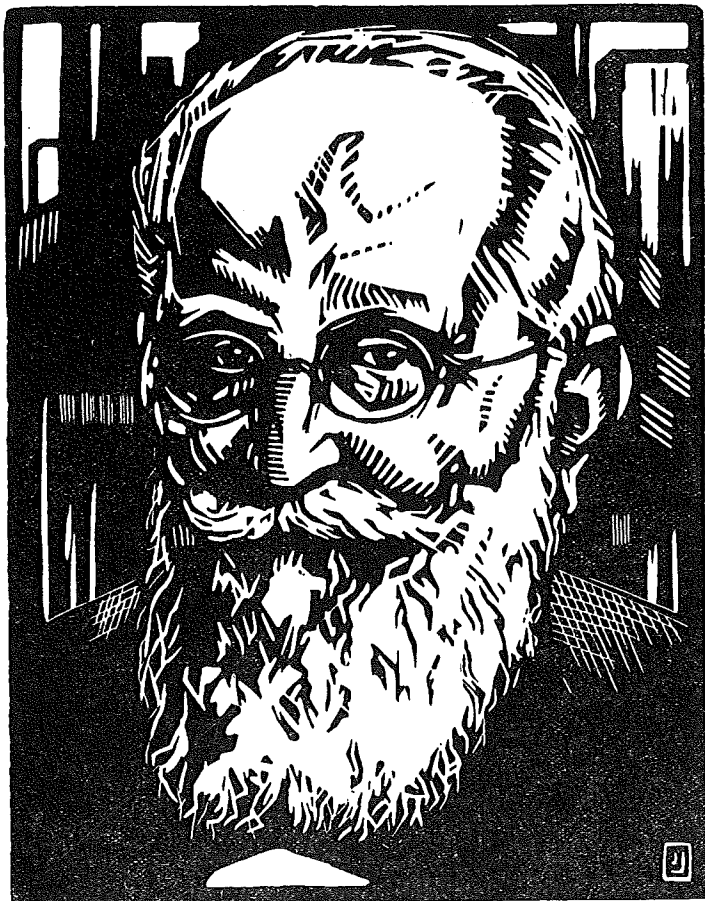


76-D-381

EDUARD BERNSTEIN

VYRAZENO

SOZIAL-
DEMOKRATISCHE
LEHRJAHRE



Hobrochnis

Ottav 1922

Eduard Bernstein



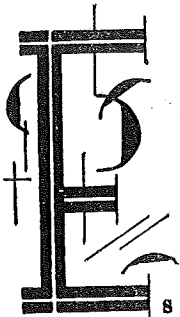
DER BÜCHERKREIS G. M. B. H., BERLIN

1

9

2

8"



1. Erste politische Schulung

Es war im Februar 1872, als ich eine Versammlung der Berliner Organisation der Internationalen Arbeiterassoziation aufsuchte. Auf der Tagesordnung stand „Die Grund- und Bodenfrage“ und als Referent war der Redakteur Max Kayser angekündigt. Da ich durch widrige Zwischenfälle verhindert worden war, mich rechtzeitig einzustellen, habe ich von dem, wie man mir sagte, mit großem Beifall aufgenommenen Referat unmittelbar nichts, und von der Diskussion nur den Rest gehört. Dagegen bot mir eine auf Antrag beschlossene Pause willkommene Gelegenheit, mit einigen Mitgliedern der Organisation in Unterhaltung zu treten. Sie erzählten mir von einem überwiegend aus Sozialisten zusammengesetzten Demokratischen Arbeiterverein, bei dessen Stiftungsfest im April August Bebel die Festrede halten werde. Ich kaufte dem Kassierer des Vereins eine Anzahl Eintrittskarten für mich und meine Freunde ab und erwarb daneben vom Vertrauensmann der Berliner Sektion der Internationalen Arbeiterassoziation die Jahreskarte dieser Organisation. Ich durfte mich zu meiner großen Freude nun als Mitglied der Internationale betrachten.

Auf dem Nachhauseweg stellten sich mir drei organisierte Mitglieder des Verbandes der Schriftsetzer und Schriftgießer und der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms vor; sie hießen Julius Dolinsky, August Heinsch und Fritz Mielke, welcher letztere mir geistig am meisten zusagte. Er war offenbar gut belesen, verriet einen umfassenden Horizont und eine wahrhaft humane Gesinnung. Heinsch, der sich als der Vertrauensmann der Berliner Mitgliedschaft der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei kundgab, zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er über einen außergewöhnlich guten Humor verfügte. Dolinsky dagegen schien mir etwas überkritisch veranlagt zu sein.

Auf dem Wege brachte Heinsch die Rede auf einen aus dem Bayerischen stammenden Arbeiter, der, als er das Wort ergriff, erklärt hatte, er habe als Abkömmling von Dorftagelöhnern keine andere Vorbildung genossen als die einer elenden Dorfschule; er

sei aber über den zur Debatte stehenden Gegenstand ganz gehörig beschlagen gewesen. „Aus dem wird noch einmal etwas“, so schloß Heinsch, und die beiden anderen stimmten ihm zu. Als ich, dadurch interessiert, nach dem Namen des verheißungsvollen Arbeiters fragte, wurde mir der Bescheid, er heiße Auer und stamme aus der Gegend von Passau. Natürlich war es Ignaz Auer gewesen. Dieser liebte es damals, wenn er in einer Versammlung das Wort nahm, zunächst seine geringe Schulbildung zu betonen, unterließ es aber, zu erwähnen, daß er schon einige Jahre der Sozialdemokratie als Mitglied angehörte, in der er dann in der Tat „etwas“ geworden ist.

Als wir an der Petrikirche angelangt waren, luden mich meine Begleiter ein, mit ihnen noch in eine Versammlung zu gehen, die in der Scharrenstraße stattfindet und in der das Eisenacher Programm der Sozialdemokratischen Partei zur Debatte stehe. Es war das eine Versammlung eines Vereins, der sich Demokratischer Verein nannte und aus Angehörigen der entschiedenen bürgerlichen Linken sowie Mitgliedern sozialistischer Organisationen zusammengesetzt war. Dort hatte einige Zeit vorher August Bebel einen Vortrag über die in Eisenach neugegründete und zur Sozialistischen Internationale haltende Sozialdemokratische Arbeiterpartei und deren Programm gehalten. An seinen Vortrag hatte sich eine lebhafte Debatte über jenes Programm, das sogenannte Eisenacher Programm, angeschlossen, die jetzt weitergeführt werden sollte. Die Debatte, die ich nun anhörte, fesselte meine Aufmerksamkeit nicht wenig. Sie drehte sich hauptsächlich um den letzten Punkt des Eisenacher Programms, die Forderung der staatlichen Förderung des Genossenschaftswesens, die von einem Teil der Mitglieder ebenso lebhaft bekämpft wurde wie andere sie verteidigten. Es ging aber nicht ganz klar hervor, wer von ihnen die Sozialisten und wer die Gegner des Sozialismus waren. Bei einem Teil der Gegner der Forderung war es weniger der Gedanke der Unterstützung der Arbeitergenossenschaften durch den Staat als die Gefahr der Einmischung des bürokratischen Staats in die Arbeiterbewegung, die ihre Gegnerschaft zu bestimmen schien. Verschiedene von ihnen verbanden die Bekämpfung der Forderung mit sehr entschiedenen Erklärungen zugunsten der Prinzipien des Sozialismus, und auch sonst drängte sich der Gesichtspunkt der politischen Zweckmäßigkeit stark in den Vordergrund und verhinderte, daß es zu einer bestimmten politischen Entscheidung über die Prinzipien des Sozialismus kam. Immerhin war der Verlauf der Debatte für mich höchst interessant. Persönlichkeiten

von nicht gewöhnlicher Bedeutung hatten in ihr das Wort genommen darunter die Journalisten Franz Mehring und K. Wenzel, die unter dem hervorragenden Schriftsteller Guido Weiß dem Stab der von diesem mutvoll redigierten radikal-demokratischen Zeitung „Die Zukunft“ angehört hatten, der Mitredakteur der „Demokratischen Zeitung“ Julius Vogt, der als Miteigentümer einer großen Färberei bekannte radikale Demokrat William Spindler, der mir nun schon bekannte Sozialdemokrat F. W. Fritzsche und verschiedene seiner Parteigenossen. Der Ausgang der Debatte war ein Sieg der Verteidiger des Eisenacher Programms.

Nach Beendigung der Versammlung lud man mich sehr warmherzig zu dem Besuch eines am Köllnischen Fischmarkt gelegenen Cafés ein. Einige Mitglieder hatten erfahren, daß ich ein Neffe des „Volkszeitungs-Bernstein“ war, und so nahm man ein besonderes Interesse an mir, das sich noch steigerte, als man erfuhr, daß ich dem Verein als Mitglied beigetreten war und einen ziemlich hohen freiwilligen Beitrag erlegt hatte. Vornehmlich nahm Anteil an mir ein Kaufmann Boas, selbst ein sehr freigebiges Vereinsmitglied und der sozialistischen Bewegung sehr zugetan, der er später jüngere Verwandte zugeführt hat.

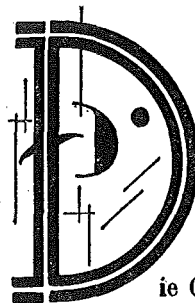
Mitte April 1872 ging ich mit meinem Freunde Wilhelm Bading und noch zwei Mitgliedern unseres Vereins „Utopia“, dem Handlungsgehilfen Franz Joachim Ascher und dem Studenten der Medizin Karl Rätzel, zum Stiftungsfest des Demokratischen Arbeitervereins, um Bebel zu hören, von dem wir uns um so mehr versprachen, als er in dem gegen ihn, Wilhelm Liebknecht und Adolf Hepner auf Betreiben der Berliner Regierung in Leipzig eingeleiteten Hochverratsprozeß sich ebenso wirkungsvoll wie mutig verteidigt hatte. Er war aber, wie Liebknecht, trotz der glänzenden Widerlegung der Anklage von bürgerlichen Geschworenen zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt worden. Obwohl nun der Prozeß großes Aufsehen gemacht, fast die ganze Tagespresse eingehend über ihn berichtet und die große Mehrheit der leidlich demokratisch gerichteten Zeitungen scharf gegen das Urteil als ein Tendenzurteil Stellung genommen hatte, fanden wir zu unserem Erstaunen den nicht übergroßen Saal kaum mehr als zur Hälfte gefüllt. Von den Reden, die sich mit dem Prozeß beschäftigten, fand nur die Rede des mit großer Wärme begrüßten Bebel wahrhaft stürmischen Beifall. Dabei hatte er sich einer großen Ruhe befleißigt, mehr Dialektik darauf verwandt, darzulegen, daß man durch die Verurteilung von ihm und Liebknecht nicht das Geringste gegen die Partei erzielen

werde, als die Gemüter in Aufregung zu versetzen. Ja, wenn mich mein Gedächtnis nicht sehr täuscht, erklärte er sogar, für ihn persönlich werde die Haft eine ihm sehr nötige Ruhepause bedeuten. Und damit traf er nicht nur die Wahrheit — vielleicht mehr, als ihm wahrscheinlich selbst bewußt war — sondern auch eine in den Kreisen seiner engeren Parteigenossen weit verbreitete Überzeugung. Von diesen ward mir immer wieder gesagt: des „Augusts“ — wie Bebel von allen kurzweg genannt wurde — Gesundheitszustand sei so erschüttert, seine Lunge so angegriffen, daß nach dem Urteil zuverlässiger Ärzte mit seinem vorzeitigen Ableben gerechnet werden müsse, wenn er nicht gezwungen werde, sich für längere Zeit jedes agitatorischen Auftretens zu enthalten. Einige gingen sogar soweit, die Verurteilung Bebels für „ein wahres Glück für die Partei“ zu erklären. Denn freiwillig gebe der August doch keine Ruhe.

So äußerte sich auch August Heinsch. Daß, was er voraussagte, fünf Jahre später sein Schicksal sein sollte, ahnte er damals nicht. Man wird aber sehen, daß, selbst wenn er es geahnt, nein als sicher gewußt hätte, er um kein Haar anders gesprochen hätte.

Willy Bading und ich unterhielten uns an jenem Abend viel mit Heinsch und dessen Freunden über die Sozialdemokratische Partei und den Demokratischen Arbeiterverein. Wir lösten für beide Körperschaften Mitgliedskarten für uns und für zwei Mitglieder unseres Vereins „Utopia“, außerdem erleichterten Willy und ich unsere Taschen durch freiwillige Beiträge zugunsten des Parteiorgans, des „Volksstaat“, die für recht anständig erklärt und unter Angabe unserer Anfangsbuchstaben im „Volksstaat“ vom 4. Mai 1872 verzeichnet wurden. Ich ward nun Bebel vorgestellt, der in jenen Tagen bei dem Parteimitglied Jakob Bamberger, meinem späteren Schwager, zu Gast wohnte. Er schüttelte mir sehr warm die Hand, und als er und Bamberger nach Hause gingen, durfte ich sie begleiten. Wir kehrten unterwegs in einer in der Lindenstraße, nahe der Junkerstraße gelegenen Bierwirtschaft ein. In der Wirtschaft überschüttete ein junger bürgerlicher Demokrat Bebel mit einer Unzahl von Fragen, von denen die meisten mir und einigen Sozialisten recht überflüssig vorkamen. Als ihm das ziemlich deutlich zu verstehen gegeben wurde, bat er, bevor er sich entferne, noch eine Frage an Bebel stellen zu dürfen, und rückte, als das ihm zugestanden wurde, mit der Frage heraus, wann denn wohl nach Bebels Meinung die von ihm vorausgesagte Revolution eintreten werde. Bebel sann einen Augenblick nach und

sagte dann in ziemlich bestimmtem Ton: „In spätestens zwanzig Jahren!“ Ob das sein Ernst war oder er nur den Fragesteller lakonisch abfertigen wollte, vermag ich mit Gewißheit nicht zu sagen. Seine Parteigenossen waren darüber verschiedener Meinung. Mein eigener Eindruck war, daß er den Ausspruch ernst meinte. Aber ich habe nicht lange über ihn nachgedacht. Zwanzig Jahre waren damals in meiner Vorstellung eine so weit hinausliegende Frist, daß es mir wenig Kopfschmerzen machte, was in dieser Zeit alles passieren könne oder ausbleiben werde.



2. „Bei den Jungen“ der Eisenacher

Die Organisationen der „Eisenacher“ in Berlin waren, als ich ihnen beitrug, an Mitgliedern der Zahl nach ziemlich schwach, konnten sich in dieser Hinsicht durchaus nicht mit den im Allgemeinen deutschen Arbeiterverein organisierten Lassalleanern messen. Dagegen standen sie durchschnittlich auf höherem geistigen Niveau. Zwar gab es ein irreführendes Bild, wenn man sie, wie das verschiedentlich geschehen ist, einen Generalstab ohne Soldaten nannte. Die Mehrzahl der Mitglieder gehörten der Arbeiterklasse an. Aber im Verhältnis zu den Angehörigen der Gesellschaftsschicht, die man gemeinhin die Intellektuellen nennt, kamen sie bei den Diskussionen meist nur mäßig in Betracht, das Wort führten da gewöhnlich vorwiegend Angehörige der anderen Schicht. Infolgedessen erschienen manchen die Arbeiter als zurückgedrängt, was wieder zur Folge hatte, daß das Wachstum an Arbeitermitgliedern hinter dem an Intellektuellen zurückblieb.

Von einem guten Teil der Mitglieder wurde das begreiflicherweise als ein großer Übelstand empfunden und die Frage erörtert, wie ihm abzuhelfen sei. Man kam auf den Gedanken, daß der letzte Grund des Übels in gewissen Besonderheiten der Organisation erblickt werden müsse.

Die Berliner Parteimitglieder tagten nur einmal im Monat als Parteiversammlung. Drei andere Abende waren den Sitzungen eines Vereins der Parteiangehörigen vorbehalten. Und da dieser Verein,

was mit seiner Entstehungsgeschichte zusammenhing, nur „Demokratischer Arbeiterverein“ hieß, mußte bei Leuten, welche die Verhältnisse nicht kannten, der Glaube entstehen, daß die „Eisenacher“ überhaupt nur einmal im Monat zusammenkamen. Einem Teil der Mitglieder des Vereins wollte es ohnehin nicht in den Kopf, daß dieser starr an dem Namen „Demokratischer Arbeiterverein“ festhielt, der der Anschauung Vorschub leistete, er sei überhaupt keine wahrhaft sozialistische Vereinigung, sondern nur ein Anhängsel irgendeiner bürgerlich-demokratischen Parteibildung.

Von diesem Gedanken ausgehend, hatte schon bald nach Jahresanfang ein Vereinsmitglied, der sehr intelligente Metallarbeiter Gustav Kärger, den Antrag gestellt, den Namen des Vereins in „Sozialdemokratischer Arbeiterverein“ abzuändern. Darüber gab es eine sich im Laufe der Zeit scharf zuspitzende Debatte. Gegen den Antrag hatte sich mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit der Vorsitzende des Vereins, Theodor Metzner, gewendet, der als eines der ältesten Mitglieder der Partei und als scharfer Logiker ein besonderes Ansehen genoß. Er erklärte den vorgeschlagenen Namen als eine Häufung von gleichbedeutenden Begriffen, die im Interesse der Klarheit des Denkens vermieden werden müßte, eine mehr als doktrinäre Verstiegtheit. Denn ein Verein konnte sozialdemokratisch sein, ohne deshalb den Namen Arbeiterverein zu führen, er konnte aber auch den Namen Arbeiterverein führen, ohne ein ausgesprochen sozialdemokratischer Verein zu sein. Der von Metzner eingenommene Standpunkt stieß daher auf eine unerwartet starke Gegnerschaft. Vor allen Dingen bekämpften ihn zwei redegewandte Persönlichkeiten: der aus Oberschlesien gebürtige Max Kayser, der von Breslau nach Berlin gekommen war und hier die Stelle eines zweiten Redakteurs der „Demokratischen Zeitung“ bekleidete, und der aus Bayern stammende Ignaz Auer. Kaysers Haltung in der „Demokratischen Zeitung“ hatte ganz wesentlich dazu beigetragen, daß dieses von bürgerlichen Demokraten gegründete Blatt immer ausgeprägteren sozialdemokratischen Charakter annahm. Durch und durch der Sozialdemokratie ergeben, trat der jugendliche Streiter denn auch mit schlagkräftigen politischen Argumenten für den Antrag Kärger ein. Ignaz Auer, der das gleiche tat, zeigte an der Hand eigener Erfahrung, wie sehr der Name Demokratischer Arbeiterverein die Partei schädige. Er schilderte, wie er als Süddeutscher wochenlang vergebens die Partei gesucht habe; er sei wohl wiederholt im Vereinskalender der Zeitungen auf den Namen Demokratischer Arbeiterverein gestoßen, habe aber stets angenommen,

dieser Verein sei ein Ableger bürgerlicher Parteien. So aber sei es auch noch anderen aus Süddeutschland gekommenen Arbeitern ergangen. Die nicht auf das Eisenacher Programm Geschulten fielen unter diesen Umständen den Lassalleanern in die Hände. Die Änderung des Namens sei daher geradezu eine Lebensbedingung für die Berliner Organisation der Partei. Ihm stimmten noch viele angesehene Mitglieder des Vereins bei. Andere schlugen einen Mittelweg vor; sie wollten Metzner insoweit entgegenkommen, daß sie sich mit der Änderung des Namens in Sozialdemokratischer Verein begnügen wollten. Darauf ließen sich aber die Jungen — die unter dreißig Jahre alten Opponenten — nicht ein. Sie bestanden darauf, beides im Namen zu haben, den Arbeiter und den Sozialdemokraten, und nach der drei Sitzungstage in Anspruch nehmenden Debatte siegten die Jungen, von denen wir einen Bayern, den Schriftsetzer August Baumann, August Heinsch und Fritz Milke nennen wollen, und für deren Standpunkt auch ich lebhaft eingetreten war. Das organisatorische Ergebnis der Abstimmung war eine Änderung in der Leitung des Vereins. Der in den Jahren schon vorgerückte Metzner faßte die ihm gewordene Niederlage als persönlich auf und erklärte seinen Rücktritt vom Vorsitz des Vereins, und seine bisherigen Kollegen im Vorstand hielten sich für verpflichtet, gleichfalls ihre Ämter niederzulegen. Bei der Wahl des neuen Vorstandes wurde ich als zweiter Kassierer in diesen hineingewählt. So wenig das bedeutete, so steigerte die Wahl doch mein Hochgefühl in nicht geringem Grade. Ich fühlte mich glücklich, nun in der Sozialdemokratie ein wirkliches Amt ausfüllen zu sollen. Außerdem brachte mich das Amt nicht nur mit den anderen Mitgliedern des neugewählten Vorstandes, sondern auch mit anderen führenden Mitgliedern der Partei in Berlin in engen Verkehr. Eine ganz besondere Freundschaft entwickelte sich zwischen Ignaz Auer, Fritz Mielke, August Heinsch, den Webern Alt, Liebmann, Vogel und mir. Es kamen Wochen, wo ich mit Ignaz Auer fast täglich zusammen war. Er war damals in seiner Lebenseinstellung noch ganz Proletarier, arbeitete als Sattlergeselle und betätigte sich, außer in beiden Organisationen der Partei, auch führend in seiner Berufsorganisation, dem Sattlerverein. Dank dem großen Ansehen, das er dort genoß, fühlten wir „Eisenacher“ uns dort geradezu zu Hause. Er war auf einer Generalversammlung der Berufsorganisationen der Sattlergesellen für ganz Deutschland zum Vorsitzenden der Zentralleitung des Verbandes gewählt worden. Bei seinem großen Ansehen mußten die

Lassalleaner den Versuch, diese Berufsorganisation für sich zu „retten“, schließlich als hoffnungslos aufgeben.

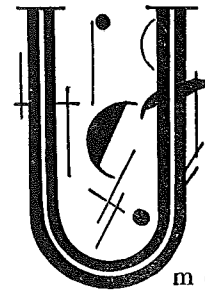
Ein ganz neues Leben war in die Berliner „Eisenacher“ eingezogen. Der sie beseelende Kampfgeist mußte sich hauptsächlich den Lassalleanern gegenüber betätigen, die unter der Führung Wilhelm Hasselmanns alles mögliche aufboten, die Partei Bebels und Liebknechts in Berlin nicht aufkommen zu lassen. Es war für die Eisenacher als Parteiorganisation ein Kampf ums Dasein; er wurde als solcher begriffen und mit Leidenschaft durchgeführt. Infolge der Kampfweise Hasselmanns entwickelte sich zwischen Eisenachern und Lassalleanern ein Haßempfinden, wie es lange Zeit in dieser Bitterkeit unbekannt gewesen war, und im Gegensatz hierzu wurde die Freundschaft der kämpfenden Eisenacher untereinander immer intimer. Wir trennten uns oft, wenn wir zu irgendeiner Sitzung zusammengewesen waren, während des ganzen Rests des Tages nicht mehr. An Sonntagen ging es häufig nach einer Vormittagssitzung ohne Unterbrechung zu Fuß in den Grunewald — die Grunewaldbahn gab es damals noch nicht — und daran schloß sich eine Wasserfahrt auf dem Schlachtensee. Die Gruppe um Auer war fast untrennbar. Bei solchen improvisierten Ausflügen beseelte uns ein wohlthuender Frohsinn. So gering die Lebensansprüche der meisten von uns waren — und wir „Nichtproletarier“ schlossen uns ohne weiteres an — um so freudiger wurden die bescheidensten Genüsse aufgenommen. Auf dem Wasser sangen wir gemeinsam Parteilieder und mir und anderen machte es ein besonderes Vergnügen, humoristische Erzählungen zu improvisieren. Sehr gern nahm ich abends Ignaz Auer und noch den einen oder anderen Parteigenossen mit zu mir nach Hause. Dabei achtete ich längere Zeit darauf, daß dieser Besuch nicht in unsere Wohnung kam, wenn mein Vater zu Hause war.

Dieser hatte nämlich meinen Beitritt zur Sozialdemokratie sehr übel empfunden, es gab zwischen ihm und mir darüber sehr heftige Auseinandersetzungen. Er war ein erbitterter Gegner der Sozialdemokratie, nicht aus einem Klassenempfinden heraus, sondern aus sentimentalischen Eingebungen. Die scharfen Antworten der sozialdemokratischen Presse auf die Artikel meines Onkels in der „Volkszeitung“ sowie die Kämpfe der Sozialdemokratie gegen die Fortschrittspartei überhaupt mochte er absolut nicht vertragen. Er sagte es nicht rund heraus, aber es war kein Zweifel, daß die große Liebe und Verehrung, die er für seinen Bruder Aron empfand, ihn in diesem Punkte überempfindlich machte. So nahm der Streit zwischen

uns über das Recht der Sozialdemokratie meist einen sehr gereizten Charakter an. Wir schrien einander zuweilen so an, daß meine draußen horchenden, mir sehr zugetanen Schwestern oft sich vor Weinen nicht zu halten wußten. Denn es sah manchmal so aus, als sollte der Streit mit meiner Ausweisung aus dem väterlichen Hause enden.

So schlimm stand es jedoch keineswegs. So heftig der Vater werden konnte, so wenig war er nachtragend und zu Gewaltmaßnahmen geneigt. War der Streit bei Tische ausgebrochen, so kam es des öfteren vor, daß Vater das Eintreten einer Pause dazu benutzte, ein besonders gutes Stück Fleisch von seinem Teller auf meinen zu legen, und was dergleichen Zeichen väterlicher Liebe mehr waren. Sachlich gab freilich keiner von uns nach, wir waren eben beide „Dickköpfe“. Erst nach und nach milderte sich die Gereiztheit meines Vaters, so daß er nun Ignaz Auer mit Zeichen großer Achtung aufnahm.

Mittlerweile hatte ich mit der Agitation für unsere Partei in Versammlungen begonnen. Vorerst nur „auf den Dörfern“, denn in Berliner Versammlungen rednerisch aufzutreten, wagte ich noch nicht. Mich schreckte das Beispiel eines unserer Partei angehörigen, gleichfalls jüdischen Handlungsgehilfen. Der Partei selbstlos und treu ergeben, pflegte dieser nach jedem Satz sich zu korrigieren, und das brachte seine Reden um fast jede agitatorische Kraft. Ich fürchtete, es würde mir ebenso ergehen.



3. Die Kommune und die Siegestsäule

In diese Zeit schrieb ich ein Dramolet: „Der Flüchtling der Kommune.“ Es behandelte einen Vorgang an der französisch-belgischen Grenze. Ein flüchtiger Kommunard schilderte in einem noch auf französischer Seite liegenden Dorf Landleuten die Bestrebungen, Kämpfe und Schicksale der Pariser Kommune. Die Darstellung folgte von Anfang bis zu Ende der von Karl Marx verfaßten Ansprache des Generalrats der Internationale „Der Bürgerkrieg in Frankreich“, die mich in höchstem Grade hingerissen

hatte. Das Stück hätte daher den Untertitel haben müssen „Frei nach Marx, Der Bürgerkrieg in Frankreich“. Indes lag mir nichts ferner, als Marx als Gewährsmann heranzuziehen. Auch tat ich nichts Ernsthaftes, das Stück zur Aufführung zu bringen. Dagegen habe ich etwas später auf einem Arbeiterfest unserer Mitgliedschaft in dem Saale Königshöhe in der Greifswalder Straße das Hauptstück, die Schilderung der Bestrebungen und Kämpfe der Kommune vorgetragen, an die sich die Schlußansprache des von Gendarmen ergriffenen und gefesselten Kommunarden an die Landleute knüpfte. Sie wurde vom Orchester mit der Melodie der Arbeitermarseillaise begleitet. Die Zuhörer nahmen das Stück sehr dankbar auf. Ich erfuhr nachträglich von Freunden, daß an verschiedenen Tischen das Gespräch umging: „Nein, was der Bernstein nicht alles schon erlebt hat!“ Da der Kommunard die Vorgänge in Paris in der ersten Person erzählte — das heißt von „Wir“ und „Uns“ sprach — hatten viele den Eindruck empfangen, ich erzählte zum Teil eigene Erlebnisse, und sie beantworteten die von den Klängen des Orchesters begleiteten Schlußworte:

„Die Nachwelt sei's, die unser Leid einst sühne,
ihr Kampftruf sei hinfort: Hoch die Kommune!“

mit um so stärkerem Beifall.

Was übrigens aus dem Manuskript des Dramolets geworden ist, weiß ich nicht. Jemand hatte es sich zum Abschreiben entliehen, und ich habe es niemals zurückbekommen.

Im Anschluß hieran sei noch eine rührende Episode mitgeteilt. Ich war damals an den Folgen einer Erkältung erkrankt gewesen und sah, noch kaum richtig hergestellt, recht blaß aus. Einige Wochen später auf einer Fußpartie nach dem Schlachtensee zog mich Auer plötzlich beiseite und sagte zu mir: „Du solltest nur einmal hören, mit welcher zarten Rücksicht die Genossen von dir sprechen, es ist wirklich sehr schön.“

Auf unserem Ausflug sangen wir natürlich auf dem größten Teil des Marsches allerhand politische Lieder, und als wir Charlottenburg hinter uns hatten, kam das prächtige Proletarierlied Hermann Greulichs: „Es tönt ein Ruf von Land zu Land“ heran. Da es nach der Melodie der „Wacht am Rhein“ gesungen wurde, hatten einige ausreitende Offiziere offenbar den Eindruck, es werde der Hochgesang des damaligen Patriotismus gesungen. Sie ritten an uns heran, erreichten uns aber, als wir gerade an dem wichtigen Kehrreim gelangt waren:

„Es wirbelt dumpf das Aufgebot,

Es flattert hoch die Fahne rot:

Arbeitend lebend oder kämpfend in den Tod!“

Verblüfft ritten sie schleunigst davon, gefolgt vom höhrenden Jubel des singlustigen Trupps. Das Davoneilen der Militärs hatte unsere Herzen nicht wenig höher schlagen machen.

*

Von den Maßnahmen der Pariser Kommune hatte die Niederlegung der dem Andenken an Napoleon I. gewidmeten Vendôme-Säule auf mich den tiefsten Eindruck gemacht. Als Anfang 1874 in Berlin die Siegestsäule enthüllt wurde — sie verherrlicht die deutschen Siege über Frankreich 1870/71 — fühlte ich das Bedürfnis, eine Dichtung im Geiste der symbolischen Bedeutung jener Maßnahme der Kommune abzufassen. Ich schrieb also ein Gedicht: „Die Siegestsäule“, das in Strophe und Gegenstrophe unseren Ideen Ausdruck gab und die Vorgänge schilderte, welche die Siegestsäule verherrlicht. Als in der zweiten Hälfte des Jahres 1874 der Staatsanwalt Tessendorf mit Verboten gegen die sozialdemokratische Parteiorganisationen und ihre Presse vorging, denen auch die Berliner Organisation der Eisenacher zum Opfer fiel, schufen mein Freund und Genosse Hugo Adam und ich, dem Beispiel der Lassalleaner folgend, zur Gegenwehr die kleine Zeitschrift: „Der Sozialist“, die der Partei Einnahmen als Ersatz für die ihr entgehenden Parteibeiträge liefern sollte. In der ersten Nummer dieser Zeitschrift habe ich jenes Gedicht veröffentlicht. Als es etwas später auf einem Parteifest vorgetragen werden sollte, erhob der überwachende Polizist — ein Polizeihauptmann, soweit ich mich erinnere — Einspruch dagegen. Er war kein sonderlich engherziger Geist. Als ich auf Veranlassung der Festleitung wegen seines Einspruchs mit ihm verhandelte, suchte er diesen folgendermaßen zu begründen: „Sehen Sie, in dem Gedicht heißt es von dem Wesen auf der Säule ‚doch Frieden nicht und Freiheit teilt es aus‘, und wir haben doch Friede und Freiheit.“ Worauf ich ihm antwortete: „Ja, Herr Hauptmann, aber nicht so, wie wir Sozialdemokraten es verstehen.“ Nun erklärte er, er könne aber trotzdem die Verantwortung für das Aufsagen des Gedichtes nicht übernehmen, was ihm von mir den Bescheid eintrug: „Herr Hauptmann, die Verantwortung übernehme ich gern“, und er war harmlos genug, sich mit dieser Erklärung zu begnügen.

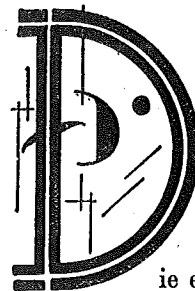
Es ist denn auch keinerlei Aktion des sonst so verfolgungssüchtigen Staatsanwalts gegen mich erfolgt. Ob ich das dem sicherlich objektiven Bericht des Polizeihauptmanns zu verdanken habe, muß dahingestellt bleiben. Bei anderen Anlässen haben noch so objektive Rapporte der Polizeibeamten diese Staatsanwaltschaft nicht verhindert, Anklagen zu erheben und Verhaftungen zu veranlassen. Allerdings enthält das Gedicht keinen Satz, der mit Recht als Aufforderung zu Gewalttätigkeiten gedeutet werden könnte, aber der damals leitende Geist der Berliner Staatsanwaltschaft, Tessen-dorf, hatte bei Anklagen eine Skrupellosigkeit sondergleichen an den Tag gelegt. So hatte er den Abdruck des Greulichsches Liedes: „Es tönt ein Ruf von Land zu Land“ auf der Rückseite eines Festprogramms dazu benutzt, den Vorsitzenden des Festausschusses, August Heinsch, unter der Anklage der Aufreizung zur Gewalt vor Gericht zu stellen und dort gegen ihn nicht weniger als zwei Jahre Gefängnis zu beantragen, obwohl das Gedicht schon seit Jahren unangefochten in Arbeiterliederbüchern stand. Das war aber selbst den ihm sonst sehr dienstwilligen Richtern der damaligen siebenten Deputation des Berliner Stadtgerichts zu viel, und sie hatten auf ein Jahr Gefängnis erkannt. Das Berufungsgericht aber, das Kammergericht, hatte dieses Strafmaß auf drei Monate mit einer Begründung herabgesetzt, der man es anmerkte, daß nur kollegiale Rücksicht auf die ersten Richter die völlige Freisprechung Heinschs verhindert hatte. Für Tessen-dorf war daher dieses Erkenntnis eine Bloßstellung, die ihm für eine Weile die Lust benommen haben mag, sich erneut als Ausdeutungskünstler zu produzieren. Es hieß zwar am Schluß der vorletzten Strophe meines Gedichts:

„Und um fürder Kriege zu entflammen,
stürzt dann, ihr Kriegsdenkmäler all, zusammen!“

Die Strophe setzte aber mit den Versen ein:

„Nein, endlich einmal muß der Tag erscheinen,
an dem die Völker schließen ihren Bund,
zu brüderlichem Wirken sich vereinen ...“

Das zeigte eine Zukunft an, und so wäre jeder Versuch Tessen-dorfs, eine Aufreizung zu einem unmittelbaren Gewaltakt heraus-zudeuten, elend mißglückt. Den Versuch, eine solche aus dem Ab-singen von Greulichs Arbeiterlied abzuleiten, hatte die Verteidigung Heinschs mit der ironischen Frage an Richter und Staatsanwalt unmöglich gemacht, ob sie im Ernst daran glaubten, daß die Teil-nehmer an dem Fest nach Absingen des Liedes auf die Straße stürzen würden, um mit Messern und Gabeln Revolution zu machen.



4. Der werdende Agitator

Die erste Ortschaft, in der ich agitatorisch für die Sozial-demokratie aufgetreten bin, war Charlottenburg, damals — im Winter 1872/73 — ein Vorort mit kaum dem zehnten Teil der Einwohner des heutigen Charlottenburg. Es war noch nicht einmal durch eine ordentliche Pferdebahn mit Berlin verbunden.

Die Versammlung war von etwa 100 bis 150 Personen besucht — in der Mehrheit von Gegnern. Von unserer Seite aus sprach der sehr redegewandte Max Kayser wirkungsvoll für unsere Partei. Ihm trat als Redner der Fortschrittspartei ein Schriftsteller Nathan Schlesinger entgegen, der einmal dem Allgemeinen Deutschen Arbeiter-verein angehört hatte, aber nun zum bürgerlichen Liberalismus zurückgekehrt war und vornehmlich für die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine agitierte. Er war eine stark komödiantenhaft angelegte Natur und entwickelte in Wort und Schrift ein geschwollenes Pathos, das oft genug direkt komisch wirkte. In seiner ersten Epoche hatte er sein Bild mit der Unterschrift veröffentlicht: „Nicht wie der brünstig liebende Jüngling die begehrte Ge-liebte, sondern wie der treu sorgende Gatte die ihm verbundene Frau, so liebe ich, Nathan Schlesinger, das arbeitende Volk!“ In der Versammlung hatte er pathetisch verkündet, daß er auf der Universität „an den Brüsten der Wissenschaft“ Erkenntnis ein-gesogen habe usw.

Seine „Widerlegung“ Kaysers kam mir so unangebracht vor, daß ich mich zum Wort meldete und ihm ziemlich scharf ent-gegnetrat. Da ich mit innerer Erregung sprach, blieb meine Rede frei von jenen Unterbrechungen durch Selbstkorrekturen, und ich erntete unerwartet starken Beifall. Das sprach sich herum und trug mir von verschiedenen Mitgliedschaften der Partei Einladungen zu Agitationsversammlungen ein. Die erste kam vom Spandauer Ver-trauensmann der Eisenacher, einem jungverheirateten Barbier Wil-helm Fischer. Ich folgte ihr, und nach Schluß der Versammlung übernachtete ich in Fischers durchaus proletarischer Häuslichkeit. Eine Gunst, die anderen parteigenössischen Nachtgästen Fischers

zuteil wurde, blieb mir versagt. Ich erfuhr, daß Parteigenossen, die bei Fischer übernachteten, morgens, da Fischer seine Hauskunden zu besuchen hatte, von seiner Frau rasiert zu werden pflegten. Das ist mir nicht angeboten worden. Die Schuld lag indes bei mir oder vielmehr bei meinen Lippen. Trotz meiner nahezu 23 Jahre war ich noch völlig bartlos. Die Versammlung war nur mäßig besucht, verlief aber sonst günstig. Die Arbeiter in den staatlichen Militärwerkstätten Spandaus standen mit ganz vereinzelt Ausnahmen der sozialdemokratischen Bewegung noch durchaus teilnahmslos gegenüber.

Wesentlich ermutigender war der Besuch und bedeutungsvoller für mich der Verlauf einer Versammlung, zu der ich nun auf Veranlassung Fischers eingeladen wurde. Sie fand in dem Städtchen Luckenwalde statt, das als eine Station zweiten oder dritten Ranges der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn weiteren Kreisen bekannt ist. Es war damals noch in hohem Grade eine Stätte der Textilindustrie, und zwar vornehmlich der Tuchmacherei, die dort noch meist manufakturmäßig, das heißt, in der Weise betrieben wurde, daß Arbeiter an in ihren Wohnungen aufgestellten Stühlen für kapitalistische Unternehmer arbeiteten. Für mich hatte der Ort dadurch ein persönliches Interesse, daß meine Eltern in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe längere Zeit dort gewohnt hatten und meine Mutter mir und noch einigen jüngeren Geschwistern mancherlei über ihre dortige Lebensweise und allerhand Gebräuche der Bevölkerung erzählt hatte. Das bezog sich auf die Zeit vor dem Jahre 1850. Als mein Vater erfahren hatte, daß und zu welchem Zweck ich nach Luckenwalde fahren werde, glaubte er mir eine Warnung erteilen zu sollen. Dort wollte man von uns nichts wissen, erklärte er mir, und mit der breiten Masse der Bevölkerung werde man nicht so leicht fertig. Die werde gegebenenfalls mit Stangen gegen uns losgehen. Ich hatte und habe keinen Grund, daran zu zweifeln, daß er das in gutem Glauben sagte, und da er damals dienstlich alle paar Tage Luckenwalde passierte, durfte man auch annehmen, daß er einigermaßen zuverlässig darüber unterrichtet war, welcher politische Geist dort herrschte. Ich antwortete ihm daher nur, im politischen Kampf müsse man eben dergleichen riskieren, und setzte mich an dem dazu festgesetzten Tag uneingeschüchtert zur bestimmten Stunde in den Zug, sah aber innerlich doch dem Schlimmsten entgegen.

Die Sache kam aber ganz anders. In Luckenwalde erwarteten mich dortige Parteigenossen an der Station und führten mich sofort

in das Versammlungslokal, das eine gute Strecke außerhalb der Stadt gelegen war und von der entgegengesetzten Seite des Bahnkörpers aus erreicht wurde. Wir fanden das Lokal, einen ziemlich großen Saal, schon völlig besetzt vor, von einer Feindseligkeit gegen die Sozialdemokratie war nicht das geringste zu merken. Der Vortrag Wilhelm Fischers, der den ersten Punkt der Tagesordnung bildete, wurde mit einmütigem Beifall aufgenommen, und mir, der ich nach Fischer sprach, machte man es noch besser. Eine große Zahl von Arbeitern traten an mich heran und drückten mir die Hand. Die führenden Mitglieder der örtlichen Organisation ersuchten mich nach Schluß der Versammlung, noch eine Zeit mit ihnen in traulicher Unterhaltung zu verbringen. In dieser fragten sie mich, ob ich bereit wäre, in einer Reihe von Agitationsversammlungen an entlegeneren Orten ihres Reichstagswahlkreises als Referent aufzutreten. Ich antwortete, daß ich als Bureauangestellter an Wochentagen nur abends für solche Tätigkeit frei sei, aber gern eine größere Anzahl meiner Sonntage ihnen für diese zur Verfügung stelle. Das nahmen sie mit Freuden an, und ich habe dann bis zum Vorabend der Reichstagswahl des Jahres 1874 an einer Reihe von Orten des sehr ausgedehnten Wahlkreises Agitationsreden gehalten. Der Wahlkreis Luckenwalde-Jüterbog, Zauch-Belzig erstreckte sich von der Grenze im Südosten, welche die Provinz Brandenburg von der Niederlausitz trennt, bis fast an die Tore Potsdams im Westen. Am Sonnabendabend sprach ich meist in Luckenwalde oder in Jüterbog, und am folgenden Vormittag fuhr ich mit einer Anzahl dortiger Genossen auf einem billigen Gefährt — meist Leiterwagen — nach einer der noch jeder Bahnverbindung entbehrenden kleineren Städte des Wahlkreises. Dort sprach ich am frühen Nachmittag, worauf nach Schluß der Versammlung die betreffenden Genossen und ich wieder an den Ausgangsort zurückfuhren und dort gewöhnlich erst in vorgerückter Abendstunde landeten. In ihm übernachtete ich und fuhr Montag früh nach Berlin zurück, wo es von der Bahn direkt ins Bureau ging.

Die meilenweite Fahrt auf billigen Fuhrwerken und auf holperigen Straßen ging, da wir nicht immer übermäßig Platz hatten, manchmal recht ermüdend aus, und beim Nachtlager hieß es auch sich in allerhand ungewohnte Notwendigkeiten schicken. Als ich einmal im weit östlich liegenden Städtchen Dahme zu sprechen hatte, berechnete der mich begleitende Vertrauensmann der Jüterboger Parteigenossen, ein grundbraver und sehr intelligenter Schuhmacher, Vater von sieben Kindern, daß wir frühestens erst um zwei

Uhr nachts wieder in Jüterbog sein würden. Um die Lösung des Problems des Nachtlogis gegen alle Zufälle sicherzustellen, wurde daher folgender Schlachtplan entworfen und dann auch durchgeführt: Die Frau des Vertrauensmannes legte sich am Sonntag gegen 6 Uhr abends ins Bett und stand, als um zwei Uhr nachts ihr Mann und ich eintrafen, aus diesem auf, um auch gleich aufzubleiben, und ich durfte mit dem Mann etwa fünf Stunden das Ehebett teilen. Aber ich war ein junger Kerl, der sich eines sehr guten Schlafes erfreute und daher alle möglichen Strapazen leicht überwand. Auf der anderen Seite hatten die Fahrten mit Genossen des arbeitenden Proletariats für mich den Vorteil, mich mit Einzelheiten des Arbeiterlebens und Arbeiterdenkens bekanntzumachen.

In Luckenwalde stand an der Spitze der Bewegung der recht intelligente Tuchmachereiarbeiter Ehrhardt, der mir nicht wenig imponierte. Schlank gewachsen und von kräftiger Konstitution war er wie dazu geschaffen, große Versammlungen zu leiten, zumal er in der Parteigeschichte gut bewandert war. Obwohl noch ziemlich jung, hatte er in anderen Teilen Deutschlands gearbeitet und sozialpolitische Einblicke gewonnen, die der Masse seiner Kollegen fehlten. Einen fast noch tieferen Eindruck machte auf mich ein etwas älterer Arbeiter, dessen Name mir leider entfallen ist. Als Ernährer einer ziemlich starken Familie war dieser Mann in seiner Bewegungsfreiheit arg eingeschränkt, suchte aber, was ihm dadurch an unmittelbarer Kenntnisnahme entging, durch fleißige Lektüre zu ersetzen. An ihm und seiner Familie konnte man die Gedrücktheit der Lebensverhältnisse des Arbeiters jener Tage praktisch studieren. Als ich einmal an einem Sonntagmorgen vor Antritt einer Agitationsfahrt bei ihm war und mir eine Tasse von einem Getränk vorgesetzt wurde, das Kaffee hieß, aber ersichtlich zum größten Teil einem Ersatzmittel seine Entstehung verdankte, bemerkte ich, daß einige seiner Kinder sehnsüchtig nach einem Stück Zucker ausblickten, das auf meiner Untertasse lag. Aus einem Gespräch mit ihnen ging hervor, daß sie diesen „Kaffee“ ohne Zucker bekamen; als ich ihnen aber mein Stück anbot, waren sie nicht dazu zu bewegen, es anzunehmen, sondern liefen, als ich mit meinem Angebot etwas in sie eindrang, allesamt davon. Sie litten mir leid, und doch freute mich ihr Verhalten. Es lag der Zug von Charakterfestigkeit darin, der auch den Vater auszeichnete. Dessen ruhige Art, in der Festigkeit der Gesinnung mit Bescheidenheit in allen äußerlichen Dingen sich paarte, war mir ungemein sympathisch, und ich bedauerte sehr, daß dieser Mann, der alles, was er

las, gewissenhaft überdachte, nur selten einige wirkliche Literaturschätze zu Gesicht bekam.

Auf ähnliche sympathische Züge stieß ich auch bei anderen Luckenwalder Parteimitgliedern, so daß mir eine Agitationsfahrt mit ihnen immer ein seelischer Genuß war. Die Agitation selbst verlief nicht an allen außengelegenen Ortschaften ohne Zwischenfälle, aber diese rechtfertigen keine besondere Erwähnung. Nicht ganz uninteressant und nicht ohne humoristische Beigabe waren Vorkommnisse in dem Städtchen Treuenbrietzen. Seinen Namen trug es von der Treue, die es zur Zeit des falschen Waldemar den Wittelsbachern bewahrt hatte.

Ich sollte in dem dortigen Schützenhaus sprechen. Eine nicht sehr weitsichtige Wahl, denn in diesen kleinen Städten ist der Schützenhaus-Saal gewöhnlich der Sammelplatz ihrer — bildlich ausgedrückt — oberen Zehntausend, während die von der Agitation noch nicht erfaßten Arbeiter sich dort nicht heimisch fühlen und sich verlegen an den Wänden herumdrücken. Ich sprach sozusagen vor einem Parkett von Königen. Zum Glück überwog die Neugier bei den hohen Herrschaften — bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher, um mit dem ersten Jäger im „Wallenstein“ zu reden. Sie ließen mich ungestört reden, während ich noch wenig Erfahrener ihnen eine richtige sozialistische Agitationspauke vortrug. Als sie beendet war, glaubte ein dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein angehöriger, nach Treuenbrietzen verschlagener Maurer namens, ich glaube Kilian, mir entgentreten zu sollen. In sachlicher Diskussion ungeübt, erklärte er den Anwesenden, was ich ausgeführt habe, höre sich ja alles ganz schön an, aber ich sei einer von den „Ehrlichen“, sie jedoch, die vom Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, seien die „Roten“, und darum solle man ihnen beitreten.

Trotz meiner geringen Erfahrung ließ ich mich durch diese Worte keinen Augenblick außer Fassung bringen. Ich sagte mir, sie seien den Spießbürgern von Treuenbrietzen gegenüber so unangebracht wie nur möglich und würden zum Teil nicht einmal verstanden. Was wußten die davon, welchen Begriff der Lassalleaner mit dem Wort die „Ehrlichen“ verband. Und so lockte mir der brave Kilian nur ein Lächeln der Belustigung ab. Anders dagegen ein gar nicht mehr junger, gut sozialdemokratischer sächsischer Weber. Er sprang ganz erbittert auf und rief in seiner, den Norddeutschen ohnehin komisch berührenden heimischen Aussprache leidenschaftlich in den Saal hinein: „Globen S'es em nich,

meine Herren, wir sind noch viel reeter!“ Der Krakeel zwischen den Sozialisten machte den Spießbürgern ungeheuren Spaß. Mit einem kurzen Schlußwort von mir konnte die Versammlung geschlossen werden, und wir nahmen, ehe wir den Heimweg antraten, die uns verbleibende Zeit noch wahr, uns mit einigen der Arbeiter, die an den Wänden gestanden hatten, ins Einvernehmen zu setzen und ihnen Mut zuzusprechen.

Die Wirkung zeigte sich bald. Der zweimal wöchentlich erscheinende — sagen wir „Haupt-Anzeiger“ von Treuenbrietzen ließ gegen meine Ausführungen einen durch fünf Nummern laufenden Leitartikel vom Stapel. Natürlich mußte darauf geantwortet werden. Es ward zu diesem Zweck eine neue Versammlung einberufen, für die unserem Mann aber der Schützenhaus-Saal verweigert wurde, so daß er den Saal einer Wirtschaft mietete, deren Besucher vorwiegend Arbeiter waren. Ein wahres Glück für uns, denn nun hatten wir eine sehr gut besuchte Versammlung, deren Teilnehmer fast ausschließlich Arbeiter waren, während die große Mehrheit des Bürgertums durch Abwesenheit glänzte.

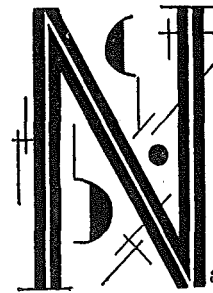
Mehr noch. Wie wir nun erfuhren, hatte der meiner Vernichtung gewidmete Bandwurm des „Haupt-Anzeigers“ keinen Geringeren zum Verfasser gehabt, als das Stadtoberhaupt, den Herrn Bürgermeister. Ihn hatte es nicht gelitten, mich unzerzaust ziehen zu lassen. Aber auch er bekam es nicht über sich, in der neuen Versammlung zu erscheinen. Wohl ließ er sich von Zeit zu Zeit vor dem Versammlungslokal blicken, aber immer nur in sehr achtungsvoller Entfernung. Er hatte wohl nicht nur literarisch kein sehr gutes Gewissen. Arbeiter, deren sonderbares Mienenspiel mir aufgefallen war, erklärten mir nach Schluß der Versammlung, als ich sie darüber ausfragte, daß eine Gruppe von Bürgerlichen, darunter der Bürgermeister, einen hohen Geldpreis für die ausgeboten habe, die mich gehörig durchbläuen würden. Sie hätten sich daher in meine unmittelbare Nähe gesetzt, um beim ersten Versuch einer Mißhandlung sofort kräftig einzugreifen. An ihrem guten Glauben war nicht zu zweifeln. Redensarten, die so verstanden werden konnten, mögen wohl gefallen sein. Hatte es doch schon in dem bürgermeisterlichen Bandwurm gegen mich geheißt, mir gegenüber dürfte das Wort des von mir so gern zitierten Dichters Schiller angebracht sein: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme!“

Der Geist der Versammlung mag überdies alle Raufbold-Gelüste ausgetrieben haben. Die Versammlung offenbarte von Anfang an

eine gute Stimmung für unsere Partei und ihre Grundsätze, eine Stimmung, die alle etwaigen Gegner entmutigen mußte.

Die Verweigerung des Schützenhauses an die Sozialdemokratie hatte gerade umgekehrt, als erwartet wurde, gewirkt. Im Schützenhaus wäre die Versammlung sicher nicht so glatt für uns abgelauten, selbst wenn die Arbeiter sich in ihr mutiger benommen hätten als in der ersten Versammlung. Die Nötigung der Sozialdemokraten, in einem Arbeiterlokal zu tagen, schanzte diesen von vornherein dort eine Monopolstellung zu. Denn in ein solches Lokal zu gehen, hielt der richtige Bürgermann von Treuenbrietzen für unter seiner Würde.

In diesen Kleinstädten war zu jener Zeit die Klassenscheidung viel stärker ausgeprägt, als sich das in der Großstadt kundgab. In letzterer war sie natürlich auch da und zeigte sich an vielen Tatsachen des sozialen Lebens. Aber dies als natürliches Produkt der Unterschiede in den ökonomischen Lebensbedingungen. In den Kleinstädten dagegen wurzelte sie in einem Kastengeist, der in der breiten Masse der großstädtischen Bevölkerung zur vereinzelt und belächelten Ausnahme geworden war. Ich habe das noch in verschiedenen Ortschaften zu beobachten Gelegenheit gehabt.



5. *Bruderkampf zwischen Lassalleanern und Eisenachern*

Nachdem ich mich in der weiteren Umgebung Berlins einigermaßen agitatorisch erprobt hatte, kam mir der Mut, in Berlin selbst rednerisch aufzutreten. Zunächst freilich nur bei Debatten und obendrein angefeuert durch Auer, der mich eines Tages in die Rednerliste eintragen ließ, ohne daß ich mich gemeldet hatte. Es dauerte aber nicht lange, bis ich ersucht wurde, mich auch hier als Vortragender und Agitationsredner zu betätigen. Außerdem wurde ich in die damalige Agitationskommission der Berliner Parteimitgliedschaft gewählt und gehörte auf diese Weise bald ihrem Mittelpunkt an. Mit allen Parteigenossen, mit denen ich dadurch in näheren Verkehr kam, machte ich Bruderschaft, die bei den meisten nicht nur formal war. Es verband uns ein wirkliches Freundschaftsempfinden.

Wir waren um so mehr auf den engsten Zusammenhalt angewiesen, als um die Mitte 1873 die „Demokratische Zeitung“ einschloß, die zwar von bürgerlichen Demokraten gegründet und finanziert worden war, aber uns Eisenachern immer mehr die Dienste eines Parteiblattes geleistet hatte. Unser Parteimitglied Max Kayser war, wie erwähnt, längere Zeit zweiter Redakteur dieser Zeitung, erfreute sich aber in der Tonart der grundsätzlichen Unterstützung des damaligen ersten Redakteurs Karl Lübeck, der sich innerlich der Sozialdemokratie zugewandt hatte. So angenehm das für uns Eisenacher war, so unangenehm empfanden es die mehr rechtsstehenden bürgerlichen Geldgeber des Blattes, und es kam darüber in dessen Verwaltungsrat zu recht unerquicklichen Auseinandersetzungen. Unter anderen machte Franz Mehring, der damals nur erst bürgerlicher Demokrat war, mit deutlicher Spitze gegen Max Kayser die „einseitige Haltung“ der „Demokratischen Zeitung“ dafür verantwortlich, daß deren Abonnentenstand sich nicht heben wollte. Er erhielt darauf in Kayzers Antwort einen Gegenschlag, den er ihm lange Zeit nicht verzeihen hat. Er bekenne sich, sagte Kayser, gern zu einer gewissen Einseitigkeit, er bekomme es nicht fertig, gleichzeitig Korrespondent der — zu jener Zeit sehr weit linksstehenden — „Frankfurter Zeitung“ und der Bismarckisch-nationalliberalen „Weser-Zeitung“ zu sein. Dieser persönliche Hieb besiegelte das Schicksal der „Demokratischen Zeitung“. Die bürgerlichen Geldgeber kündigten Kayser nicht, um dessen sozialistischen Anhang nicht zu reizen, und ließen daher das Blatt lieber eingehen. Vielleicht hätte ein etwas diplomatischeres Verhalten Kayzers die Situation für eine Weile noch gerettet, aber sicherlich ehrt es ihn, daß er lieber seine Stellung gefährdete, als von seiner politischen Haltung etwas aufzugeben. Seine starke sozialistische Entschiedenheit wurde von einer ganz außerordentlichen Bescheidenheit der Lebensansprüche unterstützt, die ihn vor keinem Opfer zurückschrecken ließ. Von der Parteileitung, der er seine Dienste zur Verfügung gestellt hatte, wurde ihm nun eine Stelle bei einem sächsischen Parteiorgan vermittelt, wo er allerdings mit einem erheblich niedrigeren Gehalt als in Berlin fürlieb nehmen mußte.

Einige Zeit bevor sich dies alles abspielte, hatten Max Kayser und ich in dem nördlich von Berlin gelegenen Städtchen Bernau ein kleines Abenteuer, das für den Stand der Kämpfe der beiden sozialdemokratischen Fraktionen gegeneinander bezeichnend genug war, um hier geschildert zu werden.

Wir waren aufgefordert worden, zu zweit in Bernau eine Agitationsversammlung abzuhalten. Veranstaltet war sie von einem recht intelligenten sächsischen Weber namens Gladewitz, der in diesem Fabrikstädtchen Arbeit gefunden hatte und nun es für seine Pflicht hielt, dort eine Mitgliedschaft unserer Partei zu organisieren. Nachdem er unsere Zustimmung erhalten hatte, berief er die Versammlung in den ziemlich großen Saal eines Gasthauses mit der Tagesordnung ein: „Der Leipziger Hochverratsprozeß und der Sozialismus“. Über den ersten Punkt sollte Kayser, über den zweiten ich referieren.

Kayser und ich trafen uns nach Verabredung in Berlin am Stettiner Bahnhof, und bei unserem Einsteigen in den Zug bemerkte Kayser, daß einer der redegewandtesten Führer der Lassalleaner, Wilhelm Hasselmann, mit noch zwei bekannten Mitgliedern seiner Partei gleichfalls in den Zug stieg. „Die fahren uns sicher nach, um unsere Versammlung zu verderben“, flüsterte er mir erregt zu und machte mir dann den Kopf heiß mit Erzählungen von Hasselmanns raffinierter, kein Mittel verschmähenden Demagogie. Das war mir im Grunde nichts Neues. Hatte ich doch einer Versammlung beigewohnt, in der er eine Resolution in Sachen der Wohnungsnot, an deren Aufstellung auch hervorragende Mitglieder unserer Partei mitgearbeitet hatten, für Verrat an den Grundsätzen der Sozialdemokratie erklärte, weil sie von der bestehenden Regierung Geldmittel zur Linderung dieser Not forderte.

Als wir sahen, daß er und seine Begleiter in Bernau in das gleiche Versammlungslokal zogen, war ich auf das Schlimmste vorbereitet. Und der Anfang der Versammlung strafte das nicht Lügen. Hasselmann beantragte, die Tagesordnung umzukehren und zuerst über den Sozialismus referieren zu lassen, da doch jetzt, wo alle Welt vom Sozialismus rede, die Arbeiter vor allem wissen wollten, was sie von diesem zu erwarten hätten. Die noch sehr unwissenden Bernauer gingen auch ohne weiteres darauf ein. Der Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen, und Hasselmann hatte den Erfolg, daß von der tapferen Verteidigung Bebels und Liebknechts und ihrer ungerechten Verurteilung zunächst gar nicht gesprochen wurde. Es war ihm nun möglich, die Debatte über den Sozialismus so lange hinzuziehen, bis es für das Referat Kayzers zu spät war. Und das ist ihm auch gelungen. Zwar fiel mein Referat besser aus, als ich gefürchtet hatte. Im Bewußtsein meiner Mängel hatte ich mir die größte Mühe gegeben, jeden Mißgriff zu vermeiden, und dadurch ohne besondere Absicht einen Ton in meinen Vortrag

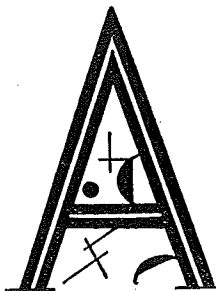
hineingetragen, der ihm eine ganz unerwartete Wirkung auf die Hörer eintrug. Sie belohnten ihn mit einem Beifall, der es Hasselmann für klug erscheinen ließ, sich jeden persönlichen Angriffs auf mich, den ihm noch Unbekannten, zu enthalten. Aber er wußte Rat. Er nahm das Wort und erklärte, meinen Vortrag, der mehr theoretisch gewesen sei, durch Beispiele aus der Praxis des Lebens ergänzen zu wollen. So erzählte er, wie der Bauer, der das Vieh mühsam heranzüchtete, beim Verkauf der Wolle an den Spinner, der Spinner beim Verkauf des mühsam erarbeiteten Garns an den Weber, der Weber beim Verkauf des ebenso mühsam hergestellten Stoffes an den Schneider und so fort durch den Zwischenhändler ausgebeutet würden, und da Kayser und ich zufällig Juden waren, war der ausbeuterische Zwischenhändler immer mit scharfer Betonung des Wortes: der Jude, der Jude, der Jude. Und nachdem er so mit Geschick eine antijüdische Stimmung geschaffen hatte, ging er nun auf den Streit in der Sozialdemokratie über und schilderte die Sozialdemokratie des von uns vertretenen Eisenacher Programms in gehässigster Weise als eine Mache jüdischer Hintermänner. Es gab in dieser Partei nichts, was er nicht auch sonst in herabwürdigendster Weise zu verdächtigen wußte. Ihr Organ, der „Volksstaat“, sei „von den Welfen bezahlt“, ebenso habe Bebel, den er nun beim besten Willen nicht als Juden hinstellen konnte, von den Welfen „Geld genommen“. Und so ins Endlose fort. Als er schloß, war mein Vortrag längst vergessen, die Debatte drehte sich nur noch um die Anschuldigungen gegen unsere Partei. Wir taten unser Bestes, sie zurückzuweisen, und Kayser, der nicht nur ein sehr gewandter Redner und in der Geschichte der Sozialdemokratie gut zu Hause war, sondern auch über viel Witz verfügte, zeigte sich Hasselmann politisch oft gewachsen, aber gegen dessen Demagogie kam selbst er nicht auf. Immerhin erhielten die Lassalleaner im Grunde nur den Erfolg, daß sich während der endlosen Debatte der Saal zusehends leerte. Nach Mitternacht bei der Abstimmung über die beantragten Resolutionen erhielten die Lassalleaner zwar fast doppelt so viel Stimmen als wir Eisenacher, nämlich 12 gegen 7. Aber was wollte das unter dem Gesichtspunkt der Agitation für den Sozialismus sagen? Zusammen waren für ihn nicht einmal ganze 20 Stimmen in einer Versammlung abgegeben worden, die zu Anfang gegen 400 Besucher gezählt hatte. Hasselmanns Triumph war, genau betrachtet, eine Blamage der Sozialdemokratie.

Auf der Suche nach einem Nachtquartier fanden Kayser und ich in der ganzen Stadt kein Gasthaus oder Logierhaus mehr offen.

Wir gingen daher nach dem Gasthaus zurück, wo unsere Versammlung getagt hatte. Dort quartierte man uns in einem Zimmer ein, das schon Hasselmann und seine zwei Begleiter beherbergte. Man kann sich denken, wie wenig erbaut wir waren. Indes verlief die Sache friedlich genug. Das Zimmer war sehr geräumig und hatte einen großen Alkoven, der Kayser und mir genügend Unterkunft bot. Zudem hielt der eine der Begleiter Hasselmanns, ein Lassalleaner namens Rost, es für angezeigt, aus freiem Willen zu erklären: „Sie können ruhig schlafen, wir werden uns nicht an Ihnen vergreifen.“ Wir hatten an nichts dergleichen gedacht, aber die Erklärung machte doch einen guten Eindruck auf uns, und wir fünf Sozialdemokraten, die wir uns so bitter beföhdet hatten, genossen einen Schlaf, als ob wir die besten Kameraden wären.

Am Morgen zeigte es sich freilich, daß wir davon noch weit entfernt waren. Wir sprachen wohl miteinander, aber Hasselmann und deren anderer Begleiter, ein Metallarbeiter namens Klinkhart, schlugen einen so frostigen Ton an, daß selbst der am wärmsten gestimmte Hörer sich erkälten mußte, und ich kann nicht leugnen, daß ich es gleichfalls an jedem wärmeren Akzent fehlen ließ. Ich war ein leidenschaftlicher Hassler der Lassalleaner geworden. Ihre Schimpfereien auf unsere Partei, ihre Verleumdungen Bebels und Liebknechts saßen mir tief in der Seele. Nur zu gern ergriff ich einige Zeit später die Gelegenheit, im Verein mit einem agitatorisch besonders gewandten Mitglied unserer Partei den Lassalleanern dies in Bernau gründlich heimzuzahlen.

Der Betreffende war ein ehemaliger Postsekretär aus Köln namens Kleist, dem ich, als er eine Zeitlang außer Stellung gewesen war, eine Anstellung in einem gutsituierten Berliner Bankgeschäft hatte verschaffen können. Als mir nun eines Tages von Gladewitz mitgeteilt wurde, daß in einer Bernauer Versammlung die Lassalleaner F. W. Tölcke und August Kapell sprechen würden, lief ich zu Kleist und lud ihn ein, mit mir ihnen nachzureisen und ihnen — drastisch ausgedrückt — gehörig in die Suppe zu spucken. — Er war ohne weiteres dazu bereit, und dank einer Falle, die er überaus geschickt dem alten Tölcke legte, ist es uns dann in der Tat gelungen, den Lassalleanern das Geschäft gründlich zu versalzen. Allerdings nicht zum Vorteil des Sozialismus. Die Versammlung lief resultatlos auseinander. Und dies beleuchtet drastisch den Schaden der Parteispaltung. Konnte das aber ins Endlose so fortgehen?



6. Bei der Reichstagswahl 1874

Am 10. Januar 1874 war ein neuer Reichstag zu wählen. Die Wahl lief in Berlin auf eine Kraftprobe der beiden sozialdemokratischen Parteien hinaus. Die Frage war aber nicht, welche dieser beiden Parteien die stärkere sei. Die Organisation der Lassalleaner überragte die der Eisenacher an Mitgliederzahl hier um ein bedeutendes. Die Frage war nur, ob die Eisenacher stark genug sein würden, ihnen eine leidlich nennenswerte Kraft entgegenzustellen.

Daß selbst dies sehr zweifelhaft war, zeigte sich schon bei der Aufstellung der Kandidaten. Kandidat der Lassalleaner war in allen sechs Berliner Wahlkreisen der Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, Wilhelm Hasenclever, die Eisenacher ernannten zu ihrem Kandidaten für Berlin den als „Altmeister der preußischen Demokratie“ in allen demokratischen Kreisen sehr hochgeschätzten Johann Jacoby, Verfasser der seinerzeit großes Aufsehen erregenden Schrift „Vier Fragen, gestellt von einem Ostpreußen“. Grundsätzlich ließ sich nun nichts dagegen einwenden, denn Jacoby hatte, als Bebel und Liebknecht im Leipziger Hochverratsprozeß zu je zwei Jahren Festungshaft verurteilt worden waren, demonstrativ seinen Beitritt zur Eisenacher Partei erklärt. Er hatte ferner seine Zustimmung zur Aufstellung seiner Kandidatur für Berlin gegeben. Aber es lag gerade deshalb auf der Hand, daß diese Aufstellung nicht von dem Gedanken eingegeben war, die Anhänger der Eisenacher Sozialdemokratie in Berlin zu zählen, sondern wesentlich darauf berechnet war, möglichst viele Stimmen von bürgerlichen Demokraten für die Partei ins Feld führen zu können. Ein Schachzug, den man der Partei um so weniger verdenken konnte, als sie nun über kein einziges Blatt mehr in Berlin verfügte und ihr hier außerdem jeder Versuch zur Abhaltung einer großen öffentlichen Versammlung von den Lassalleanern durch gewaltsame Sprengung vereitelt wurde. Nur durch eine List des um solche nie verlegenen Heinsch wurde es durchgesetzt, daß in einer zur Proklamierung der Kandidatur Jacobys auf den 9. November 1873 einberufenen

öffentlichen Versammlung der Schreiber dieses als Redner der Partei Hasenclever auf dessen bissige Anklagerede gegen die Eisenacher antworten konnte. Heinsch hatte nämlich als Beginn der Versammlung 10 Uhr vormittags bekanntgegeben, ihn aber bei der Polizei auf halb 11 Uhr angemeldet, was ihm nach dem damaligen Vereins- und Versammlungsgesetz Preußens das Recht gab, ihn erst zehn Minuten vor halb 12 Uhr eintreten zu lassen. Das nötigte die Lassalleaner, die das Lokal schon um 9 Uhr besetzt hatten, mit ihm wegen einer früheren Eröffnung zu verhandeln. Es kam ein Kompromiß zustande, der uns zwar nicht das Recht der ersten Rede einräumte, das uns als Einberufern gerechterweise zukam, aber uns die Sicherheit gab, daß ich wenigstens unmittelbar nach Hasenclever das Wort erhalten würde. Allerdings mit erheblich kürzerer Redezeit, und außerdem mußte ich bei der Überfüllung des Lokals statt von einer Tribüne herab von einem ziemlich wackligen Stuhl herunter sprechen. Indes tat das meiner Kampfstimmung keinen Eintrag, und als ich gegen Schluß meiner Rede diejenigen Anwesenden, die sich zur Eisenacher Sozialdemokratie rechneten, aufforderte, dies durch Handaufheben zu bekunden, erhoben sich gegen 150 Arbeiterhände zum Erstaunen vieler Lassalleaner, deren Blatt, der „Neue Sozialdemokrat“, von uns immer nur als den „14 Mühlendammern“ geschrieben hatte, das heißt, von jüdischen Anreißern der damals den Mühlendamm an der Spree zwischen Gertraudenstraße und Köllnischem Fischmarkt füllenden primitiven Läden von Händlern mit alten Kleidern. Damit war zum mindesten die Berechtigung des Anspruchs der Eisenacher auf einen eigenen Kandidaten dargetan. Die Versammlung selbst verlief nicht ohne Mißhandlung einzelner Mitglieder der Eisenacher Sozialdemokratie, darunter des stets besonders versöhnlich auftretenden August Baumann, durch fanatisierte Lassalleaner, und ebenso wurden in der Zeit bis zum Wahltag, dem 10. Januar 1874, alle Versammlungen der Eisenacher durch Lassalleaner gesprengt, so daß die gegenseitige Verbitterung schließlich auf den Gipfel gestiegen war. Zum Glück waren wir im Kampf nicht ganz ohne Mittel. Da es mit unseren Wahlfinanzen ziemlich dürftig bestellt war, wurde eines Tages im Rat unserer Mitglieder beschlossen, an die linksgerichteten bürgerlichen Demokraten mit dem Ersuchen heranzutreten, zur Wahl des auch von ihnen verehrten Johann Jacoby beizusteuern. Man hatte mich ersucht, diese Mission zu übernehmen. Sie war nicht ganz einfach, da der Demokratische Verein mittlerweile sanft entschlafen war und ich die wenigsten

seiner treu Gebliebenen kannte. Indes fühlte ich mich als pflichtbewußter Parteigaul und ging an einem schönen Morgen des Spätherbstes 1873 ins Geschirr. Ich suchte zunächst den Schriftsteller Guido Weiß auf, von dem ich wußte, daß er der Mittelpunkt dieser versprengten Gemeinde war. Er nahm mich sehr freundlich auf, zeichnete von sich aus zehn Taler, ein für seine Verhältnisse durchaus achtbarer Betrag, den er obendrein sofort erlegte, setzte dann eine Liste von Personen auf, von denen er annehmen zu dürfen glaubte, daß sie ebenfalls in die Tasche greifen würden, und schrieb mir dazu ein Brieflein, in dem er mich seinen politischen Freunden auf das wärmste empfahl.

Ein vielverheißender Anfang. Beseligt machte ich mir, als ich mich von Weiß verabschiedet hatte, der mir bis dahin nur ein besonders geistreicher Schriftsteller gewesen war, auf der Treppe einen Reiseplan und trat nun hoffnungsfreudig die Schnorrertour an. Aber ach, es warteten meiner allerhand Enttäuschungen. Einige der Aufgeschriebenen fand ich, da es ein Wochentag war, nicht zu Hause an, andere traf ich zwar, erhielt aber von ihnen den Bescheid, sie müßten sich erst noch in Ruhe überlegen, wieviel sie beitragen könnten, und wieder andere zeichneten und zahlten wohl, blieben aber erheblich hinter dem Betrag zurück, den der sicherlich viel weniger bemittelte Guido Weiß geopfert hatte. Sehr herabgestimmt sprach ich daher, als ich meine Liste ziemlich abgestrolcht hatte, in dem am Werderschen Markt gelegenen Kontor des Kaufmanns Wittkowsky vor, des Chefs der Handelsfirma Abel & Wittkowsky. Dieser Herr, dem August Bebel später auf dem Dresdener Parteitag von 1903 zweifelsohne auf Grund günstigerer Erfahrungen ein so ehrendes Zeugnis ausgestellt hat, stimmte mich vollends herunter. Er hielt mir zuerst eine schulmeisterliche Vorlesung über vermeintliche Fehler unseres Vorgehens, von dem er sich als höchst oberflächlich unterrichtet erwies, und legte mir dann als seinen Beitrag einen Taler hin. Ich war so wütend, daß ich einen Augenblick die Absicht hatte, ihm das Geldstück mit den Worten vor die Füße zu werfen: „Der ärmste Weber gibt der Partei in den drei Jahren — die damalige Dauer der Legislaturperiode des Reichstages — mehr, hält uns aber nicht erst lange Strafpredigten.“ Dann hielt mich der Gedanke zurück, daß ich doch nicht das Recht habe, auf Kosten der Partei den Protzen zu spielen, ich nahm das Geldstück und ging mit einem kurzen „Adieu“ meiner Wege. Nun stand auf meiner Liste nur noch der Name Paul Singer und dazu „Kaufmann in Firma Gebrüder

Singer, Kommandantenstraße am Dönhoffplatz“. Ich kannte Singer noch nicht, schätzte ihn daher auf Grund seines Namens als ein Geisteskind des mir so übel begegnenden Wittkowsky ein und verspürte große Lust, ihn gar nicht erst aufzusuchen. Dann aber kam mir wieder die Frage: „Hast du das Recht dazu?“ und ich marschierte zum Dönhoffplatz und trat mit der auf fast Null gesunkenen Hoffnung bei „Gebrüder Singer“ ein.

Als ich in das Geschäftslokal der Firma eingetreten war und die massive Figur Paul Singers, nach dem ich gefragt, auf mich zukam, war mein erster Eindruck freilich eher ungünstig, aber der Ton seiner Antwort auf meine ihm vorgetragene Anfrage war ganz überraschend freundlich. Er bat mich erst, einen Augenblick zu warten, bis er einige geschäftliche Anweisungen erledigt habe, und lud mich dann ein, ihm in seine nur wenige Minuten entfernte Wohnung zu folgen. Dort forderte er mich auf, Platz zu nehmen, zog seine Geldtasche aus dem Rock, nahm eine Banknote heraus und sagte:

„Ich kann kurz sein. Vorerst will ich Ihnen sagen, daß ich Johann Jacoby nicht wähle, obgleich er Sozialdemokrat ist, sondern weil er Sozialdemokrat ist. Es freut mich sehr, daß Ihr ihn aufgestellt habt. Hier haben Sie 50 Taler, und wenn Ihr mehr braucht, dann kommen Sie wieder.“

Man kann sich kaum vorstellen, wie beglückt ich war. So hatte noch keiner zu mir gesprochen. Ich dankte ihm ein über das andere Mal und zog dann meiner Wege. Draußen aber hätte ich vor lauter Seligkeit am liebsten auf offener Straße einen Purzelbaum geschlagen. Nun konnte ich doch meinen Genossen im Rat der Mitgliedschaft einen sie erfreuenden Bericht erstatten. Paul Singer aber, der damals noch nicht der Partei als Mitglied angehörte, hat es in diesem Wahlkampf in der Tat nicht bei den 50 Talern bewenden lassen. Und so verfügten wir Eisenacher über einige Wahlkampfmittel.

Der Wahlkampf kam, er fand die Lassalleaner musterhaft gerüstet vor. Die Kandidatur Hasenclevers war in einer Riesensammlung proklamiert worden. Daneben hatten sie vieltausendköpfige Versammlungen abgehalten und ihre Organisation glänzend ausgebaut. Es gab in ganz Berlin kein Wahllokal, das sie nicht ausreichend mit Stimmzettelverteilern besetzt hielten, für die obendrein ein reichliches Ablösungspersonal in Bereitschaft stand. Damit konnten wir armen Eisenacher freilich nicht Schritt halten, wir konnten nur zwei Wahlkreise Berlins hinlänglich mit eigenen

Leuten als Stimmzettelverteiler versehen. Allerdings waren dies der vierte und der sechste Wahlkreis, die beiden größten, am meisten von Arbeitern bewohnten Kreise der Hauptstadt. Aber selbst ihre Besetzung war nur dadurch möglich geworden, daß sich auch Parteimitglieder zur Stimmzettelverteilung gemeldet hatten, die als Redner und Mitglieder von Ausschüssen schon im Vordergrund der Bewegung standen. So kam es, daß ich mich im vierten Wahlkreis als Stimmzettelverteiler der Eisenacher vor einem Wahllokal betätigte, das am Grünen Weg nahe dem Ostbahnhof in einer Gemeindeschule eingerichtet war.

Das Verhalten zwischen dem Zettelverteiler der Lassalleaner, einem einfachen Bauarbeiter, und mir gestaltete sich nun ganz eigenartig. Zuerst tauschten wir miteinander kein Wort aus und musterten uns mit feindseligen Blicken, dann aber kamen wir, je mehr die Stunden vorrückten, zuerst ganz flüchtig und nach und nach eingehender ins Gespräch. Mein Lassalleaner war schon zweimal abgelöst worden, um sich in einer Wirtschaft zu stärken, während ich einen Genossen, der mich für eine Zeit ablösen wollte, mit der Bemerkung zurückgeschickt hatte, ich sei noch ganz und gar nicht müde. Da drang der Lassalleaner in mich, ich möge doch etwas Warmes essen, er gebe mir sein Wort, daß er inzwischen auch meine Wahlzettel zugleich mit seinen ausbieten werde. Obgleich ich keinen Grund hatte, seine Ehrlichkeit zu bezweifeln und es ein recht kalter Wintertag war, gewann ich es doch nicht über mich, sein offenbar wohlgemeintes Anerbieten anzunehmen, sondern antwortete ihm, ich sei noch ganz und gar nicht hungrig und wolle daher nun durchhalten. In mir lebte der Groll über die Gewaltakte der Lassalleaner noch zu tief, als daß ich mich entschließen konnte, selbst von diesem ungekünstelten Arbeiter eine Gefälligkeit anzunehmen. Der gute Mann war denn auch ersichtlich etwas beleidigt, konnte sich aber, als der Wahlakt vorüber war, doch nicht enthalten, mir das Kompliment zu machen, daß ich „mehr geleistet“ habe, als er. Ich erwies mich ihm dadurch dankbar, daß ich ihm erklärte, nach meiner Schätzung seien in diesem Bezirk für Hasenclever doppelt soviel Stimmen abgegeben worden als für unseren Kandidaten Jacoby, was denn auch zutraf. Aber über doppelt soviel Stimmen als unsere beiden Kandidaten zusammen hatte der alte Stadtrat Ebert, der Kandidat der Fortschrittspartei, damals noch die stärkste bürgerliche Partei Berlins und Vorläuferin der heute sich Demokratische Partei nennenden bürgerlichen Linken. Er war gleich im ersten Wahlgang gewählt

und ebenso die Kandidaten der Fortschrittspartei im ersten, zweiten, dritten und fünften Wahlkreis Berlins. Lediglich im sechsten Wahlkreis, dem „Maschinenbauviertel“ Berlins, kam der Fortschrittler, der in weiten Kreisen volkstümliche Schulze-Delitzsch, mit dem Kandidaten der Lassalleaner Hasenclever in Stichwahl. Er hatte 4028, dieser 2523 Stimmen erhalten, und 1584 Stimmen waren auf die Kandidaten verschiedener kleinerer Parteien entfallen, davon die meisten — 638 — auf unseren Kandidaten Johann Jacoby.

Unter diesen Umständen konnte bei der Stichwahl zwischen Schulze-Delitzsch und Hasenclever die Entscheidung bei unserer Partei liegen. Wie sollte sie sich da verhalten? Für Schulze-Delitzsch stimmen, den nun alle bürgerlichen Parteien gegen Hasenclever, den Kandidaten eines bedeutenden Bruchteils der Arbeiterschaft, auf den Schild hoben, das widersprach dem Klassenempfinden der meisten Mitglieder der Eisenacher Sozialdemokratie. Aber nur wenige konnten sich dazu entschließen, nun ohne weiteres für Hasenclever einzutreten, unter dessen Führung unser Versammlungsrecht widerholt brutal mit Füßen getreten war. Ich gab diesem Empfinden in einer Korrespondenz an den „Volksstaat“ Ausdruck, indem ich schrieb, die „Allgemeinen“, wie wir in Berlin die Lassalleaner nannten, mögen „wenigstens erst an uns appellieren und uns als Sozialdemokraten anerkennen“, wenn sie unsere Stimmen haben wollen. Und Bebel schrieb mir kurze Zeit später aus Hubertusburg, Liebknecht und er seien mit meiner Erklärung sehr zufrieden, sie sei das „einzig Richtige“.

Als ich sie aber gedruckt vor mir sah, packte mich der Gedanke, daß dies doch nicht die richtige Art sei, die Sache zu behandeln. Schulze-Delitzsch sei jetzt der Kandidat der Bourgeoisie gegen die Sozialdemokratie, und da sei es unsere Pflicht als Sozialdemokraten, ohne Rücksicht auf unsere Streitigkeiten mit den Lassalleanern für deren Kandidaten unsere Stimme zu erheben. So arbeitete ich denn eine Resolution aus, die das klar aussprach und unsere Parteigenossen aufforderte, unbekümmert um alle gegen die Person Hasenclevers sprechenden Bedenken für seine Wahl zu stimmen und zu agitieren. Mit ihr wanderte ich an dem dazu festgesetzten Tage, dem 23. Januar 1874, in die Versammlung der Parteimitgliedschaft der Eisenacher Berlins, in der über die Taktik unserer Partei bei der Stichwahl Beschluß gefaßt werden sollte. Ich erfuhr dort zu meiner Freude von zwei angesehenen Mitgliedern der Partei, dem mir sehr sympathischen Schriftsetzer August

Baumann, der bei der Hauptwahl der Kandidat unserer Partei im zweiten Berliner Wahlkreis gewesen war, und dem Versicherungsangestellten C. A. Schramm, dem sehr geschätzten Verfasser populärer sozialistischer Abhandlungen, daß sie gleichfalls Resolutionen in meinem Sinne ausgearbeitet hatten.

Aber wir stießen in der Organisation auf starke Gegnerschaft. Ganz besonders heftig zog gegen unseren Antrag der alte Kämpfer Theodor Metzner los, leidenschaftlich stimmten ihm einige sächsische Textilarbeiter zu, die ersichtlich die große Mehrheit ihrer Landsleute hinter sich hatten, und überaus eindrucksvoll bekämpfte unsere Anträge auch der Parteigenosse Apotheker Heinrich Vogel, der schon zu Lassalles Zeit der Bewegung beigetreten war. Maßvoll aber eindringlich führte dieser feingebildete Mann die Gründe vor, die gegen die von uns dreien geforderte bedingungslose Unterstützung der Kandidatur Hasenclevers zu sprechen schienen. Selbst mein Freund Willy Bading kam, als Vogel geendet hatte, auf mich zu und sprach auf mich ein: „Ziehe deinen Antrag zurück, ich stimme jetzt gegen dich.“ Ich war aber nicht herzubekommen. „Mein Antrag ist reiflich überlegt, ich halte an ihm fest“, antwortete ich und nahm ein zweites Mal mit der größten Energie, deren ich fähig war, für ihn das Wort. Bis gegen ein Uhr nachts zog sich die bei aller Leidenschaft, doch ohne jede Gehässigkeit geführte Diskussion hin, und das Ende war — allerdings bei schon ziemlich geleertem Saal — ein Sieg der drei Befürworter des Eintretens für Hasenclever. Mit 36 gegen 24 Stimmen ward der Antrag Schramm angenommen, zu dessen Gunsten Baumann und ich im Interesse einer einheitlichen Abstimmung die unseren zurückgezogen hatte, weil uns namentlich ihr Schlußsatz gefiel: die Versammlung dokumentiere mit ihrem Beschluß

„daß sie sich im Grundprinzip mit den Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins einig fühlt und die durch persönliche Interessen genährten und erweiterten Spaltungen unter den Arbeitern auszugleichen bemüht und bereit ist.“

Der Beschluß wurde durch Baumann und den Vertrauensmann der Berliner Mitgliedschaft, Heinsch, der gleichfalls lebhaft für ihn eingetreten war, der nächsten Wahlversammlung der Lassalleaner bekanntgegeben und von dieser begreiflicherweise mit Beifall begrüßt. Und da mit Ausnahme einiger ganz Unversöhnlicher die Eisenacher in der Stichwahl Mann für Mann für Hasenclever eintraten, gelang es, dessen Stimmenzahl von 2523 auf 6019 zu erhöhen. Das genügte nicht für seinen Sieg, denn Schultze-

Delitzchs Stimmen, für den nun die ganze bürgerliche Presse Lärm schlug, stiegen gleichzeitig von 4028 auf 9318. Doch hatten der Beschluß und seine Durchführung immerhin die Wirkung, die Stimmung der Lassalleaner für die Eisenacher wesentlich zu verbessern und dadurch zur Schaffung einer der Vereinigung der beiden Fraktionen günstigen Atmosphäre beizutragen. Zwischen einigen Eisenachern, die in der Berliner Mitgliedschaft ihrer Partei etliches Ansehen genossen, darunter auch meine Wenigkeit, und einigen jüngeren Lassalleanern, von denen das gleiche zutraf, kam es zu mehrfachen, in freundschaftlichem Ton geführten Unterhaltungen, die dann in den Koburger Kongreßdebatten über die Vereinigungsfrage wiederhallten.



7. Der Koburger Kongreß der Eisenacher – Meine Freundschaft mit Auer

zum Koburger Kongreß war ich von der Mitgliedschaft unserer Partei zu Forst in der Niederlausitz gesandt worden. Vermittelt hatte dieses Mandat das geistig hervorragende Mitglied des Parteiausschusses, August Geib. Dieser gab mir außerdem für die Reise nach Koburg Empfehlungen an Führer der Parteimitgliedschaften in Weimar, Eisenach und Ruhla auf den Weg. Sie verschafften mir an den genannten Orten sehr freundschaftliche Aufnahme, und ich legte ein Stück der Reise, die Partie von Eisenach über die Hohe Sonne, das Annatal, den Inselfberg, Brotterode, Ruhla, Bad Liebenstein bis an die Eisenbahnstation Wernshausen an der Werrabahn, zu Fuß zurück.

Es war meine erste größere Fußpartie, die auch, selbst bei meinen sehr bescheidenen Geldmitteln, für mich ungemein genussreich war. Vom schönsten Sommerwetter begünstigt, hatte ich herrliche Waldpartien zu durchstreifen, Wiesen und Felder mit üppiger Vegetation zu passieren, und für den von mir sehr schmerzlich empfundenen Mangel eines Reisekameraden entschädigten mich allerhand das Gemüt erheiternde kleinere Erlebnisse. Hier sei nur eines erwähnt.

3*

Als ich auf dem Marsch von Brotterode her nahezu Bad Liebenstein erreicht hatte, fiel mein Blick auf ein an der linken Seite der Landstraße gelegenes Gasthaus, das bescheiden genug aussah, um mich zu einer Einkehr zu ermutigen. Ich fand es bei aller Bescheidenheit recht sauber gehalten, nahm einen kleinen Mittagsimbiß, verhandelte mit der Wirtin wegen eines etwaigen Nachtquartiers und bat sie dann um Auskunft über zwei mir empfohlene Sehenswürdigkeiten der Umgegend, die Altensteiner Höhle und die seitdem erneuerte Burgruine Altenstein. Sie beschrieb mir den Weg, da ich ihr aber gestand, daß ich mich nicht leicht zurechtfinde, schlug sie mir vor, mich von ihrem im Knabenalter stehenden Sohn führen zu lassen. Darauf ging ich gern ein, und bald erschien ein etwa zwölf- bis dreizehnjähriger Barfüßler, mit dem ich mich kurzerhand auf den Weg machte.

Der Junge benahm sich zunächst ziemlich scheu, hielt sich beim Marsch auf der andern Seite der Landstraße und richtete auch das Gesicht unausgesetzt seitwärts. An der Höhle angelangt, schlug er meine Einladung, mit hineinzukommen, mit der Begründung aus, er habe sie schon des öfteren gesehen, und da würde es doch Verschwendung sein, für ihn noch ein zuschüssiges Eintrittsgeld zu bezahlen. Ich drang nicht weiter in ihn, sondern kaufte einem Obsthändler, der vor der Höhle stand, zwei Tüten Kirschen ab, gab dem Jungen die eine und besichtigte ohne ihn die Höhle, die mich eine Weile fesselte. Dann erstiegen wir zusammen den Berg, auf dem die Burgruine stand, er noch immer in achtungsvoller Entfernung von mir. Oben aber ließ er sich von mir bewegen, neben mir auf dem Rand eines der hohlen Fenster der Ruine Platz zu nehmen, und ich zeigte ihm, wie die Burg einst die unten sich hinziehende Landstraße beherrscht habe und erzählte ihm einiges vom Raubrittertum des Mittelalters. Das interessierte ihn ersichtlich, und als wir, nachdem ich geendet hatte, den Berg hinabstiegen, wich er nur von meiner Seite, wenn er Erdbeeren erblickte, die er dann pflückte und mir überbrachte. Unten auf der Landstraße unterhielten wir uns über allerhand andere Dinge und waren zum Erstaunen von des Jungen Mutter im lebhaftesten Gespräch, als wir im Gasthaus an der Landstraße anlangten. Die gute Frau war über uns ganz außer sich. Es sei das erstemal, erklärte sie mir, daß ihr Junge sich mit einem fremden Herrn vertraulich unterhalte. Sie bot mir vor lauter Freude zu einem lächerlich geringen Preis eine Forelle an, die ihr Junge in einem Wiesenbache hinter dem Haus gefangen hatte, und bereitete mir aus dem Fisch und

neuen Kartoffeln ein Abendessen, das an Wohlgeschmack alles übertraf, was ich bis dahin auf der Reise zu mir genommen hatte. Nach dem Essen bat sie mich, noch etwas mit ihrem Mann zu plaudern, der gerade von der Arbeit nach Hause gekommen sei, und so habe ich denn mit dem Ehepaar noch über eine Stunde in der freien Natur vor dem Hause zugebracht. Als ich mich zur Ruhe begab, fand ich in meinem Zimmer ein überaus sauberes frischgewaschenes Bett, in dem ich wie im Himmel schlief. Am anderen Morgen sagten wir uns nach dem Kaffee auf das herzlichste Lebewohl, und ich zog meine Straße weiter.

In Bad Liebenstein selbst verweilte ich nur so lange, um den dortigen Heilquellen ein Glas Wasser zu entnehmen. Vor den Preisen von Badeorten dieser Gattung hatte ich einen Heidenrespekt. Mit raschen Schritten ging ich direkt auf Wernshausen zu, bestieg dort die Eisenbahn und traf am Abend in Koburg ein, wo ich sofort das als Treffpunkt der Delegierten bestimmte Parteilokal aufsuchte. Dort fand ich zu meiner großen Freude Ignaz Auer vor, der mir etwas Geld vorstreckte, denn trotz meiner sehr mäßigen Ausgaben war meine Barschaft mittlerweile auf zehn preußische Silbergroschen zusammengeschmolzen.

*

Im Laufe der letzten Jahre hatte sich das Ansehen Auers in den maßgebenden Kreisen der Eisenacher außerordentlich gehoben. Im Herbst 1872 war Theodor York, der Schriftführer der in Hamburg sitzenden Parteileitung der Eisenacher und die Seele ihrer Agitation, vorübergehend in Berlin gewesen und hatte von Auer und dem Geist der von ihm geleiteten Parteimitgliedschaft den besten Eindruck mit nach Hamburg genommen. Im Januar 1873 wurde dann Auer ersucht, für eine möglichst glänzende Wiederwahl Bebels im Wahlkreise Glauchau-Meerane zu arbeiten; ein sächsisches Gericht hatte nämlich Bebel für eine kritische Bemerkung über Wilhelm I. eine Gefängnishaft von neun Monaten aufdiktiert und ihm das Reichstagsmandat aberkannt. Die Wahl fiel in der Tat glänzend aus. Mit 10740 gegen 4240 Stimmen ward Bebel wiedergewählt, was von der Partei im ganzen Lande mit dem größten Jubel begrüßt wurde.

Bald darauf folgte Auer der Einladung einflußreicher sächsischer Parteimitglieder nach Dresden und wurde dort führendes Mitglied der Partei für Sachsen. Als ich etwa ein halbes Jahr

später in Dresden zwei Vorträge zu halten hatte, stieß ich dort auf eine Volkstümlichkeit Auers, die mich wegen ihrer Verbreitung und Innigkeit im hohen Grade überraschte, war er doch erst kurze Zeit auf dem neuen Boden tätig. Auer lebte dort womöglich noch bescheidener als vorher in Berlin. In Dresden nahm er, als er in seinem Beruf, dem Sattlergewerbe, kein Unterkommen finden konnte, lieber in dem ihm ungewohnten Gewerbe der Dachdeckerei Arbeit, als daß er irgendwie der Partei zur Last fiel.

Der Jahreskongreß der Eisenacher für 1873 sah dann Auer unter seinen Teilnehmern. Es war das erste Mal, daß er zu einem Parteikongreß delegiert war. Und sein Auftreten, das ebensoviel Verständnis für die realen Bedürfnisse der Partei wie klares Urteil für die Schwächen ihrer Arbeitsweise erkennen ließ, verschaffte ihm sofort das Ohr ihrer angesehensten Führer. Er wurde zu allerhand Besprechungen herangezogen, die auf besonders sachkundige und vertrauenswürdige Parteimitglieder beschränkt waren, und ward so, ohne offiziell in die Parteileitung hineingewählt zu sein, faktisch schon als zur Führerschaft berufen behandelt.

Nach Schluß des Kongresses kam er vorübergehend nach Berlin und gab mir in vertrauter persönlicher Unterhaltung ein höchst informierendes Bild vom geistigen Parteileben — ein Bild, das durch seinen schon stark entwickelten Hang zu sarkastischer Kritik und durch seine rückhaltlose Anerkennung wirklicher Leistungen ansprechend belebt wurde. Unser gegenseitiges Vertrauen war auf seinem Höhepunkt angelangt. Neben Willy Bading gab es keinen Parteigenossen, dem ich mein Herz so unbegrenzt ausschüttete, wie Ignaz Auer, und mit Ausnahme eines Punktes glaube ich das gleiche von ihm auch im Hinblick auf meine Person sagen zu dürfen.

Dieser eine Punkt war die Frage seines Geldbedarfs. Da hielt ihn ein eigenartiger proletarischer Stolz davon ab, irgendeinen von uns „Bürgerlichen“ wissen zu lassen, daß Geldmangel ihn verhindern, sich etwas ihm Notwendiges anzuschaffen. So ist er, wie ich später erfuhr, während eines außergewöhnlich kalten Winters in einem einfachen dünnen Röckchen herumgelaufen, weil ihm das Geld zum Ankauf eines Winterüberziehers fehlte, und doch hätte es nur eines Wortes an mich bedurft, um diesem Mangel abzuhelfen. Aber er sprach das Wort nicht, und ich war leider in bezug auf Kleidung zu blind, um den Mangel zu merken.

Da Auer in einer Kutschenfabrik, in der er früher schon einmal gearbeitet hatte, eine Stelle für sich offen fand, blieb er nun noch

einige Zeit in Berlin und nahm wieder an unseren dortigen Kämpfen Anteil. Dann kamen Anträge zur Übernahme von Agitationsreisen für die Partei, denen er sich nicht entziehen zu dürfen glaubte, und als die Reichstagswahl von 1874 heranrückte, ging er wieder nach Sachsen, den dortigen Wahlkampf zu organisieren und zu leiten. Der Ausgang war für die Eisenacher ein großer Erfolg. Die Zunahme ihrer Stimmen überstieg um ein bedeutendes den allgemeinen Durchschnitt und ließ hier auch die Stimmenzunahme der Lassalleaner absolut und relativ weit hinter sich zurück. Von 31043 im Jahre 1871 waren unsere Stimmen auf 87182 gestiegen, während die Lassalleaner nur einen Aufstieg von 2246 auf 4958 verzeichnen konnten. Während diese nicht über einen Reichstagsitz in Sachsen geboten, hatten die Eisenacher zu dem schon eroberten Sitz für August Bebel noch fünf weitere erkämpft. Selbstverständlich waren die Umsicht und Energie Auers nur einer der Faktoren, denen dies schöne Ergebnis zu verdanken war, aber daß sie ganz wesentlich zu ihm beigetragen hatten, stand für alle über die Sachverhältnisse Unterrichteten außer Frage. So versteht sich denn der Wunsch weitblickender Parteimänner, diesen energischen Führer in den Parteiausschuß hineinzubekommen, von selbst, und August Geib legte diesen Wunsch in Koburg Auer bei der ersten passenden Gelegenheit in einem vertraulichen Gespräch eindringlich dar. Auer ging nicht sofort darauf ein, nachdem aber auch Theodor York vom Parteiausschuß in Koburg in gleichem Sinne auf ihn eingesprochen hatte, erklärte er sich bereit, zunächst einmal nach Hamburg zu kommen und auch die anderen Ausschußmitglieder zu hören. Es geschah mit dem Ergebnis, daß Auer von der Hamburger Mitgliedschaft der Eisenacher in den Parteiausschuß gewählt wurde. Gemäß dem Organisationsstatut der Eisenacher hatte nämlich der Kongreß der Partei nur über den Ort zu entscheiden, wo jeweilig der Parteiausschuß seines Amtes zu walten habe, während über die Zusammensetzung des Ausschusses selbst die Parteimitgliedschaft dieses Ortes zu befinden hatte. Eine Bestimmung, die in einer sehr doktrinären Auffassung der föderativen Grundsätze der Demokratie wurzelte, aber den praktischen Bedürfnissen einer politischen Kampfpartei, wie die der Eisenacher, so wenig gerecht wurde, daß Führer bestimmter Richtungen der Partei bei der Auswahl des Ausschußsitzes von vornherein ihre Anhänger veranlaßten, für solche Orte zu stimmen, von denen sie sicher voraussetzen konnten, daß sie bei der Zuweisung der leitenden Stellen im Ausschuß ihrem Rat Folge geben würden.

Selbstverständlich widersprach das den Anforderungen der Doktrinäre des streng formalen Föderalismus, wie denn auch die auf solche Weise zustandgekommene Wahl bei den Führern und Parteigängern anderer Strömungen je nachdem starke Mißstimmung erregte. Das hatte sich schon 1873 auf dem Kongreß von Eisenach gezeigt. Kein Wunder, daß die Besprechungen mit Auer von einem Teil der damaligen Opposition mit Mißfallen bemerkt wurden. Man schöpfte allen möglichen Verdacht und machte am Biertisch recht nachdrücklich seinem Unmut Luft. Besonders heftig tat dies in Koburg ein Delegierter, den ich, da ihn längst die Erde deckt, nicht mit seinem richtigen Namen nennen möchte und der deshalb Müller genannt sei. Er war in verschiedenen Mitgliedschaften der Partei als Organisationsleiter tätig gewesen und hatte von den Verdiensten, die er sich dort um die Partei erworben zu haben glaubte, die höchste Meinung, während er tatsächlich das Gute, was er als Organisator geleistet hatte, durch Taktlosigkeiten mehr als wett gemacht hatte. Nun er merkte, daß womöglich Auer an die Stelle kommen werde, für die er sich unendlich mehr befähigt hielt, brach er in einen wahren Wutparoxysmus aus. Jetzt sei er dahinter gekommen, erklärte er in Gegenwart Auers, wie es in der Partei zugehe und die Sachen geschoben würden, er habe es satt, dies noch länger mitanzusehen. Und da auf eine Besserung der Partei unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu rechnen sei, halte er es für das beste, ihr den Rücken zu kehren und dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein beizutreten.

Mit dieser Drohung aber kam er bei Auer sehr an den Unrechten. In seiner ruhigen Art antwortete dieser ihm sarkastisch: „Recht hast du, Müller, wenn du zu den Allgemeinen übertrittst. Hast uns jetzt genug Mitgliedschaften zugrunde gerichtet, kannst nun auch denen ein paar verderben.“ Er traf damit bei dem andern eine wunde Stelle, so daß dieser nicht recht darauf zu antworten wußte. Ich glaube auch nicht, daß der Brave seine Drohung ausgeführt hat, zumal bald nach Beendigung des Kongresses die Frage der Vereinigung der beiden sozialdemokratischen Parteien sich aussichtsreicher als vorher gestaltete.



8. Die Einigungsfrage

Wie August Bebel im zweiten Band seiner Erinnerungsschrift „Aus meinem Leben“ erzählt, haben in Koburg unter anderen Auer und ich in der Einigungsfrage das Wort genommen. Auer, der dem Einigungsgedanken noch immer kühl gegenüberstand, habe sich pessimistisch dahin geäußert:

„Im großen und ganzen sind wir (d. h. die Eisenacher) alle mit der Einigung einverstanden, aber solange auf beiden Seiten die prinzipiellen Unterschiede ins Gewicht fallen, kann an eine wirkliche Einigung nicht gedacht werden. Die Aussichten, die uns in dieser Hinsicht der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein eröffnet, sind gering, dies zeigt schon sein erneuter Entschluß, sich sektenmäßig „Lassalleaner“ zu nennen. Unser Versöhnungsdusel hat bis jetzt wenig geholfen. Das einzige Mittel zur Einigung heißt: die Lassalleaner unsere Macht fühlen lassen und uns stärken.“

Der Kongreß solle sich auf den Standpunkt der Einigungsvorschläge stellen, die zwei Jahre vorher — 1872 zur Zeit des Mainzer Parteikongresses — im „Volksstaat“ veröffentlicht worden seien, Vorschläge, die als eine Vorbedingung die Einstellung aller gegenseitigen Angriffe formulierten und als eine weitere die Anerkennung der Eisenacher als eine sozialdemokratische Partei von den Lassalleanern forderten.

Bebel führt dann weiter aus:

„Bernstein stand der Frage optimistischer gegenüber als Auer. Im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein seien bereits viele Mitglieder für eine Vereinigung. Der Verlauf der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins bestätigte seine Auffassung. Er erklärte sich ebenfalls für einen Kongreß behufs Verständigung.“

Die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, von der ich da gesprochen habe, hatte vom 26. Mai bis zum 5. Juni 1874 in Hannover getagt und einen von sehr angesehenen Mitgliedern des Vereins gestellten Antrag zur Anbahnung einer Vereinigung zwar mit 50 gegen 19 Stimmen abgelehnt, aber schon die bloße Tatsache, daß sehr namhafte Persönlichkeiten diesen Antrag eingebracht und immerhin 19 Delegierte für ihn gestimmt hatten, sowie der gemäßigte Ton der meisten seiner Gegner waren

deutliche Zeichen, daß sich im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein ein neuer Geist Bahn brach. Außerdem hatten mich bereits die vorher erwähnten Unterhaltungen über die Möglichkeit einer Vereinigung optimistisch gestimmt. Wenn Auer sich eher pessimistisch aussprach, so war das zu einem Teil der Nachhall der üblen Erfahrungen, die er als Organisator unserer Partei in Sachsen im täglichen Kleinkrieg mit den Lassalleanern gemacht hatte, mehr aber noch das Ergebnis taktischer Erwägungen. Bis dahin hatten die Gegner der Vereinigung im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein jede Resolution der Eisenacher zugunsten der Vereinigung als ein Zeichen der organisatorischen Schwäche dieser ausgelegt und gestützt darauf gefordert und durchgesetzt, daß der Verein die Zustimmung zur Vereinigung von Bedingungen abhängig machte, die auf eine Unterwerfung der Eisenacher unter dessen Diktat hinausliefen. Dieses, namentlich von Wilhelm Hasselmann betriebene Spiel, wollte Auer ihnen, wie das aus seiner Rede deutlich herausleuchtete, unmöglich machen. Dagegen ließ sich selbst von den leidenschaftlichsten Verfechtern des Einigungsgedankens grundsätzlich nichts einwenden, denn es war ganz ausgeschlossen, daß die Sozialdemokraten des Eisenacher Programms, die bei der Reichstagswahl nur um ein unbedeutendes weniger Stimmen erzielt hatten als der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein, nämlich 171351 gegen 180319 Stimmen, sich einem Diktat des letzteren unterwerfen würden. Über diese Frage, auf die es ja hauptsächlich ankam, gab es zwischen Auer und mir keine Meinungsverschiedenheit, und so tat denn auch die von Bebel geschilderte Differenz in der Einschätzung der Aussichten der Einigungsbewegung unserer engen Freundschaft nicht den geringsten Abbruch. Wie schon zu der Zeit der Anwesenheit Auers in Dresden, so erhielt ich auch jetzt von ihm aus Hamburg des öfteren sehr interessante Briefe über seine Erfahrungen in seinem neuen Wirkungskreis des Parteiaussschusses. Als ich im Jahre 1878 der Einladung Karl Höchbergs folgte, nahm ich an, sie würde nur einen Auslandsaufenthalt von wenigen Jahren bedeuten, und ich ließ daher diese Briefe wie meine sonstige Korrespondenz und meinen Büchervorrat zu Hause in einer Kiste zurück. Sie sind aber, als die Kiste nach meines Vaters Tode geöffnet wurde, auf irgendeine Weise abhanden gekommen. Leider! muß ich hinzufügen. Denn einige dieser Briefe würden als Dokumente zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie von allgemeinem Interesse sein.

Zu ihnen gehört der Brief, den Auer mir geschrieben hat, als im Oktober 1874 F. W. Tölcke vom Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein nach Hamburg gekommen war, um im Auftrage des Präsidenten des Vereins, Wilhelm Hasenclever, und im Einverständnis mit anderen führenden Mitgliedern die Leitung der Eisenacher zu unterrichten, daß sie von der Notwendigkeit der Vereinigung der beiden Parteien überzeugt seien und sich mit ihr über eine möglichst baldige Einberufung eines Einigungskongresses zu verständigen wünschten. Diese Abkehr von der bisherigen Stellungnahme der führenden Lassalleaner zur Einigungsfrage war zum Teil eine Folge der brutalen Unterdrückungspolitik der preussischen Regierung unter dem System des Staatsanwalts Tessen-dorf; in nicht geringem Grade war sie aber auch durch die hochgradigen Gegensätze verursacht, die sich in der Führerschaft des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins bis zu erbitterten Feindschaften herausentwickelt hatten. Auer schilderte mir die letzteren, über die sich Tölcke gegenüber Geib und ihm recht offenherzig ausgesprochen hatte, mit dem ihm eigenen sarkastischen Humor; er übersah aber keinen Augenblick die große Bedeutung der Einigung für die Gesamtbewegung. Obwohl ihm offenbar die von Tölcke und Genossen vertretene Richtung nicht so unsympathisch war wie die Hasselmanns, so erzählte er mir doch mit Genugtuung, daß Geib und er dem Tölcke erklärt hätten, sie und ihre Kollegen reichten zu Einigungsverhandlungen gerne die Hand, aber dem Verein als Ganzem, nicht einer mit dem anderen Teil in Streit liegenden Sektion, und daß sie sich auf kein übereiltes Handeln in dieser wichtigen Sache einlassen könnten. Wenngleich das Tölcke ersichtlich nicht angenehm gewesen sei, habe dieser es doch schließlich als von unserem Standpunkt aus berechtigt anerkannt und sich damit vorläufig zufrieden gegeben. Es müsse nun abgewartet werden, wie sich die Sache weiter entwickle. Gehe man unsererseits mit dem nötigen Takt vor, so dürften wir auf ein Ergebnis hoffen, mit dem wir zufrieden sein könnten.

Und das ist denn auch nicht ausgeblieben. Was Auer persönlich betrifft, so ward er nach erfolgter Einigung in den die Spitze der geeinten Partei bildenden Vorstand gewählt, wo er bald in gleicher Weise geistig mit obenan stand, wie ehemals im leitenden Ausschuß der Eisenacher.

*

Wie nun die Vereinigung der Sozialdemokratie Deutschlands verwirklicht wurde, das braucht hier nicht noch im einzelnen

geschildert zu werden. Nur einiger Vorgänge, an denen ich aktiv teilnahm oder die besonderen Eindruck gemacht haben, glaube ich auch hier gedenken zu dürfen.

Die ernsthafte Förderung der Einigungsfrage durch die erwähnten Führer sprach sich in der Bewegung schnell herum und erregte bei der großen Mehrheit der Mitglieder eine an helle Begeisterung grenzende Freude. Wie stark diese in Berlin war, der Stadt der heftigsten Kämpfe zwischen Lassalleanern und Eisenachern, zeigte sich, als am 15. Dezember 1874 die Frage der Vereinigung den Gegenstand einer Versammlung bildete, die im großen Saal des Berliner Handwerkervereins tagte.

Am Nachmittag dieses Tages waren die auf freiem Fuß befindlichen Reichstagsabgeordneten beider Fraktionen, sieben an der Zahl, zu einer Vorbesprechung über die Einigungsbedingungen zusammengekommen, an der von Nichtabgeordneten der Lassalleaner die Zigarrenmacher Ecks und F. W. Fritzsche, der Eisenacher August Heinsch und ich teilnahmen, und die einen guten Verlauf nahm. Die Versammlung am Abend war in einem Grade überfüllt, wie es niemand vorausgesehen hatte. Schon vor ihrem Beginn hatten alle Tische aus dem Saal entfernt werden müssen, um Platz für die ohne Unterbrechung andrängenden Teilnehmer zu gewinnen. Dann, als mit Mühe ein Bureau gebildet war, in das auch ich gewählt wurde, ertönte allseitig der Ruf: „Auch die Stühle hinaus!“ Und über die Köpfe der dicht gedrängt stehenden, von unablässig nachrückenden Menschen bedrängten Menge wanderten die Stühle Zug um Zug zum Saal hinaus, ein Anblick vom Bureau aus, den wohl keiner der Anwesenden vergessen hat. Überwältigend war auch der Stimmungsausdruck der Versammelten. Jeder der anwesenden Abgeordneten, der das Wort nahm, ob Lassalleaner, ob Eisenacher, wurde von den Massen mit Jubel begrüßt, und Versuche einiger Personen, Einwände gegen die vollständige Vereinigung geltend zu machen, wurden stürmisch zurückgewiesen. Am Schluß ward eine sich rückhaltlos für die Vereinigung aussprechende Resolution einstimmig angenommen und das Bureau beauftragt, von ihr den noch inhaftierten Abgeordneten August Bebel und Johann Most mit dem herzlichsten Gruß der Versammlung Mitteilung zu machen.

In der Vorbesprechung hatte man sich darüber verständigt, daß nach den im Oktober vereinbarten Vorschlägen führender Lassalleaner und Eisenacher im Frühjahr 1875 von einer Konferenz, auf der beide Parteien durch die gleiche Zahl Mitglieder vertreten sein

sollten, Entwürfe eines Programms und eines Organisationsstatuts der zu schaffenden Vereinigten Sozialdemokratie Deutschlands ausgearbeitet würden. Diese Konferenz fand am 14. und 15. Februar 1875 in Gotha statt, sie war von je neun Delegierten der beiden Parteien besucht, darunter von bekannten Führern der Lassalleaner G. W. Hartmann, Wilhelm Hasenclever, Wilhelm Hasselmann, August und Otto Kapell, Klas Peter Reinders, von den Eisenacher Führern Ignaz Auer, Wilhelm Bock, August Geib, Wilhelm Liebknecht, Julius Motteler und Julius Vahlteich.

Auch ich war von der Parteileitung der Eisenacher zu dieser Konferenz delegiert. Das erlaubt mir, einen nicht ganz gleichgültigen Irrtum zu berichtigen, der sich in verschiedenen Aufzeichnungen über die Vorgänge jener Tage befindet, darunter in der Darstellung Bebels über die „Einigungsverhandlungen“ in der Selbstbiographie: „Aus meinem Leben.“ Dort liest man nämlich, daß der Konferenz beim Zusammentritt von beiden Parteien eigene Programmentwürfe unterbreitet worden seien. Das war aber nicht der Fall. Zum großen Verdruß verschiedener lassalleanischer Delegierter konnten nur die Eisenacher mit einem eigenen Programmentwurf aufwarten. Ihn hatte kein geringerer als Wilhelm Liebknecht ausgearbeitet, und erst, als man zur Programmdebatte überging, stellte ihm Hasselmann einige schnell ausgearbeitete Abänderungsanträge gegenüber, von denen jedoch nur einer oder zwei unverändert durchdrangen, andere aber abgelehnt oder durch Kompromißbeschlüsse erledigt wurden. Es ist daher, da von der Debatte kein Protokoll aufgenommen wurde und das Original von Liebknechts Entwurf nicht mehr vorliegt, unmöglich, nachträglich festzustellen, welche Stücke des endgültigen Programmentwurfs lassalleanischen Ursprungs sind, oder den „Berliner Marat“, wie Karl Marx in seinem bekannten Brief über den Entwurf Hasselmann ironisch nennt („Neue Zeit“, Jahrg. IX, S. 563 ff.), zum Verfasser hatten, und was von ihm schon in Liebknechts Vorlage stand. Heute nur noch eine geschichtliche Frage — eine Frage um die Feststellung der Standpunkte der besonders einflußreichen Personen Liebknecht und Hasselmann. Denn die Delegierten der beiden Parteien, Lassalleaner wie Eisenacher, traten auf der Konferenz keineswegs als geschlossene Gruppen auf. Hüben wie drüben gab es allerhand Meinungsverschiedenheiten im eigenen Lager. Hasselmanns geistiger Einfluß auf die Delegation des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins war keineswegs größer, sondern eher geringer als der Liebknechts auf die Delegation der Eisenacher.

Aber Liebknecht war, wie ich schon anderwärts bemerkt habe, nur in bedingtem Umfange Interpret der Marx'schen Theorie. Manche von Marx heftig verurteilten Sätze des Programmentwurfs rührten, wenn ich mich nicht sehr irre, von ihm her und entsprachen jedenfalls Gedanken, die er in Reden und Schriften ausdrücklich entwickelt hat. Daß er in bedeutungsvollen Punkten der Theorie Lassalles näher stand als der Marx'schen, geht unter anderem auch aus seinem Referat hervor, das er drei Monate später auf dem gleichfalls zu Gotha abgehaltenen Einigungskongreß über die Programmfrage erstattet hat und das die Lassalleaner so befriedigte, daß Hasselmann, der auf der Tagesordnung als zweiter Referent angekündigt war, auf das Recht eines Gegenreferats mit der Begründung verzichtete, daß er mit Liebknechts Rede „völlig einverstanden“ sei.

Überhaupt waren die Grundgedanken der Marx'schen Geschichts- und Gesellschaftstheorie zu jener Zeit in ihrer tieferen Bedeutung auch im Lager der Eisenacher noch wenig erfaßt. Die Mehrzahl von ihnen waren theoretisch-sozialistisch noch in höherem Grade von Lassalle beeinflusst, als von Marx. Sie lehnten zwar bestimmte Forderungen und Vorschläge Lassalles ab, fußten aber bei der Begründung des Sozialismus auf Sätzen, die der vormarxistischen Epoche der sozialistischen Bewegung entstammten und sich daher auch bei Lassalle finden. Der Gothaer Programmentwurf war denn auch nicht, wie Marx annahm, ein Sieg der Lassalleanischen Delegation über die der Eisenacher, sondern das Ergebnis der ungenügenden theoretischen Erkenntnis im Lager dieser selbst. Die Mehrzahl von ihnen hatten ihre erste sozialistische Bildung im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein durch die Schriften Lassalles erhalten und waren, soweit die Theorie in Betracht kam, von der Richtigkeit der dort entwickelten Beweisführung überzeugt geblieben. In meiner Ausgabe der Briefe von Friedrich Engels an mich gedenke ich noch der Zeit, wo wir deutschen Sozialisten, wenn wir in Lassalles Bastiat-Schulze an das dritte Kapitel „Tausch, Wert und freie Konkurrenz“ kamen, schon die ganze Marx'sche Werttheorie und was dazu gehört, im Kern vor uns zu haben meinten.

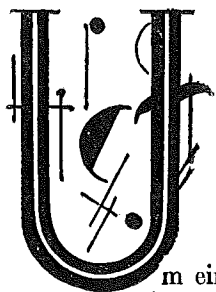
Soviel hierüber. Ich verkehrte in der Zeit vor dem Einigungskongreß verhältnismäßig viel mit Wilhelm Hasselmann. So wenig sympathisch mir verschiedene seiner Eigenschaften waren, so hielt ich es doch für meine Pflicht, die sich aus meiner Vertrauensstellung bei den Eisenachern in Berlin ergab, mit ihm als der nach

meiner Ansicht damals geistig bedeutendsten Persönlichkeit des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins immerhin in Fühlung zu bleiben. Er teilte sich mir denn auch, glaube ich, rückhaltloser mit als anderen meiner politischen Freunde, erzählte mir manches aus seinen persönlichen Schicksalen und gab mir damit ungewollt eine Erklärung für das ihn beherrschende geradezu krankhafte Mißtrauen, das ihn zu den sinnlosesten Verdächtigungen von Mitgliedern des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins verleitete, die der ihm entgegenstehenden Richtung angehörten. Mit dem Mißtrauen verband sich auch oder wurzelte in ihm ein hoher Grad von Übervorsicht, die wiederholt den Eindruck von wirklicher Feigheit machte, Feigheit nicht nur den Regierungsgewalten, sondern auch den Massen der eigenen Partei gegenüber. Er war ursprünglich Gegner der Vereinigung gewesen, hatte aber, als er sah, wie stark die Bewegung zu ihren Gunsten die Massen erfaßt hatte, den Mut verloren, vor diesen die Gründe seiner Gegnerschaft zu vertreten. Sehr peinlich hatte sich das schon in der großen Berliner Einigungsversammlung vom 15. Dezember 1874 gezeigt. Seine Rede war damals kein Ja und kein Nein gewesen. „Wir sagen euch weder, die Vereinigung soll sein, noch, sie soll nicht sein, ihr sollt entscheiden, ob ihr sie haben wollt oder nicht, und eurem Willen werden wir uns fügen“, erklärte er mit Emphase, ging aber mit keinem Wort auf die sachlichen Fragen ein, die durch die Antwort auf die Vereinigungsfrage zur Entscheidung zu bringen waren. Und ebenso umging er in der Presse und später auf dem Einigungskongreß selbst eine unzweideutige Stellungnahme zur Kernfrage. Ausführungen, die als ein entscheidendes Eintreten für die Vereinigung erschienen, wechselten mit solchen ab, die nur geeignet waren, sie zu erschweren. Ziemlich ähnlich ging es in den Unterhaltungen zu, die er mit mir über die Fragen führte, die für die Durchführung der Vereinigung in Betracht kamen. Wiederholt empfieng ich aus ihnen den Eindruck, mit einem Menschen zu tun zu haben, der seiner eigenen Stellungnahme nicht sicher war.

Ein drastisches Beispiel von Hasselmanns krankhaftem Mißtrauen liefert sein Verhalten, als im Juli 1875 aus der Schweiz der Tod des um den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein so verdienten J. B. von Schweitzer gemeldet wurde, der in Gießbach am Brienzer See eine Kur durchgemacht hatte. Da erklärte er mir beim Eintreffen des Telegramms, das sei sicher eine von Schweitzer selbst in Szene gesetzte Schwindelnotiz und bot mir eine Wette um zwei Flaschen besonders guten italienischen Weins auf die Richtigkeit

seines Verdachts an. Und in dem von ihm redigierten „Neuen Sozialdemokrat“ fügte er an die in Form eines „Man sagt“ mitgeteilte Meldung den kühlen Zusatz: „Die Nachricht bedarf allerdings sehr der Bestätigung.“

An dem Vereinigungskongreß teilzunehmen, war ich verhindert. Doch bin ich auf ihm zum Mitglied des ersten Ausschusses der Vereinigten Sozialdemokratie gewählt worden, der aus achtzehn über Deutschland verteilten Parteimitgliedern zusammengesetzt war, und habe an seiner Zusammenkunft teilgenommen, die im Frühjahr 1876 in Leipzig abgehalten wurde. Aus meiner damaligen Tätigkeit in Berlin sei die Mitwirkung an einem der Polizei gespielten Streich erwähnt, die damals jeden von der Sozialdemokratie gegründeten Verein sofort verbot.



9. Überlistung der Berliner Polizei

Um eine möglichst ausführliche Liste der in Berlin wohnhaften Parteigenossen zu erhalten, führten wir folgendes Manöver aus. Am 30. April 1876 wurde am Schluß einer großen öffentlichen Versammlung, in der der sehr begabte Paul Grottkau einen Vortrag über die Bedeutung der Organisation der Arbeiterklasse gehalten hatte, eine Kommission von fünf Mitgliedern mit dem Auftrag gewählt, ein Statut für einen zu gründenden Verein der werktätigen Bevölkerung Berlins auszuarbeiten, das allen Vorschriften des Vereinsgesetzes streng entsprechen werde. Die Kommission, der auch ich angehörte, beschloß, das Statut in der vier Treppen hoch gelegenen Wohnung des Zigarrenarbeiters Jakob Winnen im Norden Berlins zu beraten. Sie meldete diese Sitzung in aller Form der Polizei an, so daß an dem gewählten Tage — ein überaus heißer Sommertag — die mit der Überwachung der Sitzung beauftragten Personen, ein Polizeileutnant und ein diesen begleitender Schutzmann, die Proletarierwohnung erklettern und sich mit recht alten Möbeln begnügen mußten, um nur ihrer Aufgabe gerecht werden zu können. Indes nahm die Beratung des Statuts nur wenig Zeit in Anspruch. Einer von uns schlug vor, um so

gesetzlich wie nur möglich vorzugehen, für dieses das Statut der schon seit Jahren bestehenden Berliner Organisation der Fortschrittspartei wortgetreu zum Muster zu nehmen. Dem stimmten die anderen ohne weiteres zu; das Statut der Fortschrittler, das der Antragsteller mit sich gebracht hatte, wurde kopiert und beschlossen, es den Berliner Genossen für einen zu gründenden „Wahlverein der Sozialdemokraten Berlins“ zu empfehlen. Damit war die Beratung zu Ende, die Sitzung ward für geschlossen erklärt, und den Polizisten, denen kein Anlaß zu einem Verbot oder dergleichen geboten war, blieb nichts anderes übrig, als sich mit einem höflichen Gruß zu entfernen.

Wir aber gingen nun nach dem Saal des Handwerkervereins, wohin auf den Abend wieder eine große Volksversammlung anberaumt war, in der Wilhelm Bracke, der hochgeschätzte Mitangeklagte des Braunschweiger Hochverratsprozesses, über das Thema sprechen wollte: „Die ‚Roheit‘ der arbeitenden Klassen und die Arbeiterbewegung.“ Ehe er jedoch damit beginnen konnte, erbat ich mir nach Eröffnung der Versammlung das Wort zur Geschäftsordnung, teilte mit, daß ich jetzt in der Lage sei, den Genossen das Ergebnis der Beratungen der gewählten Statutenkommission mitzuteilen, verlas das beschlossene Statut und stellte den Antrag, zunächst eine Pause eintreten zu lassen, damit diejenigen, die gesonnen seien, dem zu gründenden Verein beizutreten, Gelegenheit hätten, vorläufig ihre Namen und Adressen in Listen einzutragen, die nun zu diesem Zweck ausgelegt würden. Das alles geschah vor den Augen der überwachenden Polizisten, die nicht recht wußten, wie sie sich dazu zu verhalten hatten, da ihr Auftrag nur dahin ging, auf die Reden aufzupassen und über sie zu berichten.

Einigermaßen unschlüssig war man nun auch im Polizeipräsidium selbst. Ich hatte natürlich nicht unterlassen, in meinem Bericht über das neue Statut auf das nachdrücklichste hervorzuheben, daß es in jeder Beziehung mit dem „gesetzlichen“ Statut der Berliner Fortschrittspartei übereinstimme. Das nahm dem Präsidium, während wir nun immerhin über die Adressen von gegen 800 Personen verfügten, die wir als Parteigenossen betrachten durften, jeden Vorwand, den Verein zu verbieten, ehe er überhaupt ins Leben getreten war und sich irgendwie politisch betätigt hatte. Man suchte sich zunächst damit zu helfen, daß man unserem Vertrauensmann, als dieser den Verein nach dem preußischen Vereinsgesetz bei der Polizei angemeldet hatte, längere Zeit keinerlei

Bestätigung oder auch nur Antwort zukommen ließ. Eine Änderung zum Besseren wurde erst dadurch erwirkt, daß der an Ideen unerschöpfliche August Heinsch im Verein mit sechs Vorstandsmitgliedern des neuen Vereins am 2. Juni 1876 dem preußischen Minister des Innern, Graf Fritz zu Eulenburg, in einer Audienz den gesetzwidrigen Charakter des Verhaltens der Berliner Polizei in dieser Frage unwiderleglich nachwies. Heinsch fügte hinzu, daß, wenn hier nicht eine Änderung eintrete, die Sozialdemokratie ihre Mitglieder veranlassen werde, in die Bezirksvereine der Fortschrittspartei einzutreten, um so die Polizei vor die Notwendigkeit zu stellen, auch diese zu verbieten.

In dieser Zeit erlitt ich einen persönlichen, mich ungemein schwer treffenden Verlust. Auf einem Parteifest im Norden Berlins, zu dem ich meine zwei jüngeren Schwestern mitgenommen hatte, hatte sich der Parteigenosse Jakob Bamberger in die eine von ihnen, Elise, verliebt. Es war zu einer Ehe zwischen ihnen gekommen, die sich sehr glücklich anließ. Aber schon bei der schweren, mit fürchterlichen Schmerzen verbundenen Geburt des ersten Kindes ward die junge, von mir so innig geliebte Mutter von einem Kindbettfieber heimgesucht, dem sie nach mehrwöchigem Krankenlager in meiner Gegenwart erlag, da ich in jener Nacht mit Schwester Fanny an ihrem Bett Nachtwache hielt. Ihr Tod ergriff mich um so mehr, als ich fest überzeugt war, daß unverzeihliche hygienische Verstöße der Hebamme das Kindbettfieber verursacht hatten. Sie hatte nämlich mit ungereinigten Händen in den Geburtsakt eingegriffen und sich jeder Heranziehung ärztlicher Hilfe widersetzt. Ich war tagelang so mitgenommen, daß ich selbst Beileidsbezeugungen von mir nahestehenden Personen nicht anhören mochte und war längere Zeit in kein Unterhaltungslokal irgendwelcher Art zu bringen. Nur Parteiangelegenheiten konnten mir noch Interesse abgewinnen.

So stellte ich denn auch, als nach amtlicher Verkündung des Wahltages — des 10. Januar 1877 — von der Sozialdemokratie Berlins ein siebenköpfiges Zentralwahlkomitee zur Führung des Wahlkampfes in der Reichshauptstadt gebildet worden war, diesem meine Dienste für die Abhaltung von Wahlagitationsversammlungen zur Verfügung. Wenngleich es damals mit meiner Gesundheit nicht sonderlich gut bestellt war und ich gegen Ende des Wahlkampfes um einer notwendig gewordenen Drüsenoperation willen mehrere Wochen das Bett hüten mußte, so haben doch nach einem Bericht des Zentralwahlkomitees in jenem Wahlkampf nur

drei Mitglieder der Partei in mehr Wahlagitationsversammlungen in Berlin referiert als ich. Und als der Deutsche Reichstag am 18. April 1877 durch einen sehr parteiischen Beschluß das Mandat des im sechsten Berliner Wahlkreis gewählten Wilhelm Hasenclever für ungültig erklärte und damit dort eine Nachwahl notwendig machte, übernahm ich für diese die organisatorische Leitung des Kampfes in meinem Wohnviertel, einem Kreise der Schönhauser Vorstadt. Dabei gelang es mir ohne große Mühe in diesem Bezirk für die nötige Wahlarbeit eine Zahl von Helfern zu werben, die selbst die größte Zahl der Helfer in anderen Bezirken um ein mehrfaches überstieg. Ich hatte mir nämlich von dem Genossen, der die sozialdemokratische „Berliner Freie Presse“ im Norden Berlins vertrieb, die Liste seiner Abonnenten in unserem Stadtviertel erbeten. Dann suchte ich einen nach dem anderen, der mir nach seiner Lebensstellung entsprechend gesinnt zu sein schien, in seiner Wohnung auf und legte ihm die Frage vor, ob er sich zur Sozialdemokratie rechne und gegebenenfalls bei dieser Wahl die Wahlflugblätter der Partei in einer mäßigen Zahl Häuser austragen werde. Und ehe ich noch die mir gegebene Liste zur Hälfte erschöpft hatte, konnte ich bereits so viel Helfer verzeichnen, daß auf den einzelnen nur vier der zu versorgenden Häuser entfielen. Eine Aufgabe, die jeder unschwer erfüllen konnte, obwohl es sich zumeist um fünfstöckige Häuser mit ebenso hohen Hinterhäusern handelte. So sind denn auch alle in zufriedenstellender Weise dieser Aufgabe gerecht geworden. Überhaupt hat jene Agitation mir nur angenehme Erinnerungen hinterlassen. Wir erzielten in unserem Viertel eine ganz erhebliche Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen.



10. Dühring-Bewegung und der Mohrenklub

Im Frühjahr 1877 erfolgte die Entfernung des radikalen Philosophen und Sozialwissenschaftlers Eugen Dühring von der Berliner Universität. Sie rief eine Protestbewegung von Akademikern hervor, um die sich ganz besonders der damals noch als Gerichtsreferendar tätige Louis Viereck verdient machte. Außerdem wurde sie lebhaft von der sozialdemokratischen Presse unterstützt, vor allem von der „Berliner Freien Presse“, deren Redaktion in der Mehrheit aus Verehrern Dührings bestand. Das war bis zu einem gewissen Grade mir zuzuschreiben. Nachdem Dühring in seinem gegen Ende 1872 erschienenen „Kursus der Nationalökonomie und des Sozialismus“ offen den Sozialismus gepredigt hatte, hatte ich dieses Buch, das mir als eine höchst wirkungsvolle Propagandaschrift für die sozialistische Bewegung erschien, außer August Bebel noch verschiedenen anderen angesehenen Vorkämpfern der Partei verehrt. Darunter Johann Most, der im Sommer 1874 wegen eines namentlich in der Schlußbetrachtung sehr gemäßigten Vortrags über die Pariser Kommune zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt war. Mit Most war ich in sehr freundschaftlichen Verkehr getreten und hatte ihn während seiner Haft in Plötzensee bei Berlin oft besucht. Ihn hatte Dühring fast noch mehr hingerissen als mich.

Bald nach dem Erscheinen der auf meinen Vorschlag erfolgten Bebel'schen Besprechung des Dühringschen „Kursus der Nationalökonomie und des Sozialismus“ im Jahrgang 1874 des Leipziger „Volksstaats“ suchte ich den Genannten auf und stellte mich ihm als einen dankbaren Leser dieser Schrift vor, durch die er sich nach meiner Überzeugung ein ganz besonderes Verdienst um die sozialistische Bewegung erworben habe. Ich fragte ihn zugleich, ob er seine öffentlichen Vorlesungen in der Universität, die Fragen von Bedeutung für den Sozialismus behandelten, nicht auf Stunden verlegen könne, die den Vorlesungsbesuch auch Angestellten und geistig strebsamen Arbeitern möglich machen würden. Worauf er mir zugesagt hatte, diesen Gedanken, dessen Ausführung nicht

ganz leicht sei, ernsthaft in Erwägung zu ziehen, denn es würde ihn freuen, eine größere Zahl Mitglieder der Partei zu Hörern zu haben. Wenn nicht schon bei diesem, meinem ersten Besuch, so doch jedenfalls bei einem der nächsten Besuche bediente er sich sogar des Ausdrucks „die Parteigenossen“ und gebärdete sich überhaupt als ein Mitkämpfer der Sozialdemokratie. Er lud mich ein, öfter zu ihm zu kommen, mein Besuch werde ihm jederzeit willkommen sein, und wenn ich mir auch nicht herausnahm, seine Zeit über Gebühr in Anspruch zu nehmen, so habe ich mich doch nicht umsonst einladen lassen. Indes wurden mir die Unterhaltungen mit ihm auf die Dauer mehr peinlich als anregend. Er verriet wenig warmes Interesse für den Kampf der Sozialdemokratie, aber um so mehr Lust am Herabsetzen aller möglichen, ihm unbequemen Persönlichkeiten. So wurde er nicht müde, die damaligen Kathedersozialisten unterschiedslos als schlechte Kopisten früher von ihm entwickelter Ideen hinzustellen, und er zog spöttisch darüber her, daß der verdiente Friedrich Albert Lange auf seinem Sterbebett den Wunsch niedergeschrieben hatte, man möge bei seiner Bestattung den Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ singen, eine Gefühlswallung, die ich trotz meiner entschiedenen Ablehnung des Bibelglaubens dem todkranken Predigerssohn um so lieber nachsah, als ich mich lebhaft daran erinnerte, wie tief jener und noch einige Choräle Paul Gerhardts in meinen Knabenjahren mein Gemüt erfaßt hatten. Hier, wie bei Behandlung anderer Vorkommnisse, zeigte sich bei Dühring eine so krankhafte Enge des Horizonts, daß es mir zuletzt Überwindung kostete, bei ihm vorzusprechen.

Bei meinem letzten Besuch bot mir ein Zwischenfall Anlaß, ihn wegen seines Judenhasses zu interpellieren, der sich in seinen Vorlesungen immer unschöner Luft gemacht hatte. Er stellte jede Voreingenommenheit gegen die Juden in Abrede und wollte mir das näher begründen, als ihm ein Schriftsteller Bartels als Besucher gemeldet wurde. Dühring schien das nicht angenehm zu sein. Da ich aber merkte, daß er sich mit dem Herrn verabredet hatte, erklärte ich ihm, ich wolle nicht stören und werde lieber bei einer anderen Gelegenheit mit ihm über die Frage sprechen. Dazu ist es jedoch nicht gekommen. Dühring hatte sich mir gegenüber geweigert, sich gegen eine Agitation in der Sozialdemokratie zu erklären, an deren Spitze sich unter anderen der mittlerweile aus der Haft freigekommene Johann Most gestellt hatte, und die von der Partei nicht weniger forderte, als die Engelssche Kritik Dührings in den Spalten des Zentralorgans der Partei, des „Vorwärts“.

zu unterdrücken. Ich hatte Most in aller Freundschaft erklärt, ich hielte diese Agitation für ein geistiges Armutzeugnis der Verehrer Dührings, denen ich mich zuzähle, könne mich daher nicht an ihr beteiligen, und war daher nicht wenig enttäuscht, von Dühring selbst zu hören, daß dieser in ihr eine begrüßenswerte Erscheinung erblickte, die man nicht entmütigen dürfe.

Selbstverständlich hielt mich das nicht davon ab, die Protestbewegung gegen die Entfernung Dührings von der Universität nach besten Kräften zu unterstützen, aber ich will nicht verschweigen, daß mir bei ihr nicht sehr wohl zumute war. Zwar erblickte ich in ihr eine Maßregelung, die man dem blinden Gelehrten hätte erlassen sollen. Aber ich konnte mir nicht verheimlichen, daß sie immerhin nicht völlig unprovokiert erfolgt war. In der von mir verfaßten Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung schrieb ich schon, daß Dühring in seinen persönlichen Angriffen auf Professoren, in denen er Feinde vermutete oder die ihm sonst zuwider waren, „erheblich über die Schnur gehauen hat“ und daß „die Art, wie er in seinen Vorlesungen und Schriften über Männer wie Adolph Wagner, Rudolf Virchow, Hermann Helmholtz, Eduard Zeller usw. loszog, selbst viele seiner Anhänger abstieß“, und von dieser Kritik habe ich nichts zurückzunehmen. Es war allmählich dahin gekommen, daß Dührings Vorlesungen fast nur in Schimpfergüssen bestanden und daher zusehends an Hörern verloren. Ich selbst scheute mich schließlich, Leute, auf deren Urteil ich etwas gab, in sie mitzunehmen. Denn wenn es geschehen war, hatte ich von diesen zu hören bekommen, daß Dühring auf sie einen ungünstigen Eindruck gemacht habe. Sein Verhalten in der Frage der von ihm als Antwort auf seine Entfernung ins Auge gefaßten „Freien Akademie“ setzte allem die Krone auf. Im Verein mit dem Mathematiker Döll, der auf jedes Dühringsche Wort direkt schwur, hatte er für sie ein Statut ausgearbeitet, das in Engherzigkeit der Bestimmungen über Mitgliedschaft und Leitung dieser Akademie schwer zu übertreffen war, und daher alle Sozialisten unter seinen Verehrern gegen sich hatte. Eine Anzahl von ihnen tat ihr bestes, in freundschaftlichen Verhandlungen ihn zum Abstreifen von den schlimmsten Sinnwidrigkeiten dieses Statuts zu bewegen, sie fanden ihn aber unbelehrbar. Und als er dann der Sozialdemokratie unter Schimpfereien den Krieg erklärte, weil die Redaktion der „Berliner Freien Presse“, mit Johann Most an der Spitze, es abgelehnt hatte, sich von ihm vorschreiben zu lassen, von welchen Personen sie Berichte über von ihm gehaltene

Vorträge aufzunehmen habe, hielt ich es nicht für passend, den persönlichen Verkehr mit ihm noch fortzusetzen. Ich schob seine Bosheiten auf das Konto der ihm vermeintlich geschehenen Ungerechtigkeiten, hatte aber jedes Vertrauen in ihn als Vorbild eingebüßt. So war es aber auch allen anderen Sozialdemokraten gegangen, die für ihn eingetreten waren. Sie zogen sich alle von ihm zurück, und von einer Dühring-Bewegung in Berlin war nicht mehr die Rede. Der Gedanke der von Dühring geplanten „Freien Akademie“ ging in Luft auf.

Das einzige, was die Dühring-Bewegung in Berlin positiv zeitigt hat, war eine engere Fühlungnahme zwischen Studierenden der verschiedenen Hochschulen Berlins und hervorragend tätigen Vertretern der Berliner Sozialdemokratie. In den ersten Jahren des 1871 geschaffenen neuen Deutschland hatte man sozialistische Studenten in Berlin mit der Lupe suchen können. Als um die Jahre 1873/74 Studenten in Paris einen Aufruf zugunsten einer internationalen Studentenkonferenz veröffentlichten, blieb er von Deutschland aus unbeantwortet. Ich hatte damals mit einem mir überaus zugetanen jungen Verwandten, einem Gymnasiasten, der Beziehungen zu Studierenden hatte und sozialistisch empfand, die Suche nach sozialistischen Studenten angestellt. Sie war aber sehr entmutigend ausgefallen. Nach und nach verbesserte sich indes die Lage. Als jener Verwandte, mein Vetter Hermann Lisso, einige Jahre später selbst die Universität bezog, fand er schon einen kleinen Kreis gleichgesinnter Kommilitonen vor. Auch auf der Bauakademie und an der Bergakademie gab es Sozialisten unter den Studierenden. Die Dühring-Bewegung nun führte diese Elemente zusammen. Man traf sich zunächst zu Protesten in bestimmten Lokalen und setzte, als Dühring den jungen Leuten die Begeisterung für ihn ausgetrieben hatte, die Zusammenkünfte zur sozialistischen Fühlungnahme fort. Das heißt, man lud agitatorisch und schriftstellerisch tätige Mitglieder der Sozialdemokratie zu ihnen ein. Das gab recht angenehme Abende, aber ergab auch die Notwendigkeit, ganze Zimmer für die Zusammenkünfte zu belegen. Der organisatorisch sehr begabte Louis Viereck ermittelte nach kurzem Suchen eine geeignete Restauration, die im ersten Stock ein geräumiges Zimmer für diesen Zweck abzugeben hatte, in der Mohrenstraße auf der Südseite zwischen Friedrich- und Kanonierstraße. Das Zimmer gefiel allgemein, man beschloß, es für längere Dauer zu nehmen und stimmte auch Vierecks Vorschlag zu, eine größere Anzahl Zeitungen, darunter alle sozialdemokratischen

Zeitungen von Bedeutung, zu abonnieren, dort auszulegen und die Kosten von den Teilnehmern durch einen kleinen Monatsbeitrag zu erheben. Ein Abend in der Woche — wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, Sonnabend — wurde für Diskussionen und etwaige Vorträge festgesetzt.

So kam ein Klub zustande, der später nach der Straße, in der das Lokal lag, Mohrenklub genannt wurde. Er zählte fast ebensoviel organisierte Kämpfer der Sozialdemokratie zu seinen Mitgliedern wie Studierende der verschiedenen Hochschulen Berlins, und es gab kaum eine Frage des sozialen Lebens von irgendwelcher Bedeutung, die nicht an einem seiner Debattierabende verhandelt wurde. Und das Niveau dieser Diskussionen war zumeist ziemlich hoch. Vorwiegend führten bei ihnen Personen das Wort, die entweder, wie Ignaz Auer, Paul Grottkau, Fritz Mielke und ähnliche, sich schon längere Zeit Erfahrungen in der praktischen Politik gesammelt hatten, oder Leute, die sich ernsthaft mit Fragen der Theorie beschäftigten. Zu letzterem regte nicht wenig die um diese Zeit von Karl Höchberg ins Leben gerufene sozialistische Halbmonatsschrift „Die Zukunft“ an, die in Berlin herauskam und deren rührigster Mitarbeiter, der Versicherungsbeamte C. A. Schramm, gleichfalls Mitglied des Mohrenklubs war. Auch Willy Bading und ich gehörten ihm an.

Der Mohrenklub beschränkte sich indes nicht auf das Diskutieren. Auf der einen Seite tat man in ihm sein bestes, um Gelder für die Fonds der Sozialdemokratischen Partei aufzubringen, was am bequemsten und anregendsten durch humoristische Auktionen geschah. So wird man in einer Nummer der „Berliner Freien Presse“ aus jener Zeit den Ertrag der Versteigerung „Des einen Blickes“ quittiert finden, den der „Bürger Null“ in das Corpus juris getan habe. Überflüssig zu sagen, daß „Null“ nur ein Kneipname war. Sein Träger war ein Student der Jurisprudenz in vorgerücktem Semester, der vordem einige Semester in Leipzig verbracht hatte und dort schon der Sozialdemokratie beigetreten war. Sein über-sprudelnder Witz machte ihn zu einem der beliebtesten Mitglieder des Mohrenklubs und einem seiner erfolgreichsten Auktionatoren. Der eigentliche Leiter des Klubs aber war Louis Viereck mit dem Kneipnamen „Quadrat“, wie vordem bemerkt bereits Referendar am „königlichen Kammergericht“. Stark politisch veranlagt, tat er, von dem der Ruf ging, daß er ein unehelicher Sohn Wilhelms I. war, viel, den Klub zu schöpferischer Arbeit für die Partei heranzuziehen, wie er selbst schon in enge Beziehungen zur Redaktion

der „Berliner Freien Presse“ getreten war und sie mit Artikeln versah, in denen die Verfassungszustände des kaiserlichen Deutschland als Produkte und als Regierungsmittel der politischen Reaktion aufgedeckt wurden. Als dann Karl Höchberg im Mohrenklub den Gedanken zur Sprache brachte, in Berlin eine im sozialistischen Geist geleitete Arbeiterbildungsschule ins Leben zu rufen, gehörte Viereck zu deren lebhaftesten Unterstützern. Es war mit sein Verdienst, daß nicht Höchberg allein die Mittel für die Verwirklichung des Gedankens aufzubringen hatte, sondern daß die damals unter dem Namen Arbeiterbildungsinstitut geschaffene Schule zwar nicht offiziell, so doch tatsächlich ein Geschenk des Mohrenklubs an die Partei war.

Die Schule wurde im April 1878 in der dicht am Spittelmarkt gelegenen Seydelstraße eröffnet und fand so starken Zulauf, daß die für sie gemieteten Räume nicht ausreichten und schon in den ersten Tagen ergänzt werden mußten. Es mußten auch für verschiedene Unterrichtsfächer Parallelklassen eingerichtet werden, weil keines der gemieteten Zimmer geräumig genug war, die für sie gemeldeten Schüler zu fassen. Ganz besonders stark war der Andrang zu dem Kursus der Nationalökonomie, den der als besonders guter Kenner von Karl Marx geltende C. A. Schramm hielt.

Auch ich hatte am Institut einen Lehrkursus übernommen. Aber da ich mich für nicht genug in der Theorie des Sozialismus geschult hielt, um einen ihr angehörenden Wissenszweig zu lehren, hatte ich das meinem Beruf angehörende Thema Buchführung als Lehrgegenstand gewählt. Ich suchte die Buchführungsregeln dadurch auch denen verständlich zu machen, denen alles abstrakte Denken schwer fällt, daß ich dem Unterricht das Geschäft eines Unternehmers der Zigarrenbranche zugrunde legte; es gab aber unter meinen Hörern immer einige, denen selbst die einfachsten Bestimmungen, wie zum Beispiel, daß im Kassabuch die Einnahmen auf die Soll-Seite einzutragen sind, nicht in den Kopf wollten. Im allgemeinen gewährte mir jedoch der Unterricht, der sich eines ungemein regen Besuches erfreute, einen großen Genuß. Ich schätzte es als einen wertvollen Gewinn ein, daß er mich mit der Seele der Angehörigen der verschiedensten Berufe und Bildungsstufen vertraut machte. Mir selbst hatte ich vorzuwerfen, in dem entworfenen Geschäftsplan das Verhältnis von Einkaufspreisen, Verkaufspreisen, Löhnen und Unkosten nicht weitsichtig genug veranlagt zu haben, so daß mir die Gefahr drohte, das Geschäft mit einem Verlust abschließen lassen zu müssen. Aber ehe ich vor

der Wahl stand, dies ruhig abzuwarten oder ihm durch Änderungen im Plan vorzubeugen, machte ein Gewaltakt der Behörde dem Arbeiterbildungsinstitut und damit meinem ersten Versuch als Lehrer ein Ende.

Vorher fand noch ein vom Mohrenklub veranstalteter Unterhaltungsabend mit Tanz und Theatervorstellung statt, zu dem witzbegabte „Mohren“ eine humoristische Festzeitung unter dem Titel „der Franz Mohr“ verfaßt hatten. Ihr Leitartikel paraphrasierte einen Satz aus dem ersten Kapitel von Marx' „Kapital“ so tief-sinnig, daß die Redaktion sich zu der Anmerkung veranlaßt sah, sie sei trotz angestrengten Nachsinnens nicht dahinter gekommen, was er eigentlich besagen wolle, er scheine ihr aber für die Leser ganz besonders geeignet. Andere Beiträge schilderten Vorgänge aus den Diskussionen des Klubs mit glücklichem Humor. Kurz, weder im Blatt noch auf der Feier selbst verriet sich eine Vorahnung des Schlages, der die Sozialdemokratie befallen sollte. Und doch fehlte es nicht an allerhand Erscheinungen, die zum Nachdenken herausforderten.

Schon im Laufe des Jahres 1877 hatten Konservative verschiedener Gattung Versuche gemacht, der Sozialdemokratie durch eine sozialkonservative Bewegung Boden abzugewinnen. Als aber mit Anfang 1878 ein konservativer Demagoge, der Hofprediger Stöcker, anfang, in öffentlichen Versammlungen für eine sich christlich-sozial nennende Partei zu agitieren, und ihr die Sozialdemokratie Berlins unter Führung Johann Mosts mit einer Agitation großen Stils für den Austritt aus der Landeskirche antwortete, gab das Riesensammlungen der Partei, in denen jedesmal Besucher in vielen Hunderten die Anmeldung für den Austritt unterzeichneten, so daß auch ich, der in den meisten dieser Versammlungen in das Bureau gewählt wurde, mich verpflichtet fühlte, als Jude das zu tun, wozu dort unsere, offiziell der christlichen Kirche angehörenden Genossen aufgefordert wurden. Und ich vollzog vor der Zentrale des Standesamts Berlin meinen Austritt aus der jüdischen Kultusgemeinschaft. Bald aber regten sich in der Regierungspresse Stimmen, die mehr als eine Gegenagitation forderten. Aus diesen Tagen datiert das viel zitierte Wort Wilhelms I.: „Die Religion muß dem Volk erhalten werden“, das als frommer Wunsch ironisch aufgefaßt werden konnte, aber von erfahrenen Politikern als Ankündigung von ernsthaft zu nehmenden Regierungsmaßnahmen begriffen wurde. „Ihr galvanisiert einen Leichnam“, sagte schon damals der nichts weniger als überängstliche Demokrat

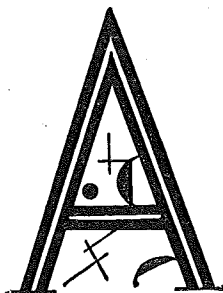
Guido Weiß zu einigen führenden Vertretern der Sozialdemokratie, und in einem Punkt haben die Tatsachen ihm damals recht gegeben. Trotz der Riesensammlungen und Massenmeldungen ist in jenem Jahr der tatsächlich vollzogene Austritt aus der Landeskirche nicht nennenswert größer gewesen, als im Durchschnitt der vorhergegangenen Jahre.

Die schwüle Stimmung wurde noch verstärkt durch den Eindruck der gewaltigen Massenbeteiligung bei den Begräbnissen, die der Tod von August Heinsch im März und des zeitweiligen Redakteurs des „Vorwärts“, Paul Dentler, im April 1878 herbeiführten. Hier muß ich zuerst August Heinschs gedenken.

Obwohl sein Lungenleiden unausgesetzt zugenommen hatte, hatte Heinsch sich den Wahlkämpfen des Jahres 1877 mit der alten Intensität gewidmet. Es verging kein Abend, wo er nicht Besprechungen des Wahlkomitees oder Wahlversammlungen leitete, mochten diese sich noch so lange hinziehen. Als ich ihm in der Wahlperiode einmal gegen ein Uhr nachts in der Kommandantenstraße begegnete und ihn beschwor, doch einigermaßen auf seine Gesundheit acht zu geben, erhielt ich von ihm zur Antwort: „Sei ruhig Ede, ich weiß es, ich gehe drauf. Aber du kannst sicher sein, ich sterbe an einem Donnerstag, und dann habt ihr am Sonntag eine schöne Leiche.“

Selbst der Gedanke an den Tod trennte sich bei dieser treuen Seele nicht von dem Gedanken einer möglichst guten Wirkung für die Partei. Über sie ging ihm nichts. Und als dann seine Ankündigung in unendlich viel großartigerer Weise in Erfüllung ging, als er selbst geahnt, ging durch die Reihen der Teilnehmer am Leichenzug wie einmütig der formal sinnwidrige und doch aufrichtig empfundene Gedanke: „Hätte er wenigstens das noch erlebt!“

Bald hatten wir freilich Ursache, umgekehrt August Heinsch glücklich zu preisen, daß er die Schläge nicht mehr erlebt hat, die der Sozialdemokratie für Jahre die Agitation unmöglich machten, der er sich mit größter Opferfreudigkeit hingegen hatte.



11. Die Attentatsperiode

Am 11. Mai 1878 gab ein konfuser arbeitsloser junger sächsischer Arbeiter, namens Max Hödel, vor dem Hause Unter den Linden 7 in Berlin aus einem fast wertlosen Revolver einige Schüsse auf den vorbeifahrenden Wagen des Kaisers Wilhelm I. ab. Obwohl keiner davon irgend etwas getroffen hatte, es vielmehr nicht unwahrscheinlich ist, daß Hödel, der wegen Schimpfereien auf die Partei und wegen der Propagierung von christlich-sozialer und anarchistischer Agitationsliteratur in seiner Heimat aus der Mitgliedschaft der Sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen war, lediglich etwas Aufsehen machen wollte, wurde doch sein Streich als ein ernst zu nehmendes Attentat eines Sozialdemokraten auf den Kaiser ins Land hinaus gemeldet und von der Regierung wie dem größten Teil der bürgerlichen Presse weidlich gegen die Sozialdemokratie ausgeschlachtet. Es gelang auch einen Augenblick, eine Stimmung in der Volksmehrheit zu schaffen, die jeden Gewaltakt gegen die Sozialdemokratie gutgeheißen hätte. Wilhelm I. hatte den Haß, der einst im demokratischen Volk gegen ihn als den „Kartätschenprinzen“ von 1848/49 obgewaltet hatte, überlebt. Von den Leuten aus jener Zeit waren die meisten weggestorben, für die inzwischen herangewachsene Generation aber war er der Begründer des geeinten Deutschen Reiches und der Greis von 81 Jahren, dem schon das hohe Alter den Anspruch auf das menschliche Mitgefühl sicherte. So riefen am Tage nach dem Attentat, als ich ins Bureau kam, selbst Kollegen, mit denen ich sonst recht gut stand, mir empört zu: „Pfui!“ Eine Probe von der vox populi jener Tage.

Diese wurde, wie man weiß, von Bismarck dazu benutzt, einen tödlichen Schlag gegen die Sozialdemokratie zu versuchen. Er ließ von seinen Leuten den Entwurf eines Gesetzes gegen die Partei der Arbeiterklasse ausarbeiten, das, wenn es angenommen wäre, sie ihrer Presse und der Benutzung des Vereins- und Versammlungsrechts ganz und gar beraubt hätte. Aber damit hatte er den Bogen überspannt. Als immer mehr Tatsachen bekannt wurden, die dafür

zeugten, daß die Sozialdemokratische Partei mit Hödel und dessen Vorgehen absolut nichts zu tun hatte, kehrte wenigstens in den nicht ganz der Reaktion ergebenden bürgerlichen Parteien die Selbstbesinnung ein, und am 24. Mai 1876 lehnte der Reichstag das famose Erzeugnis nach zweitägiger Debatte mit 243 gegen 60 Stimmen ab. Zu den Neinsagern gehörte auch die bis dahin zu Bismarck haltende, damals noch 127 Reichstagsabgeordnete zählende Nationalliberale Partei.

Es hatte indes ziemliche Anstrengung gekostet, diese Partei, die eigentliche Vertreterin der deutschen Bourgeoisie, zu einer solchen Kraftleistung im Liberalismus zu bewegen. Am Vorabend der Verhandlung über den Entwurf trat Eduard Lasker, der Führer ihres linken Flügels, an Ignaz Auer und noch zwei Mitglieder der erst zwölf Mitglieder zählenden sozialdemokratischen Gruppe des Reichstages heran und erklärte ihnen, es sei ihm und seinen engeren politischen Freunden gelungen, in der Fraktion die Ablehnung der Vorlage zu erzielen. Nun möge aber die sozialdemokratische Gruppe dafür sorgen, daß ihre Hitzköpfe in der Debatte nicht über die Stränge schlagen, andernfalls könnten er und seine Freunde für nichts bürgen.

An dem Ernst dieser Erklärung war angesichts der noch im Lande überwiegend sozialistenfeindlichen Stimmung nicht zu zweifeln. Die sozialdemokratische Gruppe beschloß daher, an jener Debatte des Reichstags überhaupt nicht teilzunehmen, sondern sich mit der Abgabe einer, dem Bismarckschen Machwerk gegenüber ihren Standpunkt während der Erklärung zu begnügen. Diese, von Wilhelm Liebknecht im Auftrage der Gruppe verlesene Erklärung nennt im Anfang Bismarcks Vorgehen den

„Versuch, die Tat eines Wahnwitzigen, noch ehe die gerichtliche Untersuchung geschlossen ist, zur Ausführung eines langvorbereiteten Reaktionsstreiches zu benutzen und die moralische Urheberschaft des noch unerwiesenen Mordattentats auf den deutschen Kaiser einer Partei aufzuwälzen, welche den Mord in jeder Gestalt verurteilt und die wirtschaftliche und politische Entwicklung als von dem Willen einzelner Personen ganz unabhängig auffaßt“,

sie endet mit dem Satz:

„Falle die Entscheidung des Reichstags aus, wie sie wolle — die Deutsche Sozialdemokratie, an Kampf und Verfolgung gewöhnt, blickt weiteren Kämpfen und Verfolgungen mit jener zuversichtlichen Ruhe entgegen, die das Bewußtsein einer guten und unbesiegbaren Sache verleiht.“

Neun Tage nach Ablehnung des Bismarckschen Machwerks, am 2. Juni 1878, versetzte das Attentat des geistig verlotterten Studierenden der Landwirtschaft Dr. Karl Nobiling auf Wilhelm I.

Bismarck in die angenehme Lage, zugleich mit dem ihm am Herzen liegenden Schlag, durch den er die Sozialdemokratie vernichten zu können wähnte, einen Schlag gegen die Nationalliberale Partei zur Ausführung zu bringen, der diese, wie er sich ausdrückte, „an die Wand drücken“ sollte, daß sie „quietsche“.

Nun hatte jedoch die Sozialdemokratie mit Nobiling noch weniger zu tun gehabt als mit Hödel, er hatte ihr nicht einmal, wie jener, vorübergehend angehört, war vielmehr in den seminari-stischen Diskussionen von Professoren der Nationalökonomie den Argumenten der Sozialisten stets mit Sätzen aus dem Arsenal des wirtschaftlichen Liberalismus entgegengetreten. Aber was machte das aus? Die am Abend des Attentats durch das offiziöse Wolffsche Telegraphenbureau mit der Vorbemerkung „amtlich“ in die Welt gesandte, in Wahrheit jeder tatsächlichen Unterlage entbehrende, das heißt, raffiniert erlogene Meldung, daß Nobiling bei seiner gerichtlichen Vernehmung „bekannt habe, der Sozialdemokratie anzugehören und Mitschuldige zu haben“, schuf im deutschen Volk die Stimmung, die Bismarck brauchte. Freche Lüge war diese sogenannte „Vernehmung“ eines schwer im Gehirn verletzten, immer wieder bewußtlos werdenden Attentäters.

Wer jene Tage nicht miterlebt hat, kann sich nur schwer eine Vorstellung von dem Sturm machen, der nun über die Sozialdemokratie hereinbrach. Mir ist die Erinnerung an ihn und seine unmittelbaren Wirkungen noch stark gegenwärtig. Es war, wie wir gesehen haben, verschiedenes vorhergegangen, um eine hochgradig schwüle politische Atmosphäre zu schaffen. Die Agitation für den Austritt aus der Landeskirche hatte, als sie anscheinend gewaltige Massen mit sich zog, auch Elementen Bedenken eingebläst, die der kirchlichen Reaktion ablehnend gegenüberstanden. Dann hatte am 10. März die Bestattung von August Heinsch einen Leichenzug auf die Beine gebracht, der durch seine riesenhafte Ausdehnung selbst uns, seine Parteigenossen, überrascht, und durch sie, wie durch die musterhafte Ordnung, sich zu einer sozialdemokratischen Demonstration gestaltet, wie sie gleich großartig Berlin noch nicht erlebt hatte, und sieben Wochen später, am 28. April, hatte die Beerdigung des nach seiner unerhörten Verurteilung und Einkerkung im Gefängnislazarett gestorbenen sozialdemokratischen Redakteurs Paul Dentler womöglich noch größere Massen zur Teilnahme am Leichenzug herangezogen. Der Eindruck dieser Kundgebungen auf weite Kreise des Bürgertums war überwältigend gewesen, und als nun die Attentate kamen,

glaubten viele wirklich den Vorabend eines Umsturzversuches der Sozialdemokratie gekommen und schauten ängstlich aus, wie es im Notfall mit dem Schutz dagegen beschaffen sei. „Wer spricht noch von Arbeiterbataillonen, das sind ganze Regimenter, nein, ganze Armeekorps“, hatte im Hinblick auf die Leichenzüge die im Geist des rechten Flügels der Nationalliberalen redigierte „Magdeburgische Zeitung“ geschrieben, und der angesehenste Führer dieser Partei, von Bennigsen, hatte schon bei Beratung der nach dem Hödelschuß eingebrachten Ausnahmegezetvorlage erklärt, seine Partei könne zwar kein Ausnahmegezet jener Art bewilligen, habe sich aber anheischig gemacht, ein Gezet durchbringen zu helfen, das auf dem Boden des gemeinen Rechts für alle Klassen die bürgerliche Freiheit mit „gesetzlicher Ordnung und fester Autorität“ im öffentlichen Leben vereinige.

Was das gegebenenfalls heißen würde, davon gab uns schon damals die Handhabung des gemeinen Rechts durch Polizei und Gerichte einen Vorgeschmack. Unter den wichtigsten Vorwänden wurden uns Versammlungen verboten, Personen in Haft genommen und zu langen Gefängnisstrafen verurteilt. Man konnte sich fragen, wozu angesichts dessen eine Verschärfung der Gezetze noch vonnöten sein sollte. Indes zielten die Kreise um Bismarck und die Großen von Industrie und Grundbesitz eben auf mehr ab, als was durch eine Politik der Nadelstiche zu erreichen war.

So wurde gegen die Sozialdemokratie ein Feldzug der Verdächtigung ins Werk gezetzt, ein Feldzug, der das System innehielt, das am Abend des Nobiling-Attentats durch das Lügentelegramm des Wolffschen Telegraphenbureaus eingeleitet worden war, das heißt, gröbste Unwahrheit auf Unwahrheit in Umlauf setzte, wenn sie nur geeignet waren, das breite Publikum gegen die Sozialdemokratie als „Partei der Meuchelmörder und Verschwörer“ in Angst und Wut hineinzutreiben. Und er erwies sich allerdings zunächst in hohem Grade erfolgreich. Mit ganz wenigen Ausnahmen hielt sich kein bürgerliches Blatt von diesem Kesseltreiben frei. Die frechsten Lügen, die gewissenlose Reporter gegen Sozialdemokraten ausheckten, wurden selbst von Zeitungen, die sich auf ihren Liberalismus etwas zugute taten, willig kolportiert. Kein Wunder, daß im bürgerlichen Publikum eine wahre Gespensterfurcht um sich griff. Als ich einige Tage nach dem Attentat im Kassenzimmer der Firma S. & L. Rothschild einem jungen Mann begegnete, der mir kurz zuvor in einer Gesellschaft vorgestellt worden war, erzählte mir dieser mit dem Ausdruck höchster Wichtigkeit, sein

Vater sei „einer Verschwörung auf die Spur“ gekommen, die ganz sicher bei dem Attentat ihre Hand im Spiel gehabt habe. Es sei das eine Gesellschaft, die im oberen Zimmer einer Restauration in der Mohrenstraße Zusammenkünfte abhalte und von der einige Mitglieder gerade in letzter Zeit hinterher noch wiederholt mit dem Nobiling im „Jägerkeller“ (Kellerwirtschaft in der Jägerstraße) zusammengetroffen seien. „Papa ist aber auch unverzüglich mit dem Wirt zur Leitung der Kriminalpolizei gefahren und hat dort Mitteilung gemacht“ — schloß die Erzählung, von der mir ohne weiteres klar war, daß sie auf unseren Mohrenklub ging. Sie hätte mich auch nur belustigt und zu nicht mehr als der ironischen Antwort veranlaßt, die ich dem Jüngling auf seine vermeintlich bedeutungsvolle Mitteilung zuteil werden ließ, wenn ich mir nicht hätte sagen müssen, daß die Denunziation der dem Mohrenklub beigetretenen Studenten ihnen möglicherweise arge Unannehmlichkeiten durch die Universitätsbehörden zuziehen werde. So suchte ich denn noch am gleichen Abend Louis Viereck auf, der die Adressen der meisten dieser Studenten hatte, und ließ gemeinsam mit ihm so vielen von ihnen, als wir nur erreichen konnten, Warnungen zukommen, daß ihnen polizeiliche Haussuchungen drohten. Und richtig erhielten sie alle am nächsten Vormittag Besuch von hausrichtig suchenden Polizisten. Die Denunziation des biedereren Bürgersmanns war überflüssig gewesen, irgendein Spitzel hatte der Polizei eine Liste von Mitgliedern des Mohrenklubs in die Hände gespielt. Doch war der Liebe Mühe umsonst. Weder auf eine Verschwörung deutende Indizien — sie gab es ja überhaupt nicht — noch irgend etwas, was den Universitätsbehörden Handhaben für eine akademische Maßregelung bieten konnte, ward von den Polizisten gefunden. Die bloße Teilnahme an einer nicht verbotenen geselligen Vereinigung reichte dazu nicht aus. Die denunzierten Studenten kamen mit einigen Verweisen des Universitätsrichters davon.

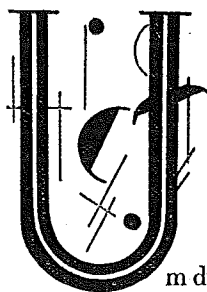
Schlimmer ging es im Wirtschaftsleben zu. Das Unternehmertum der großen Industrie empfand die damals noch sehr mäßigen Forderungen organisierter Arbeiter als nicht zu dulden. Attentate auf seine ihm zustehenden Hoheitsrechte und benutzte den gerade obwaltenden starken Geschäftsdruck zu Gesinnungsterrorismus aller Art. An vielen Stellen wurden als Sozialdemokraten bekannte Arbeiter und sonstige Angestellte ohne weiteres brutal entlassen. Da das noch nicht genügte, ward in Organen der Unternehmerklasse rückhaltlos die Parole ausgegeben, Schriftstücke, durch die die Unterzeichner sich zum Austritt aus jeder Art

sozialistischer Organisation verpflichteten, dem Personal einzeln von Beamten mit dem Bemerkten zur Unterzeichnung vorlegen zu lassen, wer nicht unterzeichne, habe sich als gekündigt oder entlassen zu betrachten. Dieses schändliche Vorgehen, das gerade die charaktervollsten Leute auf das Pflaster werfen hieß, empörte mich so sehr, daß ich spornstreichs auf die Redaktion der „Berliner Freien Presse“ lief und ihr nahelegte, eine Erklärung zu veröffentlichen, die den Genossen im Lande anriet, überall, wo dieses Erpressungsmanöver in Angriff genommen werde, seine Absicht dadurch zunichte zu machen, daß sie das Schriftstück unterschiedslos unterschrieben. „Solchem Gesinnungsdruck gegenüber“ gebe es einfach „kein Worthalten“. Die Redaktion kam dem Vorschlag gern nach, ihr Aufruf wurde von der Parteipresse im ganzen Lande zustimmend abgedruckt, und die Wirkung war, daß wenigstens diese Erpressungsdokumente als wertlos von der Bildfläche verschwanden.

Sonst aber ging das Maßregeln ungehemmt fort. Indes fehlte es nicht ganz an Leuten, die sich von der eingerissenen Verfolgungssucht freihielten. Von Akademikern darf ich den damaligen Rektor des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, den Professor Hoffmann, erwähnen. Er, der sich politisch zur bürgerlich-demokratischen Fortschrittspartei rechnete, und mit ihm die ganze Lehrerschaft der Prima dieses Gymnasiums erhoben in jenen Tagen einmütig ihre Stimme zugunsten eines Schülers, als das preußische Kultusministerium dessen Entlassung aus jener altherwürdigen Schule forderte, weil er einmal seinen älteren Bruder, meinen Schwager und Parteigenossen Jakob Bamberger, bei einem Besuch des sozialistischen Arbeiterbildungsinstituts begleitet hatte. Und als das Ministerium dann das Verbleiben des jungen Menschen im Gymnasium davon abhängig machte, daß er von seinem Bruder, bei dem er in Berlin wohnte, fortzog, überraschten Hoffmann und Kollegen ihn, dessen Eltern wenig bemittelt waren, durch den Beschluß, ihm die Mittel zum eigenen Wohnen aus einem Unterstützungsfonds dieses Gymnasiums zu bewilligen.

Unbeeinflusst vom Hetztreiben jener Tage haben sich unter anderen auch meine damaligen Chefs, die Herren Rothschild Vater und Sohn, erwiesen. Obwohl verschiedene der Börsenbesucher immer wieder an sie mit der Frage herantraten, warum sie diesem Sozialdemokraten Bernstein nicht den Stuhl vor die Tür setzten, taten sie nichts dergleichen, sondern vermieden es nur einige Zeit, das Bureauzimmer zu betreten, in dem ich arbeitete. Als aber zwei

Monate später das Personal an sie mit einem Gesuch um Gehaltserhöhung herantrat, setzten sie auch mein Gehalt um 100 Mark im Monat herauf, so daß sich mein jährliches Einkommen nun, bei Errechnung der Weihnachtsgratifikation, auf gegen 3000 Mark im Jahr stellte, was meinen Bedarf im vollsten Maße deckte.



12. Von Berlin nach Lugano Sekretär Karl Höchbergs

In diese Zeit trat mein Parteigenosse C. A. Schramm zum erstenmal mit der Frage an mich heran, ob ich nicht Lust habe, meine Stelle zu wechseln. Man wird begreifen, daß meine Antwort verneinend ausfiel. Ich teilte ihm mit, welche Verbesserung mir bei Rothschilds bewilligt war, und er drang nicht weiter in mich ein.

Inzwischen hatte die Wahl eines neuen Reichstags stattgefunden. Unmittelbar nach dem Nobiling-Attentat hatte Bismarck den 1877 gewählten Reichstag aufgelöst, weil es ihm nicht nur darauf ankam, das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie, nach dem er lechzte, sicherzustellen — das hätten ihm die Nationalliberalen, wie ihre Presse und ihre einflußreichsten Führer erklärten, nun auch ohnehin bewilligt — sondern weil er diese Partei ziffermäßig schwächen und ihre Vertretung in ihrer damaligen Zusammensetzung gründlich ändern wollte. Und beides war denn auch im Wahlkampf, in dem ich nach Übersiedlung meiner Familie nach dem Südosten Berlins der Wahlleitung der Sozialdemokratie für den damaligen dritten Berliner Reichstagswahlkreis angehörte, durch skrupellose Ausnutzung der Erregung über die Attentate erzielt worden. Noch heftiger und mit den brutalsten Mitteln war der Kampf gegen die Sozialdemokratie geführt worden. Durch polizeilichen und ökonomischen Druck des erhitzten Bürgertums waren allerorts die Besitzer von Versammlungslokalen genötigt worden, Sozialdemokraten die Mietung von solchen abzuschlagen; mit wenigen Ausnahmen hatten auch die Wortführer der bürgerlichen Linken in die von der Reaktion ausgegebene Parole eingestimmt, es müsse um jeden Preis verhindert werden, daß überhaupt noch ein Sozialdemokrat in den Reichstag komme.

Und so hatte man es in der Tat erzielt, daß in der Hauptwahl zum Reichstag nur zwei Kandidaten der Sozialdemokratie gewählt wurden. Aber es hatten auch die Fortschrittler und die Nationalliberalen erheblich an Stimmen verloren, die Parteien der Rechten dagegen gewaltigen Stimmenzuwachs erlangt, so daß bei den Stichwahlen wenigstens Teile der Wähler der Linken zur Besinnung kamen und zu den zwei Sozialdemokraten noch sieben hinzugewählt wurden. Für das Gesamtergebnis der Wahl war das indes von keiner Bedeutung gewesen, sie hatte Bismarck eine sichere Mehrheit für ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie gebracht.

Wie dieses schließlich aussehen und sich praktisch verwirklichen werde, wußte indes niemand. In der Sozialdemokratie trösteten wir uns vorerst damit, daß die für unsere Partei abgegebenen Stimmen trotz der wilden Hetze und der polizeilichen Eingriffe im ganzen nur geringe Einbuße erlitten hatten. Wir waren ja in keiner Weise verwöhnt, wußten, daß wir nur erst eine kleine Partei waren, hinter der selbst bei den Wahlen von 1877, deren Ergebnis uns so begeistert hatte, noch nicht der zehnte Teil der Wähler gestanden hatte, deren Zeit also noch in ziemlicher Ferne lag. Wir hatten in dieser Hinsicht keine Illusionen zu verlieren, sondern sagten uns, daß nach wie vor unsere Haupttätigkeit in der Propagierung unserer Kritik der gegebenen Zustände und unserer Forderungen für die nächste Zukunft zu bestehen habe, und hielten in dieser Erkenntnis um so fester zusammen.

Ich kannte in der ganzen Zeit nach dem Nobiling-Attentat nichts anderes als die Partei, ging des Abends nach Büreauschluß stets zunächst auf die Redaktion der „Berliner Freien Presse“, wo ich die politischen Freunde traf, mit denen ein Meinungs-austausch mir am meisten am Herzen lag, verabredete mit ihnen, wo wir uns nach dem Abendessen treffen wollten, ging dann nach Hause, um dieses einzunehmen. Dann verbrachte ich den Rest des Abends mit ihnen und anderen Parteigenossen, wenn nicht in einer Mitglieder-versammlung der Partei, im Hinterzimmer einer der uns noch zugängigen Restaurationen. Bei irgendeiner dieser Zusammenkünfte war es, daß C. A. Schramm von neuem an mich herantrat, um, wie er sagte, noch einmal mit mir wegen eines etwaigen Stellungswechsels zu sprechen. Es handelte sich, legte er mir dar, um einen Antrag Karl Höchbergs, des wohlhabenden Begründers und Herausgebers der sozialistischen Halbmonatsschrift „Die Zukunft“. Dieser sei durch seinen Gesundheitszustand genötigt, sich im Süden aufzuhalten, brauche da für seine Redaktionstätigkeit und sonstigen

wissenschaftlichen Arbeiten eine Hilfskraft und habe den Wunsch, mich dafür als Sekretär zu gewinnen. Er plane einen Aufenthalt in Lugano in der italienischen Schweiz und werde, was das Gehalt betreffe, auf meine Forderungen gern eingehen. Das war natürlich etwas ganz anderes als ein geschäftlicher Stellungswechsel, und ich antwortete Schramm, der Vorschlag habe etwas für mich sehr Verführerisches, ich müsse ihn mir aber doch erst reiflich überlegen und daher um eine Bedenkzeit bitten. Worauf er erklärte, er halte das für sehr berechtigt, er werde an Höchberg schreiben, daß ich den Vorschlag nicht grundsätzlich ablehne, und inzwischen möge ich mit mir zu Rate gehen.

Das tat ich denn auch und legte den Vorschlag verschiedenen meiner engeren Freunde vor. Mit einer Ausnahme sprachen sie sich alle warm für Annahme des Vorschlags aus, ganz besonders warm Willy Bading und andere Intellektuelle, darunter namentlich die mir nahegetretenen russischen sozialistischen Akademiker. Diese erklärten mir, sie hätten es immer bedauert, daß ich meine Arbeitskraft in einer Beschäftigung verzettele, bei der die besten meiner Anlagen unbenutzt blieben, es werde für mich und mein Wirken in der Partei von größtem Nutzen sein, wenn ich nun Gelegenheit bekomme, mich im Auslande gehörig umzuschauen. Einige dieser Freunde hatten sogar schon früher mit mir davon gesprochen, mir eine Existenz zu schaffen, die es mir ermöglichen würde, meine Stelle im Bankgeschäft aufzugeben.

Der einzige, der mir abriet, auf den Vorschlag einzugehen, war Ignaz Auer. Aber er begründete es nicht näher, sondern gab mir auf meine Fragen, weshalb er gegen die Annahme sei, nur ausweichende Antworten, so daß ich den Eindruck empfang, er habe gefühlsmäßig etwas gegen Höchberg, wolle es aber nicht gern aussprechen. So konnte seine Stimme, auf die ich sonst so viel gab, in diesem Fall nicht gegen die der anderen aufkommen. Und als mir Höchberg dann selbst schrieb und seine Einladung in einer Form wiederholte, wie sie geistig nicht verlockender sein konnte, entschloß ich mich, sie anzunehmen. Hinzugekommen war die Rücksicht auf meinen Bruder Adolf, dessen wirtschaftliche Lage sich zu jener Zeit unter der Wirkung des großen Geschäftsdruks überaus ungünstig gestaltet hatte. Ich hoffte, daß die Herren Rothschild, wenn ich meine Stelle bei ihnen aufgab, auf meine Empfehlung hin ihn statt meiner einstellen würden. Und das ist dann auch zu meiner großen Freude geschehen. Er ist bei ihnen geblieben, bis er unrettbarer Todeskandidat war.

Nachdem ich mit Höchberg noch einige Briefe gewechselt hatte, in deren letztem er mich bat, auf meiner Reise nach Lugano in Frankfurt am Main Halt zu machen und dort seine Familie sowie zwei seiner Freunde zu besuchen, trat ich am 12. Oktober 1878 diese Reise an. Vorher hatten noch die Spitzen der Partei in Berlin und die ihnen nahestehenden Gäste, darunter auch Paul Singer, der damals noch nicht eingeschriebenes Parteimitglied war, in einem dazu geeigneten Gastzimmer mir einen Abschiedsabend gegeben. Es wurden mir in verschiedenen Ansprachen allerhand Schmeicheleien gesagt, und als ich darauf erwiderte, ich könne sie nicht akzeptieren, mein ganzer Ehrgeiz sei, der Partei als ein guter Soldat zu dienen, bemerkte der stets zu Sarkasmen gestimmte Auer: „Ja, das muß man dem Ede lassen, das Beispiel eines guten Soldaten gibt er uns. Denn jetzt, wo es hier gefährlich wird, läuft er uns davon.“

Daß mir nichts ferner lag als der Gedanke, mich persönlich in Sicherheit zu bringen, wußte natürlich er wie alle, die mich kannten. War doch eine Besprechung führender Genossen in Berlin, an der auch ich teilgenommen hatte, über die Frage, wie wir uns bei Verhängung des Ausnahmegesetzes verhalten sollen, dessen Beratung im Reichstag schon begonnen hatte, übereinstimmend zu dem Beschluß gelangt, es werde das beste sein, uns die erste Zeit wesentlich abwartend zu verhalten. Sei der erste Sturm vorüber und der Streit der bürgerlichen Parteien untereinander wieder im Gange, dann werde auch für uns die Gelegenheit kommen, mit Erfolg in den politischen Kampf einzugreifen. Niemand hatte eine Ahnung, daß die wirkliche Handhabung des Gesetzes den von den Regierungsvertretern darüber im Reichstag abgegebenen Erklärungen frech ins Gesicht schlagen würde. In dieser Lage befand sich die Partei, als ich meine Reise nach Lugano zu Karl Höchberg vorbereitete.

Ich habe die tiefen Eindrücke dieser Reise auf mich schon in der Schrift „Aus den Jahren meines Exils“ beschrieben und glaube daher hier nicht noch einmal die dort geschilderten Einzelheiten berühren zu sollen.

Meine erste Betätigung als Angestellter Höchbergs war Sekretärarbeit in des Wortes buchstäblichster Bedeutung. Neben den Arbeiten als Herausgeber der „Zukunft“, denen das bald nach meiner Ankunft erfolgte Verbot dieser Zeitschrift durch das Ausnahmegesetz ein Ende machte, beschäftigte Höchberg damals der Abschluß einer Abhandlung über eine Frage der Biologie, nämlich

über die Frage der Entstehung gewisser ästhetischer Lustempfindungen, die er im Anschluß an die Entwicklungslehre Darwins beantworten zu können glaubte. Er hatte für sie umfassende Studien gemacht und wollte deren Ergebnis zunächst in knapper Form veröffentlichen, um den Gegenstand später in einem größeren Werk eingehend darzustellen. Es kam ihm nun darauf an, die Abhandlung druckfertig zu machen, und da fiel es mir zu, die schon fertigen Kapitel zusammenhängend abzuschreiben und den Rest nach Höchbergschem Diktat anzufügen. Eine Aufgabe, deren Ausführung mich um so weniger befriedigte, als mir ohne weiteres klar wurde, daß es bei mir mit dem Schreiben zwar sehr viel langsamer ging als bei Höchberg, meine Handschrift aber trotzdem nicht entfernt so deutlich war, wie die seine. Indes wurde das Manuskript immerhin wohl oder übel fertiggestellt und von dem Verleger, dem es Höchberg einsandte, nämlich der Musikalienhandlung Bote & Bock in Berlin, akzeptiert. Es ist dann dort unter dem Pseudonym H. Berg erschienen und gab als Gegenstand an „Die Lust an der Musik, den Farben und den körperlichen Formen“. Ein gewiß interessantes Thema, doch hatte ich den Eindruck, daß nur das erste Stück der Schrift „Die Lust an der Musik“, das übrigens deren größten Teil ausmachte, von Höchberg genügend durchgearbeitet war, um seine Antwort als beweisfähig erscheinen zu lassen. Er führte nämlich die Lust an der Musik auf die seelischen Einwirkungen der Töne zurück, welche die höchstentwickelten Tiere beim Liebeswerben zum besten geben, und diese Ansicht wird durch viele Tatsachen des Tierlebens unterstützt. Ob die Fachkritik von Höchbergs Schrift Kenntnis genommen hat, weiß ich nicht. Er hat diese, als sie in Buchform erschien, unter anderen Charles Darwin übersandt und erhielt von ihm die Antwort, er sei leider ein zu dürftiger Schüler im Deutschen, um über die Schrift ein Urteil abgeben zu können, aber er gestattete sich, Höchberg darauf aufmerksam zu machen, daß sein, Darwins Landsmann Grant Allen, schon 1877 eine Abhandlung über physiologische Ästhetik („physiological aesthetics“) veröffentlicht habe, der 1879 eine Schrift über den Farbensinn folgte.

Nicht ganz so mechanisch wie in diesem Fall war die Hilfe, die ich Höchberg bei dem ersten Unternehmen leistete, mit dem er das Massenverbot der gesamten sozialistischen Broschürenliteratur durch die Berliner Regierung beantwortete. Es bestand in der Versendung von 10000 Exemplaren von A. Schäffles Schrift „Die Quintessenz des Sozialismus“ an deutsche Intellektuelle der ver-

schiedensten Art. Diese Schrift des schwäbischen Gelehrten war keineswegs eine Propagandaschrift für den Sozialismus, sondern lediglich eine objektiv gemeinte Darstellung des sozialistischen Lehrgebäudes. Aber schon das genügte einem preußischen Polizeimann, sie auf Grund des Sozialistengesetzes zu verbieten. Damit hatte der Brave jedoch dieses Gesetz sogar in den Augen der bürgerlichen Öffentlichkeit so bloßgestellt, daß die eingesetzte Berufungskommission, die sonst die krassesten polizeilichen Verbote bestätigte, sich bei der Konfiskation der Schrift eines Mannes, der kaiserlich österreichischer Minister gewesen war, veranlaßt sah, ihr die Bestätigung zu versagen. Und daraufhin hielt Höchberg die Massenverbreitung dieser Schrift in den Kreisen der Intellektuellen für eine wirksame Propaganda im Interesse der sozialistischen Bewegung. Er fragte bei Schäffle an, ob ihm die Massenverbreitung seiner Schrift unangenehm sei, und als dieser das verneinte, bestellte er bei dem Verleger — Perthes in Gotha — die 10000 Exemplare und arbeitete gemeinsam mit mir unter Benutzung von Adreßkalendern der verschiedensten Art Listen von angehenden und amtierenden oder privatim praktizierenden Juristen, Lehrern, Medizinern und sonstigen Akademikern Deutschlands aus, an die er die bestellten Exemplare versenden ließ. Welche Wirkung er damit erzielt hat, läßt sich nicht feststellen. Einen großen parteipolitischen Gewinn hat er selbst nicht von der Versendung erwartet. Ihm kam es vor allen Dingen an, eine objektive Stellungnahme möglichst vieler deutscher Intellektueller gegenüber der sozialdemokratischen Bewegung zu erzielen, und diesen Zweck dürfte er auch erzielt haben, zumal die nationalistische Verpestung der Geister an den deutschen Hochschulen noch nicht zu jenem Höhgrad gediehen war, zu dem sie seitdem fortgeschritten ist.

Über den wissenschaftlichen Wert von Schäffles „Quintessenz“ glaube ich mich hier nicht verbreiten zu sollen. Schäffle stellt die sozialistische Lehre naturgemäß so dar — um einen klassischen Ausdruck zu brauchen — wie er sie auffaßte. Daß er dabei in wesentlichen Punkten sich mit den großen Theoretikern des wissenschaftlichen Sozialismus in Widerspruch setzte, darf bei Kennern der Lehren dieser als bekannt vorausgesetzt werden. Man darf ihm aber zuerkennen, daß er der Auffassung des Sozialismus, die zu jener Zeit in den Reihen der deutschen Sozialdemokratie vorherrschte, im ganzen gerecht ward.

Die günstige Meinung, die Höchberg von der propagandistischen Wirkung der „Quintessenz“ für die Verbreitung des Sozialismus

hatte, veranlaßte ihn auch, diese Schrift durch den französischen Sozialisten Benoit Malon, der mit einer des Deutschen mächtigen Russin, Frau Katerina Katkow, in freier Ehe lebte, gegen entsprechendes Honorar ins Französische übersetzen zu lassen. Malon, ein im Exil lebender ehemaliger Kämpfer der Pariser Kommune von 1871, der damals bei einem wohlhabenden französischen Seidenzüchter, namens d'Arcés, der im Vorort Castagnola bei Lugano eine herrliche Villa als Mieter bewohnte, als Buchhalter und Korrespondent angestellt war, war der erste französische Sozialist, den ich genauer kennen lernte. Er machte auf mich durch sein einfaches Wesen einen ganz ausgezeichneten Eindruck, wie denn auch eine schon in der „Zukunft“ erschienene Artikelreihe von ihm mir sehr gefallen hatte. Es entwickelte sich zwischen dem Ehepaar Malon und uns ein überaus freundschaftlicher Verkehr, an dem auch eine Schwester der Frau Malon, eine von ihrem Mann getrennt lebende Frau Insarska und später auch eine Cousine der beiden Schwestern, eine Generalstochter Sophie Glebow, teilnahmen. Durch Malon wurden wir auch mit seinem Chef, Mr. d'Arcés, bekannt und waren häufig abends mit ihm und seinen Damen bei letzterem zu Gast, wo es dann in sehr angeregter Unterhaltung zuing. Da diese in Französisch geführt wurde und ich auch mit Malon, Frau Insarska und Fräulein Glebow mich nur französisch unterhalten konnte, kam das meiner Übung im Gebrauch dieser Sprache nicht wenig zugute.

Durch Malon, der damals eine kleine Halbmonatsschrift, „Le Socialisme progressif“, und eine noch ziemlich lückenhafte Geschichte des Sozialismus in Lieferungen herausgab, erfuhr ich mancherlei über die Vorgänge in der sozialistischen Bewegung Frankreichs unter dem Kaiserreich und in der ersten Zeit der neuen Republik, was mir eine bessere Beurteilung der Vorkommnisse in der Internationale als vorher ermöglichte. Er war als Flüchtling in der Schweiz zeitweilig unter den Einfluß Bakunins geraten und Mitglied der von diesem gegründeten Alliance de la Democratie Socialiste gewesen, hatte sich aber von ihm, durch den oder dessen Frau er mit Katerina Katkow bekannt geworden war, geistig emanzipiert und der Auffassungsweise der theoretischen Vorkämpfer der deutschen Sozialdemokratie genähert.

Zur selben Zeit las ich damals die in Buchform erschienene bedeutende Schrift von Friedrich Engels „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ in ihrem Zusammenhange und wurde durch sie zur marxistischen Theorie bekehrt. Am Ton und

Geist meiner Unterhaltungen mit Malon wurde dadurch wenig geändert, da dieser selbst in einer geistigen Mauserung begriffen war. Anders meine geistigen Beziehungen zu Karl Höchberg. Dieser war in der Philosophie durchaus Gegner der materialistischen Weltauffassung und stand auch der materialistischen Geschichtsauffassung eher ablehnend gegenüber. Infolgedessen gab es zwischen uns Diskussionen, die nicht immer erquicklich verliefen und uns auf theoretischem Gebiet ziemlich auseinanderbrachten. An unserer persönlichen Freundschaft haben sie jedoch nichts geändert, und in unserer Stellung zu den praktischen Fragen der Partei fanden wir uns immer wieder zusammen.

Die Partei trieb in der ersten Hälfte des Jahres 1879 einer wichtigen Entscheidung zu. Am Vorabend der Verkündung des Sozialistengesetzes hatte der Parteiausschuß in Hamburg beschlossen, mit dem Inkrafttreten des Gesetzes seine Ämter niederzulegen und den Genossen im Lande zu empfehlen, sich, wenn ihre Organisationen verboten würden, bis auf weiteres auf das Fort erhalten der persönlichen Beziehungen zueinander und die mündliche Propaganda im kleinen Kreise — gemeinsames Lesen und Diskutieren von Werken der Arbeiterliteratur — zu beschränken. Das stellte sich aber, als das Gesetz Tatsache geworden war, sehr bald als völlig unzulänglich heraus. Die Handhabung des Gesetzes durch die Behörden übertraf die pessimistischsten Befürchtungen. Nicht nur daß mit verschwindenden örtlichen Ausnahmen alle politischen, wirtschaftlichen und erzieherischen Organisationen der Sozialisten unterdrückt wurden, wurden auch, entgegen der in der Reichtagssitzung vom 14. Oktober 1878 vom Staatsminister Graf Eulenburg ausdrücklich abgegebenen Erklärung, es werde den sozialistischen Führern und Journalisten „nichts im Wege“ stehen, wenn sie künftighin an Stelle ihrer bisherigen Zeitschriften „solche mit friedlicher Tendenz“ gründen, selbst die zahmsten Blätter — ja, reine Nachrichtenblätter, welche die Parteimitgliedschaften als Ersatz für ihre unterdrückten Zeitungen ins Leben riefen, rücksichtslos mit der Ausrede verboten, sie seien „Fortsetzungen der verbotenen Blätter“. Das hieß den Ruin der für die Einrichtung und den Betrieb der Druckereien dieser mit den Spargroschen der Arbeiter gegründeten Genossenschaften.

Unter diesen Umständen wußten sich die Betroffenen nicht anders zu helfen als die ehemaligen Leiter des zurückgetretenen Parteiausschusses um Rat und, wenn irgend möglich, auch Hilfe anzugehen. Von allen Seiten wurden die Angesehensten von ihnen,

vor allem der vortreffliche August Geib und sein Mitarbeiter Ignaz Auer, mit Zuschriften dieser Art bestürmt. Sie beriefen sich natürlich nicht darauf, daß sie nicht mehr im Amt seien, sondern taten ihr bestes, geeigneten Rat zu erteilen und Hilfe zu schaffen. Bei letzterem fanden sie in Höchberg einen stets bereitwilligen Geldgeber. Daneben faßte Karl Höchberg den Plan, an die Stelle der endgültig unterdrückten „Zukunft“ eine wissenschaftliche Zeitschrift größeren Stils herauszugeben. Da dies von Lugano aus schwer ging, das vor der Fertigstellung und Eröffnung der Gotthardtbahn noch abseits des großen Verkehrs lag, übersiedelten wir im April 1879 nach Zürich.

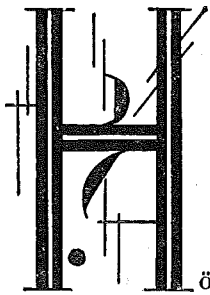
In Lugano hatte ich durch Benoit Malon Bekanntschaft mit einigen französischen und einigen italienischen Sozialisten gemacht, aber die Persönlichkeiten waren nicht einflußreich genug und die Besuche in Lugano auch zu flüchtig, um ein Eingehen auf sie zu rechtfertigen. Für mich persönlich hatten sie immerhin den Wert, mir direkt einige Kenntnisse der Denkweise romanischer Sozialisten zu verschaffen. Hierzu sei noch erwähnt, daß ich unseren Aufenthalt in Lugano auch dazu benutzte, etwas in den Geist der italienischen Sprache einzudringen und mir soviel aus ihrem Wortschatz anzueignen, als ich brauchte, um mich zunächst mit unserer Wirtin über das Notwendige des alltäglichen Verkehrs, dann aber auch sonst mit Italienern etwas in ihrer Sprache zu unterhalten.

So angenehm indes unser Verkehr war, so freundschaftlich auch Karl Höchberg, sowie Benoit Malon und dessen Damen sich zu mir verhielten, so zog im Grunde meines Empfindens immer stärker bei mir ein Gefühl seelischer Vereinsamung ein. Überwältigend drängte es sich zu Weihnachten 1879 meinem Bewußtsein auf. Es war für mich das erste Weihnachten außerhalb des Kreises der Meinen, und ich hatte es nicht ohne den Weihnachtsbaum verleben mögen. Aber soviel ich auch in Castagnola und Lugano herumgefragt hatte, war es mir doch nicht gelungen, ein Nadelholzbäumchen aufzutreiben. So erstand ich schließlich als Notbehelf einen jungen Lorbeerbaum, ließ ihn mir vom Verkäufer für meinen Zweck zurechtschneiden, steckte ihn in einen meiner Wirtin, Fräulein Prudenza Prati, einer Schwester des Ortsgeistlichen, entliehenen Untersatz, wie solche zu Pfingsten beim Ausschmücken der Kirche mit frischem Laub verwendet wurden, behängte ihn mit Zuckerwerk und mit den von mir selbst angefertigten Ketten und Netzen, stattete ihn reichlich mit Wachskerzen aus und lud dann Malon, Prudenza Prati und alle sonstigen Bekannten zum

Heiligabend ein, um sie mit dem lichtstrahlenden Weihnachtsbaum zu überraschen. Letzteres gelang mir auch. Als ich die Eingeladenen in das Zimmer führte, wo der Baum mit den angezündeten strahlenden Kerzen stand, zeigten sie sich wirklich überrascht und ergingen sich in allerhand preisenden Bemerkungen über die Anmut des Bildes. Ich erklärte ihnen nun, was der Weihnachtsbaum im Volksleben Deutschlands bedeutet, wurde aber so stark von der sich mir aufdrängenden Vorstellung des Bildes überwältigt, das sich im gleichen Augenblick wahrscheinlich daheim abspielte, daß ich mich, nachdem ich geendet hatte, leise aus dem Raum entfernte, die Treppe hinauf in mein Schlafzimmer eilte und mir die Augen trocknete, um nicht merken zu lassen, daß sie feucht geworden waren.

Auf den Nachmittag und Abend des nächsten Tages, des ersten Weihnachtstages, waren Höchberg und ich zum Ehepaar d'Arcés in die Villa Riva eingeladen. Beim Heruntersteigen von unserm höher gelegenen Häuschen überkam mich wieder das gleiche Empfinden. Ich erklärte daher Höchberg, als wir an dem oberen Eingang der Villa angelangt waren, ich fühle mich nicht ganz wohl und wolle ein wenig laufen, er möge mich bei dem Ehepaar entschuldigen, daß ich etwas später komme. Wir trennten uns, und ich schlug den Weg nach Osten den See entlang ein. Anfangs überwog bei mir die Sehnsuchtsstimmung, zumal der Weg sehr einsam war. Noch schützte den Fußgänger nicht das Gitter, das sich nunmehr die Seeseite entlang zieht, auch gab es noch keine der Villen, die man jetzt dort auf der Bergseite zwischen Bäumen und Strauchwerk erblickt. Aber als ich dann beim Dorf Gandria anlangte, die letzte Ortschaft auf schweizerischem Boden an jenem so steil am Berge liegenden Ufer, daß ihre kleinen Sträßchen nur seitwärts durch ganz schräge Treppen in Verbindung stehen, bemächtigte sich meiner eine andere Stimmung. Ich stieg von Treppe zu Treppe hinunter und stieß dann, als ich unten angelangt zu sein glaubte, auf ein Haus, das über der Tür die Inschrift trug: „Trattoria“ (Gastwirtschaft), trat ein und befand mich in einer ziemlich geräumigen aber recht primitiven Gaststube, in der schon einige Tische besetzt waren. Ich setzte mich an eines der Fenster. Als ich hinausschaute, erkannte ich, daß ich mich noch ein ansehnliches Stück oberhalb der Fläche des Sees befand, der mir sein schönstes Blau zeigte. Die Wirtin kam und fragte mich nach meinem Bedarf, selbstverständlich auf Italienisch, worin ich noch sehr schwach war. Von Weinen verstand ich nichts und eine Wein-

karte gab es nicht, und so verging eine kleine Weile, bis wir uns auf ein Glas einfachen Astiwein geeinigt hatten. Sie brachte ihn mir in einem gewöhnlichen Wasserglase, das am Boden mit Stückchen Eis belegt war, und forderte für ihn 30 Centimen, das heißt, nicht ganz 25 Pfennig. Der Wein aber versetzte mich in den Himmel, so mild und lieblich aromatisch war er. Ich hatte noch nie dergleichen getrunken, denn auch Maitrank, mit dem er am ehesten verglichen werden konnte, war mir noch unbekannt. Selig, wenn auch nicht im Geiste der Praktiker des Weingenusses, trat ich den Rückweg nach Villa Riva an. Später habe ich natürlich auch die Bekanntschaft mit schäumendem Asti — „asti spumante“ — gemacht und ihn recht gern getrunken. Aber so beseligt, wie nach jenem Glas einfachen Asti, habe ich mich nach keinem späteren Weingenuß gefühlt. In der Villa traf ich die Abendgesellschaft schon in sehr heiterer Stimmung an, die Fräulein Glebow durch den Vortrag von Arien und russischen Volksliedern mit schöner und gut geschulter Stimme recht angenehm unterhielt. Aber gerade diese Lieder erweckten in mir von neuem die Stimmung, die mich am Abend vorher beherrscht hatte. Wir unterhielten einander auf jede mögliche Weise, und doch waren unsere Seelen sich noch so fremd, so fremd!



13. Züricher Lehrjahre

Höchberg war mir nach Zürich vorausgereist und dort zunächst im Hotel Bellevue abgestiegen, ich selbst bezog, als ich einige Tage später eintraf, nach kurzem Aufenthalt im einfacheren Gasthaus „Zum Storchen“ an der Rathausbrücke, damals Gemüsebrücke genannt, ein möbliertes Zimmer in der zwischen Limmatkai und Niederdorfstraße gelegenen Schlöffelgasse. Ich vertauschte es aber schon nach sechs Wochen mit einem möblierten Zimmer im obersten Stock des in der schönen Bahnhofstraße gelegenen mächtigen Zentralhofs. Ich habe den Tausch keinen Augenblick bedauert. Zwar galt es hier mehr als doppelt so hoch zu steigen als in jener Wohnung, aber was wollte das sagen gegenüber der prächtigen

Aussicht, die ich dort oben genoß. Unter mir auf der Straße hatte ich mächtige Linden, deren Duft, wenn sie in Blüte waren, mein ganzes Zimmer erfüllte, und seitwärts bot sich meinem Auge ein gutes Stück des meist spiegelklaren Sees, den schön bewachsene Hügel umrahmten, und weiter hinaus der Anblick verschiedener Alpengipfel der mittleren Schweiz. Das Zimmer selbst war geschmackvoll möbliert und baulich so gut ausgestattet, daß, als mich einmal Gottfried Kinkel, der berühmte Achtundvierziger, besuchte, der zu jener Zeit als Professor am Polytechnikum Zürich Kunstgeschichte dozierte, er eine Weile in der Tür stehen blieb, die Decke bewundernd. Auch Höchberg gefiel es da oben so sehr, daß er, dem das Steigen erheblich weniger leicht wurde, als mir, eines Tages meiner Wirtin zwei an das meine angrenzende Zimmer abmietete, von denen er das eine als gemeinsames Besuchszimmer benutzte.

Vorläufig wohnte er noch etliche Monate im Hotel Bellevue, und sein dortiges Zimmer wurde das Redaktionszimmer der sozialistischen Zeitschrift, die er an Stelle der unterdrückten „Zukunft“ unter dem Titel „Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, herausgegeben von Dr. Ludwig Richter“, ins Leben rief und im Verlag des Buchhändlers Ferdinand Körber, Zürich-Oberstrass, erscheinen ließ. Sie sollte nach seinem Plan jährlich in zwei Hälften erscheinen und in jeder sozialwissenschaftliche und sozialpolitische Aufsätze, Rezensionen über in diese Gebiete einschlagende Veröffentlichungen und Berichte über den Fortgang der sozialistischen Bewegung in den verschiedenen Ländern bringen. Als Mitarbeiter gewann Höchberg neben schriftstellerisch geübten Sozialisten und Mitarbeitern der „Zukunft“ noch eine Anzahl solcher aus Deutschland und anderen Ländern hinzu. Einen Teil des Briefwechsels mit den Mitarbeitern, so namentlich die Korrespondenz mit den Berichterstattern über den Fortgang der sozialistischen Bewegung übertrug er mir, was mich zuerst mit hervorragenden Sozialisten des Auslandes, so mit Peter Lawrow (für Rußland) in Paris, Boleslav Limanowski (für Polen) in Krakau, César de Paepe (für die Niederlande) in Brüssel in Verbindung brachte. Auch konnte ich mich nun als Übersetzer aus dem Französischen und Italienischen betätigen.

Von den Aufsätzen des ersten Heftes des Jahrbuchs legte die Abhandlung „Die Theorie der Anarchie“ Hermann Greulichs mit der eigenartigen Klarheit und kritischen Schärfe dieses direkt aus dem Proletariat hervorgegangenen sozialistischen Kämpfers die

Widersprüche bloß, deren sich die damaligen literarischen Wortführer der anarchistischen Bewegung schuldig machten. Der Artikel „Der isolierte sozialistische Staat“ Georg von Vollmars entwickelte, wenn er auch in den Voraussetzungen ins Utopische verfiel, doch sehr beachtungswerte Gesichtspunkte zur Frage der Verwirklichung der sozialistischen Ziele. Aber weder sie noch die tiefgreifenden Berichte von so unterrichteten Sozialisten wie Lawrow und de Paepe konnten den schlimmen Eindruck aufwiegen, den der dritte Aufsatz des Jahrbuchs „Rückblicke auf die sozialistische Bewegung in Deutschland, kritische Aphorismen“, auf Marx und Engels und auch auf die meisten führenden Genossen in Deutschland hervorrief.

Der Aufsatz, der nicht mit Namen, sondern mit drei Sternchen gezeichnet war, hatte eine eigentümliche Entstehungsgeschichte, über die sehr viel irrige Lesarten verbreitet sind. Tatsächlich hat sie sich wie folgt abgespielt: Eines Abends saßen Karl Höchberg, C. A. Schramm, der schweizerische Schriftsteller Theodor Curti und ich im Garten der Wirtschaft „Zum schwarzen Bären“ in der Talstraße, Zürich, und unterhielten uns über die Verfolgungen der Sozialdemokraten in Deutschland und die schwächliche Haltung der Mehrzahl der liberalen Zeitungen ihnen gegenüber. Curti, der bis dahin einer der Redakteure der „Frankfurter Zeitung“ gewesen war, dort eine sehr entschiedene Haltung eingenommen hatte und nun mit seinem Landsmann und Gesinnungsgenossen Reinhold Rüegg die von ihnen ins Leben gerufene, mit der Sozialdemokratie gute Nachbarschaft haltende demokratische Tageszeitung „Zürcher Post“ herausgab, suchte nun diese Haltung der Liberalen zu erklären. „Vergeßt doch nicht,“ sagte er, „wie einseitig gehässig eure Presse und eure Redner gerade die Liberalen angegriffen haben. Das war eben, wie sich jetzt zeigt, ein großer Fehler.“

„Na, Fehler sind bei uns genug gemacht worden, wo werden die nicht gemacht?“ warf Schramm ein. „Wenn wir alle unsere Sünden aufzählen wollten, gäbe es eine lange Liste.“ — „Ich habe so etwas der Art im Pult“, meinte nun Höchberg und erzählte, daß ihm in den ersten Tagen nach Verkündung des Sozialistengesetzes ein Freund einen Artikel für die „Zukunft“ eingeschickt habe, der eine Art Selbstgeständnis der Sozialdemokratie über ihre begangenen Fehler darstellte, durch die sie der Reaktion das Spiel erleichtert habe. „Ich wußte nicht recht, ob der Zeitpunkt geeignet war, einen solchen Artikel zu veröffentlichen. Da enthub mich das Verbot der „Zukunft“ der Verlegenheit“, fügte er hinzu. Vielleicht sei aber

jetzt die Zeit für ihn günstiger. „Ganz sicher“, gab Schramm zurück. „Unsere Genossen im Reich sind an jeder agitatorischen Tätigkeit gehindert und würden unter diesen Umständen am ehesten geneigt sein, Betrachtungen über die bisherige Agitation anzuhören und zu erörtern. Kann man den ominösen Artikel einmal zu sehen bekommen?“ „Aber gewiß“, antwortete Höchberg. „Kommen Sie morgen vormittag, wenn Bernstein bei mir ist, zu mir ins Hotel. Dann lese ich Ihnen beiden den Artikel vor.“

Schramm stimmte zu, und das Gespräch verbreitete sich zunächst wieder über Einzelheiten der hinter uns liegenden Vorgänge in der Partei. Ich verhielt mich dabei ziemlich passiv. Obwohl auch ich nicht mit allem, was geschehen, einverstanden gewesen war, hatte ich doch zu sehr inmitten der Agitation gestanden, um nicht für das meiste von dem, was nun vorgebracht wurde, eine Entschuldigung zu haben. Erst als Höchberg, der in einer Stimmung war, wo ihm die Generalkritik Vergnügen zu machen schien, sich an mich mit der Frage wandte, ob ich denn nicht auch etwas zu rügen habe, erzählte ich, daß mich die Kriecherei Hasselmanns vor der Masse wiederholt schwer verdrossen habe. So habe er mir dadurch den Genuß der großartigen Berliner Einigungsversammlung geradezu verdorben.

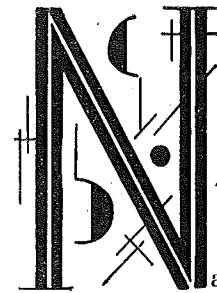
Am nächsten Vormittag las Höchberg Schramm und mir den bewußten Artikel vor. Er hatte den Gerichtsreferendar Karl Flesch, einen seiner Studienfreunde, zum Verfasser und trug als Titel unter Änderung des Hauptwortes „La Russie“ in „La socialdémocratie“ den Ausspruch des russischen Staatsmannes Gortschakoff nach Abschluß des Pariser Friedens von 1856: „... se recueille mais elle ne boude pas“ („Die Sozialdemokratie sammelt sich, aber sie grollt nicht“). Was von dem Inhalt des veröffentlichten Artikels auf das Konto des damals noch jugendlichen Flesch zu setzen ist, läßt sich nachträglich nicht mehr feststellen. Nach Lektüre und Besprechung des Manuskripts einigten Höchberg und Schramm sich, es an verschiedenen Stellen umzuarbeiten und zu ergänzen, und zwar übernahm, wenn ich nicht irre, Schramm es, die erste Bearbeitung zu entwerfen. An der Erörterung dieser wie an dem späteren Schicksal des Manuskripts habe ich mich nicht beteiligt. Nur als Höchberg mich eindringlich bat, das, was ich über das Kriechen vor der Masse gesagt hatte, für die Einfügung in den Artikel niederzuschreiben, habe ich mich dazu verstanden. Denn wenn ich auch gar manches einzelne von der im Artikel geübten Kritik als berechtigt oder der Erwähnung wert anerkannte, hielt ich doch

anderes für recht anfechtbar und zweifelte daher sehr an der Zweckmäßigkeit dieser Abrechnung im Mischmasch.

Sie hat denn auch in der Partei nirgends voll empfundene Zustimmung gefunden, dagegen bei vielen Genossen argen Anstoß erregt. Als Höchberg dann im Herbst 1879 in London auf mein Drängen Friedrich Engels aufsuchte und dieser ihm den Artikel als für eine Kampfpartei der Arbeiterklasse unmöglich vorhielt, schrieb mir selbst Höchberg, Schramm habe allerdings in den Artikel Dinge hineingebracht, die auch er nicht für richtig halte.

Aber wie zahl auch der Artikel politisch gehalten war, wie weit er auch in dem Bekenntnis zur Mitschuld der Partei am Zustandekommen des Ausnahmegesetzes ging, verhinderte er doch die königlich bayerische Regierung von Schwaben und Neuburg, die erste deutsche Behörde, der ein Exemplar des „Jahrbuchs“ in die Hand fiel, nicht, es mit der Erklärung zu verbieten, daß in ihm „sozialdemokratische und kommunistische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zutage treten.“ Eine Beschwerde des Verlegers Ferdinand Körber gegen dieses so lächerlich begründete Verbot wurde von der Reichskommission, die dem Genannten erst eine Frist zu deren schriftlichen Begründung festgelegt hatte, mit der Erklärung als „unzulässig“ zurückgewiesen, weil eine Beschwerde gegen die Verbotsvorfügung nur den Personen zustehe, denen diese Verfügung nach § 13 des Gesetzes mitzuteilen sei. In diesem Paragraph hieß es nämlich: „Sofern diese Personen im Inlande vorhanden sind.“ Ebenso blieben dem Verleger vier Ballen des „Jahrbuchs“, die von ihm auf ganz legalem Wege nach Deutschland an seinen Leipziger Kommissionär geschickt, aber in Lindau angehalten worden waren, als beschlagnahmt konfisziert. „Es ist somit“, heißt es in der Notiz des Herausgebers über das Verbot in der zweiten Hälfte des Jahrbuchs nicht mit Unrecht „der auswärtige Verleger diesem Gesetz gegenüber absolut rechtlos“ und weiter: „Es ist sicher keine Übertreibung, wenn einem derartigen Gesetz gegenüber die Wiedereinführung der Zensur als ein Fortschritt bezeichnet wird. Selbst die russischen Preßverhältnisse sind dem ausländischen Buchhandel gegenüber günstiger.“

Der deutsche Buchhandel aber schwieg dazu.



14. Karl Hirschs „Laternen“ und Johann Mosts „Freiheit“

Nachdem die brutale Handhabung des Ausnahmegesetzes durch die Behörden und die Aussichtslosigkeit jeder Anrufung der Reichskommission gegen noch so schreiend mißbräuchliche Anwendung des Gesetzes keinen Zweifel mehr gelassen hatten, daß ein sich offen zur Partei bekennendes Organ selbst bei gemessenster Haltung in Deutschland nicht erlaubt werde, wurde von zwei Seiten der Versuch gemacht, ein solches für die Partei im Ausland zu schaffen. In Brüssel veröffentlichte der akademisch gebildete Journalist Karl Hirsch, der in den Jahren 1868/69 in Sachsen ein sozialdemokratisches Blatt redigiert hatte, von Mitte Dezember 1878 ab ein Wochenblättchen im Format und mit dem Titel der Rochefortschen „Laternen“, jener sarkastischen politisch radikalen Zeitschrift, die unter dem französischen Kaiserreich das größte Aufsehen gemacht hatte. In London veröffentlichte Anfang 1879 Johann Most im Verein mit der Leitung des seit 1840 bestehenden Kommunistischen Arbeiterbildungsvereins das Wochenblatt: „Die Freiheit.“ Most, bisheriger Redakteur der „Berliner Freien Presse“, war vor den Fängen des Ausnahmegesetzes nach London übersiedelt.

Beide Blätter bezeichneten es als ihre Aufgabe, der in Deutschland vergewaltigten Partei ihre Stimme zu leihen, beide aber wurden in den Kreisen der ehemaligen Leitung der Partei ungünstig aufgenommen. Erstens hielt man die Gründung von Preßerzeugnissen im Ausland, deren Verbreitung in Deutschland die Zahl der Gemaßregelten voraussichtlich wesentlich vermehren mußte, zum mindesten für verfrüht, und dann bestanden auch gegen beide Herausgeber Bedenken. An Hirschs Fähigkeiten und politischem Urteil war nicht zu zweifeln, aber man kannte ihn als einen ziemlich launenhaften Menschen und gewärtigte allerhand Unzuträglichkeiten von ihm, und noch pessimistischer beurteilte man in dieser Hinsicht Most. Namentlich Ignaz Auer dachte sehr gering, nach meiner Überzeugung zu gering von ihm.

Ich kannte Most ziemlich genau. Bald nach seiner Chemnitzer Wahl in den Reichstag im Januar 1874 hatte sich zwischen ihm

und mir ein recht intimes Freundschaftsverhältnis entwickelt. Er war dann auf Grund eines Vortrags, der mir als der gemäßigtste aufgefallen war, den ich bis dahin von ihm gehört hatte, von der berüchtigten siebenten Deputation des Berliner Stadtgerichts zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt worden, die er im Gefängnis am Plötzensee bei Berlin verbüßte. Ich habe ihn während dieser Haft alle vier bis fünf Wochen besucht und ihm dabei jedesmal etliche Dosen besserer Genußmittel zugesteckt. Er hatte mir nämlich durch einen Gefangenen, der gerade seine Haft abgebußt hatte, einen sogenannten „Kassiber“ — eine herausgeschmuggelte Mitteilung — zukommen lassen, worin es hieß, er werde mir stets „mit offenen Taschen entgegenkommen“. So stattete ich mich denn jedesmal, wenn ich ihn besuchte, mit einem ordentlichen Stück italienischer Salamiwurst, einem Quantum gekochten Schinken, einem Paket Speiseschokolade und einem Einviertelliterfläschchen Kognak aus, die ich ihm, da ich ihn nie allein zu sprechen bekam, in der nicht übermäßig langen Besuchszeit heimlich zustecken mußte. Fand der Besuch im Zimmer des Direktors unter dessen Aufsicht statt, so war die Sache nicht ganz einfach, sie wurde aber doch gemacht. Wir bekamen unsere Stühle, während der Direktor an seinem Schreibtisch beim Fenster saß, einander gegenüber in die Mitte des Zimmers gestellt und nahmen dann so Platz, daß mein Schoß dem Direktor möglichst verdeckt blieb. Schaute dieser dann einen Augenblick zum Fenster hinaus oder durchflog er eines der vor ihm liegenden Schriftstücke, so wanderte eines der Päckchen schleunigst aus meiner Tasche auf meinen Schoß und lag dort vor Mosts Augen, bis dieser die Gelegenheit erhaschte, es zu ergreifen und in einer seiner Taschen verschwinden zu lassen. Die Zeit reichte gerade aus, die Prozedur viermal zu wiederholen, und dann verabschiedete ich mich von Most und dem Direktor mit einem heiteren „Auf Wiedersehen“, denn der Vorgang als Ganzes war für Most und mich jedesmal ein Lustspiel in vier Akten.

Weniger umständlich ging die Sache zu, wenn der Direktor verhindert war und der Besuch im Zimmer und unter Aufsicht des Polizeiinspektors stattfand. Das war ein recht gebildeter und zweifelsohne auch politisch freidenkender Mann, der ganz gern in unser Gespräch eingriff, wenn dieses sich Fragen allgemeiner Natur zuwandte. Außerdem hielt er sich fast absichtlich so, daß wir jedesmal Gelegenheit fanden, die Überführung der Päckchen von Tasche zu Tasche ohne jede Umstände zu vollziehen. Das eine Mal nahm er

eine große Zeitung zur Hand und hielt sie beim Lesen so vor sich, daß er uns eine Weile überhaupt nicht sah. Ein anderes Mal, als mein Schwager Jakob Bamberger am Besuch teilnahm und um die Erlaubnis bat, sich ein Glas Wasser aus einer auf dem Tische stehenden Karaffe einzugießen, antwortete er: „Ach, das Wasser ist abgestanden, warten Sie, ich hole Ihnen frisches“, lief mit der Karaffe aus dem Zimmer und ließ uns eine Weile mit Most allein, so daß wir ihm nicht nur die mitgebrachten Eß- und Trinkwaren, sondern auch Nummern von Parteiorganen, die wir gerade bei uns hatten, ungestört zustecken konnten.

Selbstverständlich waren die kleinen Aufmerksamkeiten, die Jakob Bamberger und ich damals Most erwiesen, nicht das einzige, was von Parteigenossen zur Erleichterung seiner Haft geschah. Entgegen den von Most und seinen Freunden ausgestreuten Anschuldigungen, daß sich die damalige Parteileitung während seiner Haft nicht um ihn gekümmert habe, kann ich vielmehr mit gutem Gewissen erklären, daß, von dem abgesehen, was für Bebel und Liebknecht nach ihrer Verurteilung im Leipziger Hochverratsprozeß geschehen war, sich die Parteileitung für keines Verurteilten Wohlbefinden so bemüht hat, als gerade für Mosts. Das gegen ihn gefällte Strafurteil war von der ganzen Partei ausnahmslos als eine besonders nichtswürdige Bosheit empfunden worden, und schon deshalb allein wurde nichts unversucht gelassen, sein Los zu mildern. Wenn in dieser Hinsicht nicht viel durchgesetzt werden konnte, so lag das nicht am mangelnden guten Willen der Partei, sondern am engherzigen Geist der Direktion des Gefängnisses in Plötzensee. Nur mit Mühe setzte der wahrhaft edle Vorsitzende der Parteileitung, August Geib, der zu diesem Zweck speziell nach Plötzensee gefahren war, es durch, daß Most im Gefängnis sich selbst beschäftigen durfte, was, statt Tüten drehen und dergleichen, literarisch arbeiten hieß. Geib fing nämlich am Ende seiner Verhandlungen mit dem Direktor diesen dadurch in dessen eigener Falle, daß er ihm auf die Erklärung, die Gefängnisleitung könne nicht darauf verzichten, die Arbeitskraft der Gefangenen geschäftlich zu verwerten, zur Antwort gab: „Nun gut, so beantrage ich als Buchhändler, mir die Arbeitskraft des Herrn Most für schriftstellerische Arbeiten zu verkaufen.“ Dagegen ließ sich nichts Stichhaltiges einwenden, und Most hat denn auch für Geib als Auftraggeber Aufsätze naturgeschichtlichen und ähnlichen selbst für die Gefängniszensur unanstößigen Inhalts verfaßt, die in Unterhaltungsbeilagen der Parteiblätter Verwendung fanden.

Natürlich beschränkte er sich nicht auf sie. Er ließ sich allerdhand Werke namhafter Historiker und anderer Wissenschaftler kommen und machte sich aus ihnen Auszüge, von denen er einige zu sozialistischen Abhandlungen benutzte. Das geschah unter anderm mit Werken Dührings, die ich ihm geschenkt hatte, sowie mit der Arbeit Karl Büchers „Die Aufstände der unfreien Arbeiter im Altertum“. Außerdem entstand in Plötzensee eine Abhandlung „Die Lösung der sozialen Frage“, die er bald nachdem er das Gefängnis verlassen hatte, in Berlin vor geladenen Genossen nach dem Manuskript verlas und dann im Druck erscheinen ließ. Für ihren Geist ist der Schlußsatz bezeichnend: „Nicht Ihre Fäuste, Ihre Köpfe reklamiere ich. Also denken Sie, der Gedanke wird siegen.“

Die Berliner Parteimitgliedschaft hatte Most, als er im Sommer 1876 aus dem Gefängnis kam, in einem großen Versammlungssaal unter Massenandrang mit stürmischen Sympathiebezeugungen begrüßt und ihm die Stelle des Chefredakteurs der „Berliner Freien Presse“ übertragen. Er genoß nun bei den Massen eine ungeheure Popularität, deren berauschendem Eindruck er auf die Dauer nicht widerstand. Zwischen ihm, der sich immer mehr in Extravaganzen gefiel, und anderen führenden Mitgliedern der Partei Berlins entwickelte sich mit der Zeit ein so starker Gegensatz, daß zum Beispiel der Leiter der Expedition der „Berliner Freien Presse“, Heinrich Rackow, dessen Bureau Zimmer an Zimmer mit dem der Redaktion lag, mit dieser überhaupt nicht mehr sprach. Nicht viel besser war das Verhältnis zwischen Most und den Leitern der Druckerei des Blattes. Um ein einigermaßen erträgliches Verhältnis zwischen Geschäftsleitung und Redaktion zu erwirken, sandte daher der Parteivorstand sein Mitglied Ignaz Auer nach Berlin, der dort in die Redaktion und Geschäftsleitung eintrat und dann auch durch seine große Energie und geschickte Behandlung manchen bösen Konflikt im Entstehen erstickt hat.

Folgender hierher gehörende Vorfall ist mir von einem unbedingt zuverlässigen Augenzeugen geschildert und später von Auer selbst bestätigt worden:

Es ist in der Redaktion. Most sitzt am äußersten Flügel der rechten Seite des großen Redaktionspults, dicht am Fenster, Auer am äußersten Flügel von dessen linker Innenseite. Da tritt August Heinsch, damals Metteur des Blattes, mit einem Manuskript ins Zimmer, geht an Auer heran und sagt leise: „Ach Auer, lesen Sie doch einmal den Artikel, den Most wieder geschrieben hat. Den können wir doch unmöglich bringen.“

Auer überfliegt den Artikel und sagt dann zu Heinsch: „Schon gut, Heinsch. Lassen Sie mir das Manuskript hier. Ich will sehen, die Sache in Ordnung zu bringen.“ Heinsch verläßt das Zimmer. Und nun sagt

Most (der den Vorgang beobachtet hat): „Na, was gibts denn da schon wieder?“

Auer (schroff): „Was es gibt? Einen Artikel von dir, den wir nicht bringen können und nicht bringen werden.“

Most (heftig, mit schnarrender Stimme): „Was ich geschrieben habe, kann ins Blatt und kommt ins Blatt!“

Auer (überaus energisch): „Der Artikel kommt nicht ins Blatt! Du bist der verlogenste Bursche von ganz Berlin. Schreibst unwahres Zeug zusammen, das uns vor jedem anständigen Menschen in den Tod blamiert. Das kann eine Partei, die einen Funken Selbstachtung hat, niemals bringen.“

Most (bitter): „Mit eurer Selbstachtung! Ihr seid elende Philister!“

Auer (grob): „Und du ein erbärmlicher Narr!“

Most (springt wütend auf): „Das ist eine Flegelei, das lasse ich mir nicht sagen!“ (Macht Miene, aus dem Zimmer herauszulaufen.)

Auer (packt ihn mit massiver Hand und hält ihn, so sehr er sich wehrt, mit eisernem Griff fest): „Hier bleibst du, Hans!“ (Mildert den Ton): „Komm, laß uns ein vernünftiges Wort miteinander sprechen. Siehst du, Hans, du bist ja der Chefredakteur und ich dein Untergebener, daran soll nichts geändert werden. Nun lies einmal den Artikel in aller Ruhe noch einmal durch, dann wirst du dir selbst sagen, daß wir ihn so nicht bringen können. Und dann wirfst du ihn in den Papierkorb und schreibst uns einen anderen Artikel, einen Artikel, an dem wir alle unsere Freude haben. Das kannst du auch, Hans, darum sei gescheit und sperre dich nicht weiter.“

Er läßt Most los und geht in die Druckerei, um Heinsch vom Stand der Dinge zu unterrichten. Inzwischen hat Most seinen Artikel nachgelesen, ihn dann zerrissen und einen neuen in Angriff genommen.

Auer hat von diesem und ähnlichen Vorkommnissen nur die Erinnerung an Mosts seelische Schwäche zurückbehalten und daher stets mit großer Geringschätzung von ihm gesprochen. Aber dies Urteil war etwas gar zu einseitig. Es übersah, daß Most alles in allem immerhin kein gewöhnlicher Mensch war. Gewiß, es steckte in ihm eine ziemliche Zerfahrenheit, ich habe in unserem Verkehr

ihm wiederholt diese vorzuwerfen gehabt, aber sie war im Grunde doch nur die Komplementäreigenschaft einer nicht alltäglichen schriftstellerischen Begabung. Ich habe in bezug auf Most einmal den Ausdruck „ein undiszipliniertes Genie“ gebraucht, und wenn das Wort „Genie“ hier etwas zuviel sagte, so durfte der Begriff undiszipliniert wohl auf ihn angewendet werden. Er konnte in keiner Weise Maß und Regel einhalten, er konnte den einen Tag in einer Rede über bestimmte Punkte Wendungen gebrauchen, die durchaus dem widersprachen, was er bei anderer Gelegenheit darüber gesagt hatte, und so erklärt es sich, daß ein Mensch wie Auer, dessen vornehmste Eigenschaften gerade eine fast prosaische Nüchternheit und eiserne Festigkeit waren, ihn als Politiker gering einschätzte und jeder Narretei für fähig hielt. Auer und dessen ihm wegen seines klaren politischen Blicks hochschätzende Kollegen sahen daher mit größtem Mißtrauen auf die von Most in London redigierte „Freiheit“ und hielten es für angezeigt, in Parteikreisen der für sie entfaltenen Agitation entgegenzuwirken. Die Folge war, daß Most, der ohnehin in seinem Blatt zur Gewinnung vieler Leser immer radikalere Töne angeschlagen hatte, nun auch abschätzige Kritik an der Taktik der Partei und an Reden ihrer Reichstagsabgeordneten übte, darunter vor allem auch an einer Rede Wilhelm Liebknechts, auf den er einen besonderen Groll hatte. Unter dem Einfluß Londoner, vielfach fremder, über Deutschland nicht unterrichteter Flüchtlinge fühlte er sich berufen, von außen her den Retter des revolutionären Geistes in Deutschland zu spielen und eine Sprache zu führen, die als Aufforderung zur Organisation einer Opposition gegen die bis dahin anerkannte Führerschaft der Partei aufgefaßt wurde und an einzelnen Orten auch die Bildung von entsprechenden Gruppen zur Folge hatte.

15. Die Gründung des „Züricher Sozialdemokrat“



So begriffen denn selbst die führenden Genossen in Deutschland, die bis dahin entschiedene Gegner der Gründung eines Parteiorgans im Ausland gewesen waren, daß es nun nicht mehr abgehe ohne eine, dem Druck der deutschen Polizei entrückte Stimme, welche die Genossen in Deutschland und im Ausland über das politische Verhalten der Partei auf dem laufenden hielt. Neben anderen in Zürich lebenden deutschen Genossen hatte sich auch mir diese Erkenntnis schon früher aufgedrängt und mich veranlaßt, an den damals in Hamburg lebenden Auer zu schreiben und ihm meine Gedanken darüber zu entwickeln. Er und August Geib zeigten sich noch eine Weile sehr abgeneigt, und als sie sich unter den geschilderten Umständen gleichfalls von der Notwendigkeit überzeugten, daß die Partei einer solchen Stimme im Auslande bedürfe, meinte Geib, das könne am besten und leichtesten durch die Herausgabe einer hektographierten Korrespondenz geschehen. Auer hielt den Gedanken für sehr praktisch und schrieb das an uns. Höchberg stimmte ihm zu und mag das auch nach Leipzig geschrieben haben, als Bebel uns von dort mitteilte, daß er, Liebknecht und andere Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion mit dem Gedanken der Gründung eines Wochenblattes der Partei im Auslande umgingen und Zürich als den geeigneten Platz dafür erachteten. Wenn es also in Bebels Erinnerungen „Aus meinem Leben“ heißt, „man“ habe in Zürich auf den von ihm und Kollegen ausgegangenen Vorschlag mit dem „Gegenvorschlag“ geantwortet, „eine durch den Hektographen hergestellte Korrespondenz zu verbreiten“, so dürfte ihn ein solcher Brief Höchbergs dazu veranlaßt haben. Nur kann ich das „man“ nicht als zutreffend anerkennen. Es läßt annehmen, daß der Gegenvorschlag von uns Zürichern gemeinsam ausging. Das war aber nicht der Fall. Und wenn es bei Bebel weiter heißt, man habe sich wohl in Zürich schließlich mit dem Plan einverstanden erklärt, aber großen Eifer zu seiner Durchführung nicht entwickelt, so wäre es falsch, daraus auf ein absichtliches Verzögern der Sache durch uns

Züricher zu folgern. Es wirkten viele Umstände der Ausführung des Gedankens entgegen.

Noch ehe wir Züricher bevollmächtigt wurden, die Ausführung in die Hand zu nehmen, mußte Höchberg infolge seines leidenden Zustandes eine Badereise unternehmen. Sie führte ihn unter anderem nach Ostende, von wo er, wie er mir schrieb, vor Antritt seiner Rückkehr in einer Geschäftsangelegenheit auf ein paar Tage nach London fahren und dort im Langham Hotel, Langham Place, absteigen werde. Als ich diesen Brief empfang, hatte ich gerade den schon erwähnten Besuch Gottfried Kinkels gehabt und schilderte nun Höchberg in einem nach London gesandten Brief, wie der alte Achtundvierziger sich zwar mir als Freund unserer Sache hingestellt, seine Unterhaltung aber nur aus ganz oberflächlichen Redensarten bestanden habe. „Wie ganz anders“, fügte ich hinzu, „stelle ich mir ein Gespräch mit Karl Marx oder Friedrich Engels vor!“ Höchberg verstand, was ich meinte, und gab mir zurück, wenn ich es denn durchaus wünsche, werde er, da er nun einmal in London sei, auch bei Marx und Engels vorsprechen. Das hat er alsdann getan und, wenn nicht Marx, der gerade verreist war, so wenigstens Engels angetroffen, der ihn in sein Arbeitszimmer einlud und in der Tat nun ein längeres Gespräch mit ihm hatte. Es war freilich anderer Art, als mein Gespräch mit Gottfried Kinkel, aber keineswegs angenehmer für Höchberg. Engels nahm nämlich das „Jahrbuch“ vor, das Höchberg ihm hatte zugehen lassen, schlug den Drei-Stern-Artikel auf und erklärte kategorisch: jeder, der auf dem Boden der Grundgedanken des Kommunistischen Manifestes stehe, könne mit einer Partei, die sich das sagen lasse und das akzeptiere, was in diesem Artikel stehe, nichts zu tun haben. Höchberg wollte das nicht gelten lassen, und es gab an der Hand der Hauptstellen des Artikels einen Disput, bei dem Engels wiederholt das Temperament durchging. Hätte Höchberg diesen prachtvollen Mann näher gekannt, so würde er ihm das nicht übelgenommen haben. Aus dem Umstand, daß Engels ihn beim Abschied zum Wiederkommen einlud, hätte er die Folgerung gezogen, daß die scharfe Kritik von Engels, der die Entstehung des Artikels nicht kannte und ihn für eine programmatische Kundgebung gehalten hatte, eine politische Verständigung nicht völlig ausschloß. Er gab aber der Einladung keine Folge und schrieb mir, aus Engels' Einwänden gegen den Artikel gehe hervor, daß dieser und Marx keine Ahnung von dem wirklichen Stand der Bewegung in Deutschland haben.

Bald nach Höchbergs Rückkehr kam Paul Singer nach Zürich, um im Auftrage des Leipziger Trifoliums Bebel, Liebknecht und Hasenclever, an die nach dem Tode Geib's die Leitung der Partei übergegangen war, mit uns über die Schaffung des Parteiwochenblattes Rücksprache zu nehmen. Karl Höchberg, der aus Berlin ausgewiesene Parteigenosse C. A. Schramm und ich sollten die örtliche Instanz für die Kontrolle der geschäftlichen und redaktionellen Angelegenheiten des Blattes bilden und mit dem Genossen Karl Hirsch und, in zweiter Linie, mit Georg von Vollmar, der Redakteur des unterdrückten Dresdener Organs der Partei gewesen war und sich nun vorübergehend in Böhmen aufhielt, wegen der etwaigen Übernahme der Redaktion verhandeln. Er fand bei uns die größte Bereitwilligkeit, insbesondere erklärte sich Höchberg ohne weiteres bereit, die Kosten der Einrichtung und Einführung des Blattes zu übernehmen, bis dieses sich selbst decke. Und wenn der geschäftstüchtige C. A. Schramm es für unmöglich erklärte, das Blatt schon am 1. September erscheinen zu lassen, und vorschlug, den 1. Oktober dafür anzusetzen, so hatte dieser Aufschub auf einen Monat mit der grundsätzlichen Stellungnahme zur Schaffung des Blattes nicht das geringste zu tun. Schon die Verhandlungen mit Karl Hirsch in der Redaktionsfrage nahmen weit mehr Zeit in Anspruch, als man in Leipzig vorausgesehen hatte. Höchberg und ich hatten den Briefwechsel mit Hirsch ohne Zeitverlust aufgenommen, dieser aber machte Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, die schließlich, wie man bei Bebel nachlesen kann, nicht nur diesen, sondern auch Liebknecht, der Hirsch vorgeschlagen hatte, gegen ihn erbitterten. Mich hatte sein Verhalten gleichfalls in höchstem Grade verdrossen, und ich formulierte meine Briefe an ihn immer mehr so, daß sie ihm die Ablehnung der Redaktion leicht machen sollten. Höchberg dagegen legte nach wie vor Wert darauf, so verbindlich wie möglich zu bleiben. So kam es eines Tages zu folgender Auseinandersetzung zwischen uns:

Höchberg (gibt mir einen Brief zurück, den ich an Hirsch geschrieben und ihm zu lesen gegeben hatte): „Hier Ihr Brief, Sie sind aber furchtbar grob.“

Ich: „Zeigen Sie mir ein grobes Wort oder einen groben Satz, und ich will das ohne weiteres umschreiben.“

Höchberg: „Nun ja, ich will nicht sagen, daß Sie sich direkt grob ausdrücken. Ich meine, Sie sind nicht höflich genug.“

Ich: „Ich betrachte Hirsch als Parteigenossen, kenne ihn seit Jahren als solchen und sehe daher die Notwendigkeit nicht ein, die Wahrheiten, die ihm nach meiner Meinung gesagt werden müssen, durch Höflichkeits-

wendungen abzuschwächen. Vom guten Ton glaube ich nirgends abgewichen zu sein.“

Höchberg: „Das werfe ich Ihnen auch nicht vor. Es hat vielleicht sein Gutes, wenn der Brief so abgeht, wie er ist.“

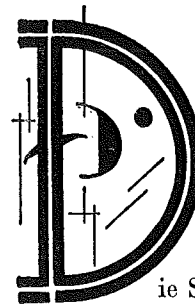
Ich: „Einverstanden!“

Und der Brief ging so ab, wie er war. Ob er es gewesen ist, der Hirsch veranlaßte, endgültig Nein zu sagen, weiß ich nicht. Nur soviel weiß ich, daß wir in Zürich alle froh waren, als dieses Nein einlief. Das aber hatte mit dem Streit um die politische Haltung der Sozialdemokratie nichts zu tun. Denn Vollmar, dem wir den Vorzug gaben, stand damals auf dem linken Flügel der Partei, hatte uns das in seinen Briefen selbst erklärt und war mit Johann Most so befreundet, daß er ihm noch in den Tagen, als er sich für die Annahme der Redaktion des neuen Blattes entschloß, einen Brief schrieb, der, wenn sich Most einigermaßen vernünftig hielt, ein friedliches Nebeneinander der beiden Blätter herbeigeführt hätte. Indes war Most nicht zu belehren.

Nachdem Vollmar mitgeteilt war, daß er endgültig für den Redaktionsposten in Zürich ausersehen sei, fuhr er zunächst nach Leipzig, um sich mit Bebel, Liebknecht und Genossen über die Behandlung der Parteifragen im Blatt zu verständigen, und kam dann nach Zürich, wo er von uns auf das freudigste begrüßt wurde. Wir hatten inzwischen den Schriftsetzer Adolf Uhle, der in Dresden Expedient des dortigen Parteiorgans gewesen war, aber nun als politischer Flüchtling in Zürich lebte, dafür gewonnen, für die erste Zeit die Spedition des neuen Blattes zu übernehmen, und ein schweizerischer Genosse, der selbständige Buchbinder August Herter, übernahm es, das Blatt als Verleger zu zeichnen, womit die Übernahme der politischen Verantwortung verbunden war. In einem Eckhaus der Straße Oberer Wolfbach im Vorort Hottingen wurde eine Parterrewohnung für Redaktion und Expedition gemietet, und am 28. September 1879 erschien die von Vollmar redigierte Probenummer des „Sozialdemokrat“, wie das Blatt auf Beschluß der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion genannt wurde.

Die Geschichte des „Sozialdemokrat“ ist bekannt und braucht daher hier im einzelnen nicht wiederholt zu werden. Für seine Einschmuggelung in Deutschland hatte Uhle den im schweizerischen Grenzort Kreuzlingen wohnenden Schuhmacher Joseph Belli bereitgefunden, der als eifriger Genosse dieser Aufgabe mit dem größten Geschick und mit viel Umsicht gerecht wurde.

Schon nachdem die Probenummer des „Sozialdemokrat“ versandt war, liefen aus allen Teilen Deutschlands Bestellungen auf ihn ein, teils von Einzelabonnenten, teils aber von Vertretern ganzer Orte für den dortigen Vertrieb unter den Genossen. Wenn die Auflage auch noch sehr hinter der Höhe zurückblieb, die sie im Laufe der nun folgenden Jahre erreichte, war sie doch groß genug, um dem für diese Art Spedition völlig ungeschulten Uhle über den Kopf zu wachsen. So veranlaßten denn Bebel und Vollmar den kaufmännisch geschulten Genossen Julius Motteler, der 1874 und 1877 vom sächsischen Wahlkreis Zwickau—Krimmitschau in den Reichstag gewählt, aber bei der Wahl im Attentatsommer 1878 seines Mandats beraubt war, die Expedition zu übernehmen. Motteler kam im November nach Zürich und bezog mit seiner Frau eine kleine Wohnung im Hause, wo der „Sozialdemokrat“ erschien. Er brachte einen frischen Zug in die Expedition und rief eine gesellige Verbindung der in Zürich lebenden Sozialisten ins Leben, die vom Berliner Mohrenklub nicht nur den Namen, sondern auch den Geist übernahm.



16. *Schöne Tage in Zürich und der Züricher Mohrenklub*

Die Stadt Zürich und ihre anmutige Umgebung boten mir bedeutend mehr des Schönen und Interessanten, als ich erwartet hatte. Wohin ich nur den Schritt wandte, fühlte ich mich gefesselt: bald breite Straßen mit prächtigen modernen Gebäuden, bald schmale Straßen und Gassen mit altmodischen Häusern und allerhand historischen Erinnerungen. Dazu so stattliche Plätze wie der links vom Limmatfluß hochgelegene Lindenhof, von dem aus man eine prächtige Aussicht auf das imposante Polytechnikum, dieses Meisterwerk Sempers, mit seiner anziehenden Nachbarschaft genießt. Und welche Reize bot die abwechslungsreiche landschaftliche Umgebung Zürichs, die an einigen Stellen ihre Arme noch in die Außengemeinden der Stadt erstreckte. Dazu kaum drei Minuten von meiner Wohnung entfernt das nordwestliche Ufer und die städtische Badeanstalt des herrlichen Zürichsee, in dessen klaren

Fluten ich, der nur erst die notdürftigsten Elemente des Schwimmens erlernt hatte, nach und nach mich zum einigermaßen leistungsfähigen Schwimmer ausbildete.

Nicht minder erfreute mich hier die Möglichkeit eines vielseitigen Verkehrs mit Freunden und Gesinnungsgenossen. Am nächsten stand mir in der ersten Zeit C. A. Schramm, der bereits in Berlin mit mir Bruderschaft geschlossen hatte, und seine, mir besonders sympathische, hochgesinnte Frau, die ich natürlich gleichfalls schon von Berlin her kannte. Gern besuchte ich auch das Ehepaar Lübeck, das in ziemlicher Höhe am Zürichberg in Fluntern wohnte. Der Schriftsteller Karl Lübeck hatte sich als Redakteur der „Demokratischen Zeitung“ verschiedene politische Anklagen zugezogen, die ihn nötigten, sich im Ausland ein Heim zu suchen. Er fand es in Zürich, wurde aber hier von einer Krankheit befallen, die eine Lähmung der Hüftgelenke zur Folge hatte, so daß er für gewöhnlich an das Zimmer gekettet war und bei Exkursionen in einem Handwagen befördert werden mußte. Da er ohne Mittel, und seine Ehe mit einer lebensfrischen Polin mit Kindern reich gesegnet war, so hätte er kaum sein Dasein fristen können, wenn nicht sein wohlhabender Gesinnungsgenosse William Spindler, Mitinhaber der großen Färberei Spindler, ihm eine kleine Pension ausgesetzt und Leopold Sonnemann, der Besitzer der „Frankfurter Zeitung“, ihm die Spalten dieses Blattes für Korrespondenzen eröffnet hätte. Er war ein recht gebildeter Mann mit einer poetischen Ader und einem kindlich harmlosen Wesen, dem, ebenso wie seiner rastlos tätigen Frau, nie ein Wort der Beschwerde über seine Lage auf die Lippen kam.

Einen größeren Verkehr mit Gesinnungsgenossen bot mir zunächst die Züricher Sektion der alten Internationale, die deren Zusammenbruch überlebt hatte. Bei unserem Eintreffen in Zürich hielt sie ihre Versammlungen in der Wirtschaft zum „Grünen Hüsli“ (grünen Häuschen) am linken Ufer der Limmat unweit des Bahnhofs ab. Dort kamen Sozialisten der verschiedenen Länder, vor allem aber Deutsche, Österreicher und Schweizer zusammen, hörten Vorträge über Fragen des Sozialismus und des Kampfes in den verschiedenen Ländern an und unterzogen sie zuweilen einer recht lebhaften Debatte. Da es unter den Teilnehmern nicht an belesenen und erfahrungsreichen Leuten fehlte, ließ ich mir keine dieser Zusammenkünfte entgehen.

Ebenso ward ich alsbald ein regelmäßiger Besucher der Diskussionsabende des Deutschen Arbeitervereins Zürich, der seinen

Ursprung auf die Zeit der Agitation Wilhelm Weitlings in der Schweiz, das heißt, auf die erste Hälfte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückdatieren konnte und damals sein Lokal in einem „In Gassen“ genannten Nebengäßchen der Bahnhofstraße hatte. Er hatte keinen ausgesprochenen parteipolitischen Charakter, sondern sollte nur ein Sammelpunkt für die in Zürich schaffenden deutschen Arbeiter sein, denen er unter anderen Annehmlichkeiten eine der Selbstverwaltung ihrer Mitglieder unterstellte „Speise-Association“ genannte Genossenschaft bot, die diesen gut zubereitete Mahlzeiten zum Selbstkostenpreis aufstichtete, was sich als eines der Hauptanziehungsmittel des Vereins erwies und ihm in Parteikreisen den humoristischen Beinamen „Freßkasino“ eintrug. Ein nicht geringer Prozentsatz seiner Mitglieder war politisch indifferent, unter Umständen also Objekte aller möglichen Agitation.

Nun hatte der Verein allwöchentlich einen Diskussionsabend und in Hinblick auf ihn an einer Wand seines Hauptzimmers einen großen hölzernen Fragekasten angebracht, in den die Mitglieder zu jeder Zeit nach freier Wahl schriftlich aufgesetzte Fragen hineinwerfen konnten, die am Tag vor dem Diskussionsabend vom Vereinsvorstand an der Vereinstafel bekanntgegeben wurden. Es wurde natürlich alles mögliche gefragt, aber die Mehrzahl der Fragen bezog sich gewöhnlich auf politische Angelegenheiten, davon nicht zuletzt die Streitfragen der deutschen Sozialdemokratie. Sie waren es vornehmlich, die mir es als Pflicht erscheinen ließen, keinen der Diskussionsabende zu versäumen. Eine Pflicht, die indes kein Opfer einbegriff. Die Mitglieder des Vereins waren zumeist Süddeutsche, und es machte mir ein Vergnügen, ihre Art mit der meiner norddeutschen Landsleute zu vergleichen, die in Berlin meinen proletarischen Umgang gebildet hatten. Sie war in verschiedener Hinsicht anders, ich kann aber nicht sagen, daß der Vergleich nennenswert zuungunsten der letzteren ausfiel.

Sehr erstaunt hat mich eines Tages, daß, als ich bei der Erörterung einer Frage auf Schillers „Wallenstein“ Bezug nahm, selbst Württemberger mir erklärten, das Werk nicht zu kennen. Das veranlaßte mich, dem Verein einen Vortrag über dieses dichterische Meisterwerk zu halten und einige seiner besonders charakteristischen Stücke dabei zu verlesen.

Im Laufe der Zeit wurden die Diskussionsabende immer mehr Abende politischer Monologe meiner Wenigkeit. Bei jeder aufgeworfenen politischen Frage schaute alles auf mich und zwang mich geradezu, zu ihr das Wort zu nehmen, womit sie gewöhnlich

für den Abend erledigt war. Dadurch ging jedoch in meinen Augen das wertvolle Moment verloren, das gerade durch Diskussionen in erhöhtem Maße geweckt werden kann: die Anregung zu gesteigerter geistiger Anteilnahme. Ich setzte das den Mitgliedern auseinander, und als selbst das sie nicht herauslockte, erklärte ich ihnen eines Tages: „Schön, jetzt werde ich euch zwingen, die Passivität aufzugeben. In der nächsten Diskussionsstunde halte ich euch einen Vortrag gegen den Sozialismus, und dann sollt ihr sehen, ob ihr mich widerlegen könnt.“ Das tat ich denn auch und hatte die Freude, daß mein Vortrag eine sehr lebhafte Diskussion hervorrief. Ganz besonderes Vergnügen machte mir ein junger Arbeiter, der mir geradezu mit Leidenschaft entgegentrat. Als er sich dabei im Ton etwas vergaß, unterbrach er sich plötzlich und sagte: „Ich weiß ja, daß der Bürger Bernstein es nicht wirklich so meint, aber da er es nun einmal gesagt hat, muß er sich von mir auch die Antwort gefallen lassen.“ Womit ich mich natürlich mit Vergnügen einverstanden erklärte. Die Diskussion selbst schloß ich damit ab, daß ich zunächst meinen Disputanten darlegte, welche ihrer Einwände am Kernpunkt vorbeitrafen und den Gegnern Schwächen darboten, und dann die Punkte hervorhob, auf die es in der Verteidigung der sozialistischen Doktrin vor allem ankomme. Sonst blieb es mit den Diskussionsabenden des Deutschen Arbeitervereins freilich so ziemlich beim alten.

Indes tauchte in unserem engeren Parteikreise dann die Idee auf, in Zürich eine Parteimitgliedschaft deutscher Sozialdemokraten zu gründen, und wurde auch bald in die Tat umgesetzt. Sie fand so guten Anklang, daß auf Vorschlag Georg Vollmars, der sich als guter Organisationsleiter bewies, beschlossen wurde, an allen Orten der Schweiz von einiger Bedeutung solche Mitgliedschaften ins Leben zu rufen und für sie auf Schweizer Boden eine Zentrale zu schaffen. Erstens im Interesse der Sammlung von Mitgliederbeiträgen für die in Deutschland unterdrückte Partei und zweitens als Gegenwehr gegen die von Johann Most gegen die Partei betriebene Agitation. Das ist denn auch geschehen, und es fiel mir die Aufgabe zu, unter deutschen Arbeitern an einigen in Betracht gezogenen Orten, darunter in der schönen und historisch-interessanten Bundeshauptstadt Bern und in dem lieblich gelegenen Neuchâtel Werbereden für den Anschluß an die Deutsche Sozialdemokratie zu halten. Der Erfolg dieser Aktion hob unsere Stimmung nicht wenig, und es machte sich das Bedürfnis geltend, regelmäßige gesellige Zusammenkünfte der für die Bewegung

tätigen Genossen und ausländischer Gesinnungsgenossen einzurichten. So trat die Vereinigung ins Leben, die von dem nun unterdrückten Berliner Mohrenklub den Namen übernahm und in der wir viele heitere Abende verlebten.

Im Frühjahr 1879 kam Benoit Malon mit seinen Damen nach Zürich und bezog eine bescheidene Wohnung in einem Gartenhaus der Rämistraße. Sein Aufenthalt war aber nicht von langer Dauer, da die Einstellung der gerichtlichen Verfolgung der flüchtigen Kämpfer der Pariser Kommune von 1871 seine Rückkehr nach Frankreich möglich und damit zur politischen Notwendigkeit machte. Ehe er Zürich verließ, hatte ihm Höchberg die finanzielle Unterstützung von literarischen Unternehmungen in französischer Sprache, die er damals plante, zugesichert. Eine davon war die Herausgabe einer französischen Übersetzung von Ferdinand Lassalles Bastiat-Schulze, und mit ihr sollte auch ich zu tun bekommen.

Sie war nur in sehr bedingtem Umfange Malons Werk. Begonnen hatte sie eine russische Sozialistin, fortgesetzt eine Belgierin, und Malon hatte diese Übersetzung unter dem Gesichtspunkt eines gut französischen Stiles neu durchgearbeitet. Da allen diesen Personen das Deutsche eine Fremdsprache war, stand zu befürchten, daß ihnen bei schwierigen Stellen in Lassalles Schrift Fehler unterlaufen würden, und so ersuchte mich Höchberg, die Übersetzung, wie sie ihm Malon übergeben hatte, mit einem französischen Sprachlehrer auf inhaltliche Genauigkeit durchzugehen. Das habe ich bei einem uns von schweizerischen Genossen empfohlenen gebildeten Privatlehrer Friquet aus der französischen Schweiz getan, und ich kann sagen, daß die Stunden, die ich bei dem Herrn verbracht habe, für mich keine verlorenen waren.

Oben habe ich des Mohrenklubs erwähnt. Er war, so sei noch einmal festgestellt, zwar eine Gesellschaft von Sozialisten, die aber keine parteipolitischen Zwecke verfolgte, sondern lediglich der Pflege der Geselligkeit diente. Man unterhielt sich freundschaftlich über Fragen aller Art, aber nahm weder Referate entgegen, noch veranstaltete man richtige Debatten oder Diskussionen. Der Hauptzweck der Zusammenkünfte war seelische Erholung unter politisch Gleichgesinnten ohne Unterschied der Schattierung und der Nationalität. Es lag nicht an irgendwelchen Voreingenommenheiten in unseren Reihen, wenn zwar abwechselnd Romanen und Slawen der einen oder anderen Art Gäste des Züricher Mohrenklubs waren, aber von Angehörigen angelsächsischer Nationen bei ihm längere Zeit

keine Rede war. Der Grund war, daß in den Jahren seiner Blüte die sozialistische Bewegung in den angelsächsischen Ländern sich noch nicht von dem Winterschlaf erholt hatte, in den sie nach dem Zusammenbruch des Chartismus versunken war.



17. Meine beginnende Freundschaft mit Kautsky

In August Bebels Beschreibung der heiteren Abende des Mohrenklubs spielt Karl Kautsky mit Recht keine geringe Rolle. Für Kautsky gehörten sie der Zeit an, wo er zuerst mit einem größeren Kreis deutscher Sozialdemokraten in engeren persönlichen Verkehr getreten war. Zwar hatte er, nachdem er sich um das Jahr 1874 am elterlichen Wohnort, Wien, der sozialistischen Bewegung zugewandt und sich für sie bereits literarisch betätigt hatte, schon 1876 Bebel und Liebknecht in Leipzig aufgesucht. Aber das war eine zu flüchtige Begegnung gewesen, als daß der Besuch sofort zu einer engeren Beziehung hätte führen können.

Ganz anders in Zürich in der aus Angehörigen verschiedener Altersklassen zusammengesetzten Kolonie deutscher Sozialisten, die es für ihre Pflicht hielten, daran mitzuarbeiten, daß den in Deutschland drangsalierten Genossen nach Möglichkeit literarische Munition für ihren schweren Kampf zuzuging. Dieses Gefühl und die Tatsache, daß sie sich in einer politisch freien Atmosphäre bewegten, hatte unter ihnen eine fröhliche Kampf Stimmung erzeugt, die Kautsky auf das angenehmste berührte und ihn, so ernst er im Grunde angelegt war, zu einem der heitersten Gesellschafter an den Zusammenkünften des Mohrenklubs machte.

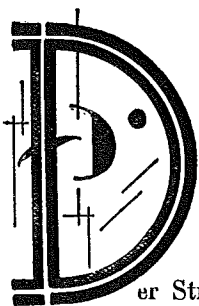
Auf Veranlassung Wilhelm Liebknechts hatte der tätigste sozialdemokratische Verleger Wilhelm Bracke in Braunschweig das bei ihm lagernde Manuskript von Kautskys Schrift „Der Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft“ an Höchberg gesandt. Diese Arbeit, die zwar den Bevölkerungstheoretiker Malthus kritisierte, aber den sozialwissenschaftlichen Ausgangspunkt der Malthusschen Theorie nicht rundweg ablehnte, war Höchberg und auch mir sehr lesenswert erschienen. Höchberg hatte

sich nun mit Kautsky in Verbindung gesetzt und ihn zur ständigen Mitarbeit an seinen Veröffentlichungen unter Bedingungen gewonnen, die ihn in den Stand setzten, sich völlig frei den wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen, zu denen seine sozialistische Gesinnung ihn hinzog. So kam Kautsky durch Höchberg nach Zürich. Da Kautsky, der in Wien ein Gymnasium absolviert und schon einige Semester Universitätsstudium hinter sich hatte, ein ungleich leistungsfähigerer literarischer Arbeiter war als ich, hätte sich unter diesen Umständen leicht ein wenig angenehmes Verhältnis von Rivalität zwischen ihm und mir entwickeln können. Aber es lag ihm nichts ferner, als irgendwie mit seinen Kenntnissen zu prunken, während ich seine größere Belesenheit auf wissenschaftlichem Gebiet freudig gelten ließ. Und da wir uns bald als gleicherweise der Marx-Engelschen Theorie gewonnen erkannten, entspann sich im Gegenteil ein recht inniges Freundschaftsverhältnis zwischen uns. Kurz, nachdem er nach Zürich gekommen war, war die Dame gestorben, bei der ich im Zentralhof zur Miete gewohnt hatte, und da ihre Tochter die Wohnung aufgab, war ich nach Fluntern gezogen, wo ein Doktor Ausderau, in einem kleinen Gäßchen, Nägelgasse genannt, drei nebeneinander gelegene Villen hatte. Eine davon bewohnte der Doktor mit seiner Familie selbst, und in einer zweiten hatte er Zimmer zum Zweck des Vermietens möbliert, von denen eines jetzt mich aufnahm. Ein neben diesem liegendes zweites Zimmer wählte wenig später Kautsky zum Quartier, so daß wir fast Logisbrüder wurden. Die Zimmer waren nicht sonderlich reich möbliert, aber ihre Fenster boten einen Rundblick, der die frühere schöne Aussicht, am Zentralhof noch an Reizen so sehr überbot, daß ich selbst mit einer weit geringeren inneren Ausstattung zufrieden gewesen wäre. Unmittelbar unter uns war der Zürichberg zu einem großen Teil mit Weinstöcken bewachsen, etwas weiter unten bot er den Augen schöne Laubbäume dar, dann rechts einen erheblichen Teil der Stadt Zürich, links einen ebensolchen Teil des herrlichen Zürichsee und hinter beiden die schön bewachsene Kette des Ütliberges, über dessen Gipfel hinweg man zunächst die Spitzen von Rigi und Pilatus und weiter im Süden und Westen ganze Partien der schneebedeckten mittleren Alpen der Schweiz erblickte. Ein abwechslungsreicher Anblick, der mich, wenn ich die Augen ihm zuwandte, stets in einem Maße von neuem gefangen nahm, daß ich mich nur schwer von ihm trennen mochte.

Aber der Rundblick hatte noch eine andere Gefahr. Kautsky und ich hatten eine Verbindungstür in der Wand zwischen unsern

Zimmern auf meinen Vorschlag hin hüben und drüben mit Regalen verkleidet, um der Verführung vorzubeugen, einander erheblich bei der Arbeit zu stören. Wir mußten uns, wenn der eine dem andern in der Arbeitszeit etwas sagen oder fragen wollte, über Flur und Korridor hinweg besuchen. Das hinderte aber nicht, daß Kautsky, der ein leidenschaftlicher Segler war, gar manchmal inmitten dieser Zeit plötzlich zu mir ins Zimmer trat und mir zurief: „Du schau mal, wie die Bäume am See sich regen, das ist ein Segelwind!“ Womit er dann bei mir, obwohl ich zwar ein leidlicher Ruderer war, aber aller Eigenschaften entbeherte, die den Segler machen, doch auf so starke Seelenverwandtschaft stieß, daß wir keine Zeit verstreichen ließen, die Zürichbergstraße und Rämistrasse entlang nach dem See zu stürmen, um dort einige Stunden auf ihm zu verbringen, die uns den größten Genuß bereiteten.

Allerdings hat Kautsky den Wind nicht immer von oben her richtig abgeschätzt. Es ist vorgekommen, daß der Wind stärker blies als gut war, und ein- oder zweimal sind denn auch Kautsky und ich in ernsthafte Gefahr geraten. Das eine Mal trieb uns der Wind geradezu mit Sturmgewalt zwischen zwei von entgegengesetzter Seite kommende große Dampf-Passagierboote, so daß es wirklich der ganzen Umsicht und Energie Kautskys bedurfte, einen Zusammenstoß zu vermeiden. Wir haben dabei, solange wir zwischen den Dampfern trieben, kein nicht unbedingt notwendiges Wort verloren, hinterher aber erklärte jeder dem anderen, keinen Augenblick über die Höhe der Lebensgefahr, in der wir schwebten, in Zweifel gewesen zu sein.



18. Russische Bekannte und Freunde

Der Streit in der Internationale, der bald, nachdem Willy Bading und ich ihr und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei beigetreten waren, zu einer Krisis dieser großgedachten Schöpfung führte und ihre Spaltung zur Folge hatte, veranlaßte Willy und mich, um auch die andere Seite zu hören, einige Organe der Opposition gegen den Londoner Generalrat der Internationale zu

beschaffen, dessen Stimme in unserem Parteiorgan, dem „Volksstaat“, fast ausschließlich zum Worte kam. Es waren dies die Wochenblätter „La Liberté“ in Brüssel, „L'Internationale“ in Verviers und das „Bulletin de la fédération jurassienne“ in La Chaux-de-fonds. Von ihnen machte die „Liberté“ den besten Eindruck auf mich. Sie erschien in großem Format, hatte einen Redaktionsstab, dem Persönlichkeiten wie der gelehrte Denker Hector Denis, der Soziologe Guillaume de Greef und der Mediziner Désiré Brismé, der Schwiegervater des Mitbegründers der belgischen Arbeiterpartei, César de Paepe, angehörten. Sie vertrat die Grundgedanken des demokratischen Föderalismus und hielt sich von allen Gehässigkeiten frei. Ein weniger hohes Niveau nahm das Blatt „L'Internationale“ ein, das in der Fabrikstadt Verviers herauskam. Das Mitteilungsblatt der Juraföderation war ein Kampfblatt von mehr oder weniger leidenschaftlichen Anarchisten. Die Lektüre dieser Blätter bewirkte bei mir eine gewisse Objektivität den von ihnen vertretenen Doktrinen gegenüber, konnte mich aber nicht davon überzeugen, daß der Kampf des von Marx geleiteten Generalrats der Internationale gegen Bakunin unberechtigt war. Die Anklageschrift des Generalrats gegen Bakunin und dessen Parteigänger „Ein Komplott gegen die Internationale“ wirkte auf mich überwältigend. Es bemächtigte sich meiner geradezu ein Gefühl persönlicher Antipathie gegen Bakunin, und es schien mir um so mehr notwendig, ihn und seinen Einfluß zu bekämpfen, als sich in mir, ich weiß nicht mehr woraufhin, die Meinung eingestaltet hatte, daß Rußlands Sozialisten samt und sonders von Bakunin eingefangen waren.

Da lernte ich noch in Berlin durch Vermittlung meines Veters Hermann Lisso einen jungen russischen Sozialisten, Iwan Efron, kennen, der an der Berliner Universität Medizin studierte, und wurde durch ihn eines anderen belehrt. Wenn er auch mit einer gewissen Achtung und Sympathie von Bakunin sprach, so war er doch ein Gegner von dessen Doktrin. Ich erfuhr von ihm, daß die Mehrzahl der russischen Sozialisten Bakunin durchaus unabhängig gegenüberstanden und theoretisch eher zu Marx hinneigten. Er machte in seiner ruhigen Art auf mich einen ausgezeichneten Eindruck, und ihm verdanke ich die Bekanntschaft eines anderen russischen Sozialisten, der damals in Wien studierte und von dort unter dem Pseudonym Georg Wagner Briefe und Aufsätze im „Volksstaat“ veröffentlichte. Gregor, meist Grischa gerufen, Gurewitsch, der Sohn wohlhabender Eltern, stammte aus Mohilew am

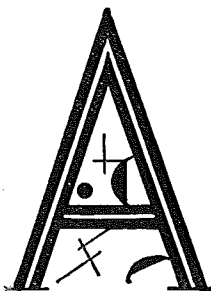
Dnjepr, und war dort schon als Schüler unter den Einfluß Paul Axelrods geraten, der, ein eifriger Propagandist der sozialistischen Lehre, auch ihn für diese gewann. In Wien verkehrte er viel mit hervorragenden Vertretern der österreichischen Sozialdemokratie, vor allem mit dem besonders begabten Andreas Scheu. Im Winter 1873/74 übersiedelte er nach Berlin und trat mit Willy Bading und mir in freundschaftlichen Verkehr, der sich im Laufe der Zeit zu einer wirklichen Freundschaft entwickelte. Er besuchte auch hier die Universität, beschäftigte sich aber fast noch mehr mit Politik als mit medizinischen Studien. So besorgte er längere Zeit die unterirdische Beförderung der von Peter Lawrow in London herausgegebenen Zeitschrift „Wpered“ (deutsch: Vorwärts) nach Rußland, wobei ihm unter anderen seine in Wilna heimischen Vettern Romm behilflich waren. Der älteste von ihnen, Maxim, ist mir später ein sehr lieber Freund und dann ein naher Verwandter geworden. Ferner beteiligte sich Grischa rege an der Vereinigung Obschtschina (die sozialistische Kommune), die in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von in Berlin studierenden russischen Sozialisten unter Leitung der Studenten Zuckermann und Liebermann ins Leben gerufen war. Er machte mich mit einigen ihrer Mitglieder bekannt. Diese Obschtschina rechtfertigte ihren, an die kommunistischen Dorfgemeinden Rußlands anknüpfenden Namen dadurch, daß ihre wohlhabenden Mitglieder die Kosten für die ärmeren Genossen aufbrachten und daß auch in ihr sonst ein ideales Gegenseitigkeitsverhältnis vorherrschte. Das erklärt, daß in ihren Reihen manches an der deutschen Sozialdemokratie als gar zu vernünftigt-trocken empfunden wurde.

Der Vetter meines Freundes Gurewitsch, der Student der Medizin Maxim Romm, war von Bern nach Zürich übergesiedelt, noch ehe Kautsky nach Zürich gekommen war. Er war mir ein lieber Freund geworden, und nun traten auch er und Kautsky sich als Freunde nahe. Eine geistig rege Natur, gleich uns Sozialist mit Leib und Seele, hatte Maxim für alle uns beschäftigenden Fragen Sinn und Verständnis. Wir haben manche schöne Stunde theoretischer Unterhaltung mit ihm verlebt.

Nach Zürich kam dann etwas später ein Freund Maxims, der russische Student der Medizin Moses Aronson, den ich schon in Berlin als einen Menschen von seltener Selbstlosigkeit kennen und schätzen gelernt hatte. Er bezog in der gleichen Villa, in der Kautsky und ich Wohnung genommen hatten, ein auf der Rückseite des

Hauses gelegenes Zimmerchen und oblag dort mit unermüdlichem Fleiß seinen wissenschaftlichen Berufsarbeiten. Deshalb kam er nur wenig mit Kautsky zusammen, fand sich aber öfter auf meinem Zimmer ein, ohne daß wir damals ahnten, welches inniges Band uns einst verbinden sollte. Als Paul Axelrod mit Familie 1881 nach Zürich kam und im Außenort Hirslanden Wohnung nahm, war Aronson die erste Zeit ein Bindeglied zwischen ihnen und uns. Bald aber wurden auch sie uns ganz besonders liebe Freunde. Mit Axelrod verband uns die entschiedene Anerkennung und Vertretung der Lehren von Marx und Engels, und in seiner vortrefflichen Frau Nadeschda, seiner unermüdlichen Stütze, schätzten wir die für die Arbeitersache begeisterte Sozialistin. Sie war politisch aus jenem Kreis von hingebenden Idealisten hervorgegangen, deren Ideen aus den Lehren des geistreichen Sozialisten Nikolas Tschernischewsky gsschöpft waren und denen Sophia Bardina in dem am 5. März 1877 eröffneten „Prozeß der Fünfzig“ so mutig Ausdruck gegeben hatte. Eine sehr begabte und charaktervolle serbische Sozialistin, gleichfalls eine Schülerin Tschernischewskys, Frau Militza Theodorowitsch, geborene Ninkowitsch, ein kleines Persönchen von sehr gewinnendem Äußeren, war mir, als sie Ende 1879 die Universität Zürich bezog, von dem hervorragenden russischen Sozialisten und Gelehrten Peter Lawrow überaus warm empfohlen worden, der die inhaltreiche Zeitschrift „Wpered“ (Vorwärts) herausgab. Sie hat auf mich und auf Karl Kautsky durch ihren wissenschaftlichen Ernst und ihre Hingabe an den Sozialismus großen Eindruck gemacht. In Neusatz (serbisch: Nowy Sad), der Zentrale des damals Ungarn gehörenden Banats, hatte sie sich als junges Mädchen mit Inbrunst der sozialistischen Bewegung gewidmet. Die Sozialisten des Fürstentums Serbien wünschten sie als propagandistische Kraft im Lande zu haben, und sie ging mit dem serbischen Sozialisten Theodorowitsch eine formale Ehe ein, um nicht aus Serbien ausgewiesen werden zu können. Von dort aus hat sie dem damaligen Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratie, dem Leipziger „Vorwärts“, Berichte über die brutale Verfolgung der serbischen sozialistischen Bewegung unter der Regierung des Milan Obrenowitsch geschickt. Sie ging dann, als die Verfolgung jede nennenswerte propagandistische Tätigkeit in Serbien unmöglich machte, ins Ausland, um ihre wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. In ständigem freundschaftlichem Verkehr mit Karl Kautsky, Maxim Romm und mir nahm sie ganz besonders an des ersteren wissenschaftlichen Arbeiten regen Anteil.

Zwischen ihr und Kautsky entspannen sich lebhaftere Auseinandersetzungen über die Tschernischewskysche „Kritik der ökonomischen Lehren John Stuart Mills“, die anscheinend eine vernichtende Widerlegung der Malthusschen Bevölkerungstheorie brachte. Ihr ist es daher nicht zum wenigsten geschuldet, daß Kautsky diesem Gegenstand im Richter-(Höchberg)schen „Jahrbuch“ die Abhandlung „Tschernischewsky und Malthus“ widmete, eine Arbeit, die als eine wertvolle Ergänzung seiner Schrift über den „Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft“ zu betrachten und unter methodologischen Gesichtspunkten auch heute noch höchst lesenswert ist. Von Frau Theodorowitsch selbst rührten die wertvollen Berichte über den Fortgang der serbischen sozialistischen Bewegung im ersten Jahrgang, zweiter Band, und im Jahrgang zwei des Richterschen „Jahrbuch“ her. Gegen Ende 1880 übersiedelte sie mit ihrer Mutter und einem jüngeren Bruder nach Paris, wo sie in der Frau und der Schwägerin Benoit Malons liebevolle Freundinnen traf, aber schon im Laufe des Jahres 1881 von einem Leiden heimgesucht wurde, das ihrem Leben ein vorzeitiges Ende machte.



19. Redekampf mit Johann Most

Am 15. Mai 1880 wurde uns nach Zürich berichtet, daß Johann Most eine Reise nach der Schweiz angetreten habe, um unter den hier lebenden deutschen Arbeitern Mitgliedschaften einer radikalen Gegenorganisation gegen die deutsche Sozialdemokratie ins Leben zu rufen. Er sei bereits in der Stadt St. Gallen angekommen, von wo aus seine Agitationstour durch die Schweiz ihren Anfang nehme. Wir waren in der Züricher Zentrale der Mitglieder der deutschen Sozialdemokratie einstimmig der Ansicht, daß nach Lage der Dinge die Sache für unsere Partei nicht ungefährlich sei und man ihr daher entgegentreten müsse. Da keine Zeit zu verlieren war, fuhren Julius Dolinski und ich am nächsten Morgen mit dem ersten Zug nach St. Gallen, um womöglich dort schon Most das Handwerk zu legen.

In St. Gallen frugen wir uns sofort nach dem Deutschen Arbeiterverein durch und stießen in dessen Wirtschaftszimmer auf Most inmitten einer kleinen Gruppe Mitglieder des Vereins. Wir traten an sie heran, aber ich bekam es nicht über mich, Most persönlich zu begrüßen. Zu tief hatten mich die gehässigen Angriffe empört, die er in der „Freiheit“ gegen die Partei und ihre besten Führer geschleudert hatte. Glücklicherweise war Dolinski von leichterem Temperament als ich. Er schritt auf Most los, begrüßte ihn kameradschaftlich, als sei nichts Ernsthaftes zwischen ihm und uns geschehen, und fragte ihn und die um ihn herumsitzenden Arbeiter, ob es richtig sei, was uns der Wirt gesagt habe, daß der Verein auf den Abend eine Versammlung angesetzt habe, in der Most seinen Gegensatz zur Sozialdemokratischen Partei Deutschlands darlegen und begründen werde. Das wurde bestätigt, worauf Dolinski weiter fragte: „Na, da wird man wohl etwas antworten dürfen. Und dann kommst du doch auch nach Zürich, Hans, und singst uns da dein Lied?“ Eine Frage, die trotz des jovialen Tons sachlich eine Herausforderung Mosts einschloß, die diesen ersichtlich peinlich berührte. Um eine positive Antwort zu umgehen, antwortete er: „Bei euch muß man ja gewärtig sein, als Feind behandelt zu werden.“ Das reizte mich nun doch, das Wort zu nehmen. „Sie können“, bemerkte ich, „nach allem, was Sie getan und geschrieben haben, nicht erwarten, daß man bei uns in Ihnen noch einen Freund erblickt.“ Diese Worte, in so ruhigem Ton sie gesprochen waren, brachten Most ganz außer Fassung. Offenbar war ich ihm bis dahin nicht aufgefallen. Und daß nun ich, der ich in Berlin sein intimster Freund gewesen war, ihn mit „Sie“ anredete, schien ihn wirklich stark zu erregen. „Ja, wenn man so mit mir spricht...“ gab er zurück, ohne den Satz zu beenden. Mir war klar, was er sagen wollte, aber es war mir unmöglich, wieder das vertrauliche „Du“ anzustimmen. „Habe ich ein unschickliches Wort gebraucht?“ erwiderte ich, „es war nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen, aber man muß sich doch über unsere politische Stellung zueinander klar sein.“

Most wußte nicht recht, was zu erwidern. Und noch weniger verstanden die um ihn herumsitzenden Mitglieder des Deutschen Arbeitervereins, was unser Wortwechsel zu bedeuten hatte. Ich war ihnen ja gänzlich unbekannt, und doch verriet ihnen Mosts Erregung auf meine erste Bemerkung, daß er und ich nichts weniger als Fremde für einander waren. Das hat sich im weiteren Verlauf des Tages noch deutlicher gezeigt.

Zunächst drang Dolinski in Most, sich zur Vertretung seines Standpunktes in Zürich zu bequemen. Most begriff, daß er sich durch hartnäckige Weigerung schon vor den anwesenden deutschen Arbeiter arg bloßstellen würde und willigte nach etlichen Hin und Her ein, am folgenden Abend in einer von den deutschen Sozialisten Zürichs einzuberufenden Versammlung zu sprechen, was wir sofort unserem dortigen „Olymp“ telegraphisch meldeten. Dann luden die St. Galler Most und uns ein, am Nachmittag mit ihnen einen Ausflug auf eine im Norden der Stadt gelegene Anhöhe zu machen, von der aus man einen schönen Blick über ein gutes Stück Bodensee habe. Die Einladung wurde beiderseits angenommen, und auf dem Spaziergang wich dann Most zum Erstaunen der St. Galler keinen Augenblick von meiner Seite. Es lag ihm ersichtlich daran, mir die Berechtigung seines Verhaltens zu beweisen. Zu diesem Behuf erzählte er mir von seinen Besuchen bei Marx und Engels, daß diese gleich ihm das Verhalten unserer Partei in Deutschland unverzeihlich fänden, und daß er, wie sie, nichts von der Partei verlangt habe, was sie nicht bei gutem Willen habe leisten können. Er habe erst losgeschlagen, nachdem er in der gehässigsten Weise angegriffen und gegen sein Blatt systematisch agitiert worden sei. Ich antwortete ihm, das Urteil darüber, was nach Lage der Dinge möglich und richtig sei, müsse man grundsätzlich denen überlassen, die im Lande selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, wie er wisse, den Kampf führen und die Folgen für alles zu tragen haben, was geschehe. Ich sei mit manchen der in Deutschland von Abgeordneten der Partei abgegebenen Erklärungen auch nicht einverstanden und bedaure, daß verschiedenes nicht geschehen sei, was ich für geboten und ohne großes Risiko tragbar hielt, aber ich könne es nicht verzeihen, aus Anlaß solcher Meinungsverschiedenheiten die Partei und ihre angesehensten Führer in der gehässigsten Weise herabzusetzen. So hatte Most in der „Freiheit“ die Wirrköpfe Hödel und Nobiling als Muster hingestellt und geschrieben, daß deren Namen in der Geschichte noch leuchten werden, wenn von Bebel und Liebknecht kein Mensch mehr etwas wisse. Er suchte sich nun zu rechtfertigen und brachte allerhand Einzelheiten vor, über deren Erörterung der ganze Nachmittag hinging.

Die Versammlung am Abend verlief ziemlich ruhig. Most brachte seine Kritik der Partei ohne Gehässigkeit vor, und ich antwortete ihm in der gleichen Tonart. Dann sprachen Dolinski und noch einige Genossen gleichfalls sehr sachlich, und das Ende war, daß

jede Kriegserklärung an die Partei in Deutschland unterblieb. Das, was Most durch seine Rede in St. Gallen hatte erzielen wollen, war nicht erreicht. Am nächsten Tag fanden wir uns in der Frühe am Bahnhof und fuhren zusammen nach Zürich, wo Most von zwei Gesinnungsfreunden abgeholt wurde. Als wir uns trennten, rief Dolinski ihm noch zu: „Also auf heute abend in der Versammlung!“, und Most konnte nicht umhin, einzustimmen.

Er stellte sich dann auch zu der für die Versammlung angesetzten Zeit im Vereinslokal ein. Obwohl es nicht möglich gewesen war, die Versammlung durch Inserat oder Plakat bekanntzugeben, war der Saal überfüllt, so rasch hatte sich die Meldung, daß Most komme und eine Rede halten werde, in Zürich herumgesprochen. Und die gekommen waren, wurden nicht enttäuscht, die Versammlung nahm einen geradezu dramatisch anmutenden Verlauf. Den Vorsitz führte der österreichische Parteigenosse, Schriftsetzer Johann Schwarzinger, und Most erhielt für seine Rede ohne weiteres die von ihm geforderte Redezeit zugesprochen, außerdem wurde ihm das Recht eingeräumt, in der Debatte nach jedem Redner unsererseits selbst das Wort zu nehmen oder einen Gesinnungsgenossen vorzuschicken. Dieses Entgegenkommen und der Anblick einer ganzen Reihe alter Kampfgenossen, voran die ihm vordem so befreundeten Vollmar und Motteler, bewirkten bei Most eine wesentliche Abschwächung seiner Kampf Stimmung. Er lehnte es ab, zuerst das Wort zu nehmen, und so erhielt ich von meinen Genossen den Auftrag, das Gefecht zu eröffnen, was ich mit einer Ansprache tat, in der ich darlegte, in welchen Punkten Most nach unserer Überzeugung die Aufgaben und Möglichkeiten der Partei in Deutschland falsch hinstelle, und weshalb wir seine Angriffe auf die Partei und seine Gegenagitation als Verbrechen an der Befreiungsbewegung der Arbeiterklasse betrachteten und es für unsere Pflicht hielten, sie auf das schärfste zu bekämpfen.

Dieser zweite Teil meiner Ansprache, der ihr etwas den Charakter einer staatsanwaltlichen Anklagerede gab, brachte Most die Situation, in der er sich befand, erneut zum Bewußtsein. Er nahm nun das Wort zu einer geschickten und rednerisch recht wirklichen Verteidigung seines Vorgehens, wobei er das Schwergewicht auf die Geißelung der rednerischen Entgleisungen einzelner Abgeordneten der Partei legte und deren Zurückdrängung für eine der Hauptaufgaben eines grundsätzlichen Kampfes hinstellte.

Vor einem ununterrichteten Arbeiterpublikum würde er zweifelsohne einen großen Erfolg gehabt haben. Aber die

Züricher Mitgliedschaft war hinlänglich über den wahren Stand der Dinge unterrichtet, um die Schwächen seiner Beweisführung selbst herauszufühlen. Man hörte ihn ruhig an, aber enthielt sich jeden Applauses, was ihn sicher schon erkennen ließ, daß hier seine Mühe von vornherein vergebens war. Und die sich nun entspinnde Diskussion brachte ihm das noch stärker zum Bewußtsein. Nicht, daß er nun heftige persönliche Angriffe zu hören bekam. Im Gegenteil. Vollmar, der nach ihm sprach, hielt ihm zwar vor, daß er ganz einseitig nur begangene Fehler aufzählte und obendrein meist noch übertrieb, dagegen mit keinem Wort davon gesprochen habe, was die Partei trotz des auf ihr lastenden schweren Drucks geleistet habe und noch leiste. Er schloß aber mit einer freundschaftlichen Ermahnung an Most, sich nicht in eine Wutstimmung zu verbeißen und die Hetzereien gegen die Partei fortzusetzen, durch die er sich für diese unmöglich mache.

Damit war die Auseinandersetzung auf einen Ton geleitet, der ihr alle persönliche Schärfe nahm. Most antwortete in gemäßigten Ausdrücken, was die logischen Widersprüche seiner Einwände um so deutlicher hervortreten ließ, und der nächste unserer Redner, Julius Motteler, zog denn auch nur in wenigen Worten das Fazit des sachlichen Streits, um desto eindringlicher Most ins Gemüt zu reden. Er erinnerte ihn an die vielen gemeinsam geführten Kämpfe, rief ihm ins Gedächtnis, wie oft er, Motteler, bei ihm gestanden habe, wenn die Kollegen ihn als überspannt verhöhnten, und endete mit einem ebenso warmherzigen Appell wie der Zuruf Wolframs von Eschenbach an Tannhäuser bei Richard Wagner: „O kehr zurück, du edler Sänger!“

Einige Arbeiter von unserer Seite, die nun herankamen, akzentuierten das noch. Sie hielten Most vor, mit welcher Liebe und Verehrung sie die ganze Zeit über zu ihm emporgeblickt, daß sie zu ihm, dem aus ihrer Klasse Hervorgegangenen, immer besonderes Vertrauen gehabt hatten, und beschworen ihn einer nach dem anderen, die Gehässigkeiten gegen die Partei einzustellen und seine abweichenden Meinungen in kameradschaftlicher Sprache zu vertreten. Eine überaus rührende, zur Versöhnung bereite Stimmung hatte sich der Versammlung bemächtigt. Eine Resolution, die diesem Gefühl Ausdruck gab, forderte zur beiderseitigen Einstellung der Feindseligkeiten auf und wurde, bei Stimmenthaltung von Most und Begleitern, einstimmig angenommen. Most konnte sich ersichtlich dem Eindruck dieser Kundgebung nicht entziehen. Er hatte,

da seine Begleiter offenbar von den Dingen so gut wie nichts verstanden, so ziemlich jedem unserer Redner selbst geantwortet, aber seine Antworten waren zunehmend unsicherer ausgefallen, und als ihm nach Annahme der geschilderten Resolution die Frage vorgelegt wurde, wie er sich zu ihr stelle, erklärte er, im Augenblick sich zu nichts verpflichten zu können, die „Freiheit“ gehöre nicht ihm, sondern seinen in London organisierten Gesinnungsfreunden, mit ihnen müsse er die Sache besprechen, und inzwischen werde er sich überlegen, was er ihnen vorschlagen könne.

Er sprach mit einem etwas bewegten Unterton, so daß die Mehrzahl der Versammlung seine Worte als günstig gemeint auffaßte und mit Beifall aufnahm. Wir aber, die wir wußten, in wie hohem Grade Most Stimmungsmensch war, faßten die Sache weniger optimistisch auf, und der Gang der Dinge gab unserer Skepsis recht.

Zunächst suchte Most Basel auf, und hier hielt die Züricher Stimmung noch vor. Er brachte seine Beschwerden gegen die deutsche Parteileitung in sachlicher Sprache vor, und die Diskussion nahm einen ruhigen Verlauf. In Bern aber fand der „Waffenstillstand“ schon sein Ende. Er fraternisierte mit dem dort lebenden Anarchisten Reinsdorff, der ein fanatischer Gegner der deutschen Sozialdemokratie war, und in Nr. 23 der „Freiheit“ — Mitte Juni 1880 — veröffentlichte Most eine Erklärung, in der er die in Zürich gemachten Zusagen rundweg ableugnete und die sehr sachliche und diskrete Notiz des „Sozialdemokrat“ vom 30. Mai 1880 aus Vollmars Feder als eine „Erdichtung“ hinstellte. In weiteren Artikeln wies er jegliches Einlenken und jedes Abgehen von der bisherigen Bekämpfung der deutschen Partei und ihrer Führer schroff zurück. Die letzteren wurden als abgewirtschaftete Parteigötzen, Geschäftspolitiker anrühigerster Sorte, Schmarotzer, Feiglinge usw. betitelt, und zum Schluß hieß es dann: „Fort mit allen Rücksichten, — uns Einigkeit mit jenen zuzumuten, heißt nur Verrat an der Sache, heißt ein Verbrechen von uns fordern, das wir uns nicht zuschulden kommen lassen wollen. Nichts wird zurückgenommen, keine Änderung tritt ein!“

Dies Versprechen hat der arme Most, solange es ihm möglich war, gehalten. Dem Schimpferguß sind in der „Freiheit“ noch viele gefolgt, und jeder überbot den vorhergehenden an Gehässigkeit. Schließlich konnte Most es sich nicht versagen, Vollmar in der „Freiheit“ als Redakteur des „Sozialdemokrat“ zu denunzieren, obwohl er wußte, daß Vollmar mit Rücksicht auf seine

Mutter seine Militärpension nicht aufs Spiel setzen konnte. Vollmar hatte bei aller Polemik mit ihm, solange es nur irgend ging, die ehemalige Freundschaft nicht vergessen. Es war jedoch mit Most nicht einmal ein rationeller Kampf möglich.

J

20. Am geheimen Kongreß auf Schloß Wyden

In der Zwischenzeit war es Julius Motteler durch die Beihilfe des findungsreichen Josef Belli gelungen, auf schweizerischem Boden ein Gebäude zu mieten, in dem der nicht mehr aufzuschiebende Parteikongreß unauffällig und ungestört tagen konnte, zu dem im „Sozialdemokrat“ seit dem 20. Juni Aufforderungen ergangen waren. Es war dies ein, Schloß Wyden genannter halbverfallener Herrensitz, der nahe dem Dorfe Ossingen im Bezirke Andelfingen im Kanton Zürich gelegen war. Ein sozialistisch gesinnter schweizerischer Gastwirt mit seiner Frau richteten das größte Zimmer des Gebäudes, einst Rittersaal genannt, zum Sitzungssaal des Kongresses her, der Küchenraum wurde in den Stand gesetzt, zur Herstellung genießbarer Kost für die Delegierten zu dienen. Im ziemlich geräumigen Stallgebäude ward reichlich Stroh aufgeschüttet, so daß es für Nachtlager benutzt werden konnte. Die von den Parteimitgliedschaften für den Kongreß gewählten und teils direkt, teils indirekt nach Zürich gemeldeten Delegierten wurden aber nicht nach Ossingen oder gar nach Wyden selbst eingeladen, sondern erhielten nur die Mitteilung, daß sie sich an einem bestimmten Tage, dem 20. August 1880, in einer bestimmten Gastwirtschaft beim Bahnhof Winterthur der Schweizerischen Nordostbahn einzufinden hatten, wo sie das Nähere erfahren würden. Sie stellten sich auch wie angegeben ein und wurden in einem geeigneten Zimmer der Gastwirtschaft von Motteler, Belli und noch einigen zuverlässigen Genossen empfangen, die ihre Mandate prüften und ihnen Delegiertenkarten für die in Schloß Wyden abzuhaltende „Generalversammlung der Kranken- und Sterbekasse der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz“ einhändigten. Unter dieser Firma war das „Schloß“ dem damaligen Besitzer für einige Tage

abgemietet worden, und so blieb der Kongreß der Bevölkerung unauffällig.

Er war so gut besucht, wie man es unter den gegebenen Verhältnissen nur wünschen konnte. Wurde doch damals das Bismarckische Ausnahmegesetz, das die Sozialdemokratie des Vereins- und Versammlungsrechts beraubte, mit größter Rücksichtslosigkeit gehandhabt. Zudem legte der seit Mitte der siebziger Jahre auf Deutschland lastende Geschäftsdruck die wirtschaftliche Bewegung der Arbeiterklasse lahm. Trotzdem war mit Ausnahme des äußersten Nordostens keine nennenswerte Gegend Deutschlands unvertreten. Neben den älteren, angesehenen Führern der Partei, den Bebel, Liebknecht, Auer, Hasenclever, Fritzsche, Frohme, Grillenberger, Tauscher, Gabriel Löwenstein, Max Kayser und Vahlteich, und neben den Delegierten der organisierten deutschen Sozialisten in Belgien, Frankreich und der Schweiz hatten sich über vierzig Delegierte eingestellt, die von größeren Orts- oder Bezirksorganisationen der Partei in Deutschland, zumeist in geheimen Zusammenkünften gewählt waren. Außerdem waren noch die Sozialisten Österreichs und der Schweiz durch je zwei Delegierte vertreten, der eine der ersteren in jugendlicher Frische Karl Kautsky.

Die Stimmung auf dem Kongreß war von Anfang bis zu Ende ausgezeichnet. Wohl brachten verschiedene Delegierte Beschwerden vor, und manche Erklärung und Kundgebung der Parteivertreter im Reichstag wurde als zu mattherzig befunden und abfällig kritisiert. Aber nur drei Delegierte, zwei aus Berlin und einer aus dem Rheinland, nahmen für die von Most und Hasselmann betriebene, sich revolutionär gebärdende Opposition Partei, indes auch sie verwahrten sich sehr dagegen, mit der Sonderorganisation Mosts und dem Verleumdungsfeldzug Hasselmanns gemeinsame Sache zu machen. Daß der Parteigänger der Opposition so wenige waren, wirkte ersichtlich ernüchternd auf sie, auch erwiesen die Akten der Parteileitung unmißverständlich die Unwahrhaftigkeit der von Hasselmann und dessen Leuten gegen sie ausgestreuten Verdächtigungen. Ob es großen Sinn hatte, Most und Hasselmann, nachdem sie sich öffentlich von der Partei losgesagt hatten, noch durch Kongreßbeschuß ausdrücklich von ihr auszustoßen, mochten Leute bestreiten, die dem Kongreß nicht beigewohnt hatten. Wer jedoch, wie der Schreiber dieses, an ihm teilgenommen hatte, konnte sich dem Eindruck nicht verschließen, daß diese Maßnahme für die erdrückende Mehrheit der Delegierten eine seelische Notwendigkeit geworden war. Aus der Mitte der Delegierten war zuerst der Ruf

nach ihr ertönt. Der Auffassung der sozialistischen Arbeiter Deutschlands von der Solidaritätspflicht der Parteigenossen widersprach das Auftreten Mosts und Hasselmanns so schreiend, daß nur die schärfste Maßnahme gegen dieses Verhalten: der Ausschluß durch Kongreßbeschuß ihnen angemessen erschien. Er sollte besagen und wurde auch so motiviert, daß die beiden den Ausschluß auch verdient hätten, wenn sie nicht freiwillig gegangen wären.

So begriffen, ist der Beschluß ein Widerspiel des Geistes, der den Kongreß überhaupt beseelte. Man war nicht über alles und jedes der gleichen Meinung, es wurde sehr lebhaft debattiert, und wiederholt platzten die Geister scharf aufeinander. Aber alle waren doch von dem Gedanken erfüllt: „Wir gehören zusammen und müssen zusammenhalten!“ Man war sich des ernststen Daseinskampfes der Partei in Deutschland durchaus bewußt und dabei in so froher Stimmung, wie seit langem nicht. Die Freude darüber, in so großer Zahl aus allen Gegenden Deutschlands versammelt zu sein, machte sich stets von neuem geltend. Ein frischer Kampfesgeist kam in allen die Politik der Partei betreffenden Beschlüssen zum Ausdruck. Die Genossen in Deutschland wurden aufgefordert, nicht nur bei den, damals noch alle drei Jahre stattfindenden Wahlen zum Reichstag, sondern auch nach Möglichkeit bei den Wahlen zu den Landes- und Gemeindevertretungen, für die zumeist das Wahlrecht beschränkt war, durch Kampf für eigene Kandidaten einzugreifen. Der in Zürich erscheinende „Sozialdemokrat“ wurde, obwohl er in Deutschland sozialistengesetzlich verboten war, als offizielles Organ der Partei anerkannt. Der Kongreß sprach den in Deutschland noch vorwiegend Nihilisten genannten sozialistischen Revolutionären Rußlands einstimmig seine Sympathie zu ihrem Befreiungskampf aus, wenn auch die durch die russischen Zustände bedingte Form dieses Kampfes für die deutschen Verhältnisse nicht geeignet sei. Ein Zusatz, der durch die Mostsche Propaganda für Nachahmung der Kampfweise der Russen — der Attentate — für nötig erachtet wurde. Den deutschen Kampfverhältnissen aber trug der Kongreß dadurch gebührend Rechnung, daß er einstimmig beschloß, aus dem Parteiprogramm das Wort „gesetzlich“ zu streichen, so daß es nun hieß: daß die Partei für ihre Ideen und Forderungen „mit allen Mitteln“ kämpfe. Als die Bismärcker daraus Kapital gegen die Sozialdemokratie zu schlagen suchten, wurde ihnen kühl geantwortet: Da der Partei selbst das elementarste Recht politischer

Betätigung, das Vereins- und Versammlungsrecht, genommen sei, konstatierte der Beschluß einfach den dadurch eingetretenen Tatbestand. Daß man den Wydener Kongreß nicht hatte verhindern können, ja, daß die preußischen Spitzel ihm nicht einmal auf die Spur gekommen waren, hatte jene Herrschaften doch einen Augenblick verduzt gemacht.

Man muß sich in die politischen Zustände des damaligen Deutschland hineinversetzen, um die gehobene Stimmung richtig einschätzen zu können, welche die Kongreßmitglieder in Wyden erfüllte. Die Parteimitglieder, die im Ausland lebten, waren glücklich, wieder mit Genossen Meinungs-austausch pflegen zu können, die unter der deutschen Polizeiherrschaft zu arbeiten hatten, und für die letzteren wiederum war es ein Hochgenuß, in ganz polizeifreier Luft an einem Kongreß teilnehmen zu können. Mit Scherzen setzte man sich über alle durch die besonderen Umstände unvermeidlich gewordenen Unbequemlichkeiten hinweg. So war die große Mehrzahl der Delegierten ermahnt worden, sich mit dem Strohlager zu begnügen und von Anfragen nach Gastzimmern im Dorf Abstand zu nehmen, da starke Umfrage die Neugier der Dorfleute auf die Vorgänge im Schloß lenken würde. Und mit verschwindenden Ausnahmen kam alles, Arbeiter, wie sonst in bürgerlichen Verhältnissen lebende Genossen, dem nach, und wir haben uns alle, glaube ich — ich weiß das ganz bestimmt von mir — un-gemein wohl dabei befunden. Es ging auf dem Stroh sehr heiter zu, zumal wir fast alle noch in einem Alter waren, wo man Unbequemlichkeiten leicht erträgt. Waren doch selbst die ältesten von uns, denen man das Bett gönnte, Wilhelm Liebknecht und Gabriel Löwenstein, nur wenig über 50 Jahre alt.

Ganz besonders machte sich der Humor in Beiträgen zu einer von Georg Vollmar, Max Kegel und noch einigen Delegierten verfaßten satirischen „Kongreßzeitung“ Luft, um deren Illustrationen sich vornehmlich Karl Grillenberger und der zeichnerisch besonders begabte Karl Kautsky verdient machten. Den Stoff zu ihnen lieferten die bilderreichen Schimpfereien, die Johann Most in der „Freiheit“ gegen die bösen Züricher zu schleudern pflegte. Da veranschaulichte ein mächtiges Spinnengewebe, in dessen Mitte Georg Vollmar mit geschwungenem Krückstock saß, den von Most giftig als „Kreuzspinne von Zürich“ betitelten, von Vollmar redigierten „Sozialdemokrat“. Der Schreiber dieses, dessen Bauch sich damals rundete, wurde von Most als „kapuzinerhafter Klopffechter“ bezeichnet. Er wurde als ein demonstrativ die Hände erhebender

feister Kapuziner angebildet, und Kautsky, der sich, wenn es ans Karikieren ging, nie selbst verschonte, veranschaulichte in seiner Person als Lautenspieler Mosts politisches Schimpfwort: „Harmoniedudler.“ Den Text lieferten zum Teil schnell fixierte Redebütten, die den Delegierten in der Hitze des Wortgefechts unterlaufen waren. Eine der schönsten war Mottelers Ausspruch bei seiner Schilderung der in Elberfeld-Barmen durch Hasselmann bewirkten Mißwirtschaft: „Sie hatten 8000 Mark Defizit in barem Gelde.“ Einen anderen sehr anmutigen Schnitzer aus jenen Debatten habe ich in meiner Schrift „Aus den Jahren meines Exils“ erwähnt, nämlich den Ausruf eines jungen württembergischen Arbeiters: „Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen!“ In jener Schrift ist auch ein hübscher Beitrag des so begabten Max Kegel zur „Kongreßzeitung“ zitiert, der erst nach der obigen Schilderung der Situation und Stimmung des Kongresses voll verstanden werden dürfte und daher auch hier einen Platz finden mag:

„Mit allen Mitteln.“

„Es steht ein Schloß im Schweizerland,
da wird an den Staaten gerüttelt,
da wird der Umsturz zu Recht erkannt,
da wird nicht ‚gesetzlich‘ gemittelt.
Der helle Kommunismus blüht,
man ißt und trinkt gemeinsam,
des Nachts das Volk zum Schlafhaus zieht,
um nicht zu ruhen einsam.
Der tolle Hans, der Fehde blies,
hier wird er abgeschlachtet,
und in der Verachtung Burgverlies,
da wird er eingeschachtet.
Die rote Republik, sie wacht
an unsres Schlosses Pforte.
Wer hätt' in London das gedacht
von der — Bedientenhorde!“

In gehobener Stimmung gingen die Delegierten auseinander. Ein Teil von ihnen kam, noch ehe sie ins Reich zurückfuhr, mit uns nach Zürich und ließ sich in der Expedition des „Sozialdemokrat“ von Motteler und Belli mit einer gehörigen Anzahl von Exemplaren der neuesten Nummer des „Staats-Anzeiger“, wie das Blatt bei den Genossen im Reich hieß, ausstaffieren, was von den

beiden so geschickt gemacht wurde, daß es niemand an der Gestalt der Betreffenden auffiel, kein einziger von ihnen an der Grenze angehalten oder gar eingesteckt wurde.

In die bürgerliche Presse wurde zunächst ein mit kleinen romantisch klingenden Übertreibungen über die sozialistische Bewachung des Schlosses geschmückter Bericht lanziert, der nicht wenig Aufsehen machte. Im „Sozialdemokrat“ aber ward den Lesern streng sachgemäße Auskunft über das Zustandekommen des Kongresses, seine Sicherstellung, seine Beratungen und seine Beschlüsse gegeben. Auch ohne Romantik wurde noch genug des Außergewöhnlichen bekannt, um die Genossen im Reich stolz auf die wohlgelungene Tagung zu machen. Die auf Wyden gefaßten Beschlüsse machten bei der überwiegenden Mehrheit der Sozialdemokraten Deutschlands und ebenso bei den auf dem gleichen Boden stehenden Sozialisten anderer Länder den besten Eindruck. Ganz besonders ermutigend wirkte auf uns alle die Tatsache, daß der Kongreß die Einheit der Partei überzeugend dargetan hatte.



21. Verständigung mit Marx und Engels

Bevor August Bebel seine Rückreise nach Deutschland antrat, hatte ich mit ihm eine Unterhaltung über das unbefriedigende Verhältnis zwischen uns in Zürich und den großen Meistern des wissenschaftlichen Sozialismus in London, Karl Marx und Friedrich Engels. Zwar war im Monat Mai 1880 Wilhelm Liebknecht auf Wunsch und Kosten Karl Höchbergs nach London gefahren, um zwischen den Londonern und uns zu vermitteln. Er hatte uns von diesem Besuch einen überaus günstigen Bericht erstattet, so daß eines Tages Georg von Vollmar aus Anlaß einer Polemik mit Anhängern von Johann Most im „Sozialdemokrat“ geschrieben hatte, Marx und Engels hielten die von der Partei in Deutschland beobachtete und vom „Sozialdemokrat“ verteidigte Politik für durchaus berechtigt und würden dem auch im „Sozialdemokrat“ Ausdruck geben. Aber die Londoner hatten Zürich wissen lassen, daß davon keine Rede sein könne. Als ich Bebel das erzählte, lachte

er und meinte, das überrasche ihn nicht, so gehe es oft, wenn Liebknecht bei außerhalb spielenden Konflikten Vermittlungsaktionen übernehme. Er pflege dann an Ort und Stelle mit den Führern jeder der in Streit liegenden Gruppen beim Bier freundschaftliche Unterhaltungen, ermahne sie zur Vernunft, und da die Leute aus Achtung vor ihm sich Mäßigung auferlegten, komme er dann vergnügt mit dem Bewußtsein zurück, daß nun alles dort auf dem besten Wege sei, während gewöhnlich, kaum habe er den Rücken gekehrt, der Krakeel mit verstärkter Erbitterung losgehe. Wahrscheinlich habe er in London den beiden Alten die geistige Verfassung der Partei in Deutschland im rosigen Licht geschildert, während es tatsächlich doch ganz anders stehe. Es sei nötig, ihnen darüber klaren Wein einzuschenken. Wenn er, Bebel, die Zeit dazu finde, werde er vor Ende des Jahres hinüberfahren und ihnen die Augen öffnen. Als ich den Wunsch äußerte, mit von der Partie zu sein, um dazu beitragen zu können, das Bild richtigzustellen, das die Londoner sich von uns Zürichern machten, erklärte er das für durchaus wünschenswert. Er sprach noch mit Höchberg und Vollmar über den Plan, und Anfang Dezember des gleichen Jahres hat er die Reise nach London wirklich gemacht, und Höchberg bewilligte mir das Geld, ihn zu begleiten.

In meiner Schrift „Aus den Jahren meines Exils“ habe ich einen Teil des Kapitels „In London“ der Fahrt und dem Ergebnis unserer Unterhaltung mit Marx und Engels gewidmet. Nur soviel sei wiederholt, daß der Zweck unserer Reise, eine Verständigung mit den beiden Altmeistern der theoretischen Begründung des Sozialismus, vollständig erreicht wurde. Es bedurfte dazu nicht einmal einer besonderen theoretischen Auseinandersetzung. Bebel wie ich waren durch Engels' Streitschrift gegen Dühring durchaus von der Überlegenheit der Marx-Engelsschen Theorie über alle sonstigen Begründungen des Sozialismus überzeugt worden, so daß unsere, die sozialistische Bewegung betreffenden Unterhaltungen mit den beiden Alten sich fast ausschließlich um Fragen der praktischen Agitation und Politik der Partei drehten. Hier aber war es Bebel ein leichtes, Marx und Engels nachzuweisen, daß einzelne einflußreiche Führer der Partei in Deutschland dem Spießbürgertum erheblich weitergehende Zugeständnisse machten, als wir Züricher Sünder. Und ich kann, was ich in meiner Schrift „Aus den Jahren meines Exils“ geschrieben habe, nur wiederholen, daß Bebel, „der damals in der vollen Blüte seiner geistigen Kraft stand, die beiden Alten durch seinen Freimut und die erschöpfende

Aufklärung entzückte, die er ihnen über die Zustände in Deutschland und die innere Lage der Partei gab“.

Es kann dahingestellt bleiben, ob er dabei jedes einzelne im richtigen Licht sah. So schilderte er Deutschlands wirtschaftliche Verhältnisse jedenfalls pessimistischer, als die spätere Erfahrung es gerechtfertigt hat. Er stützte sich bei dieser Darstellung auf die Klagen, welche Geschäftsleute, mit denen er auf den Reisen für seine Firma zu verhandeln hatte, über die geringe Aussicht auf Besserung der Marktlage vorzutragen pflegten. Und da er sich diese Klagen als unbewußte Bestätigungen der von Marx im „Kapital“ entwickelten Prognose der kapitalistischen Wirtschaft auslegte, hatte er aus ihnen auf einen baldigen Zusammenbruch dieser Wirtschaft und entsprechend ermutigende Aussichten der sozialistischen Bewegung geschlossen. So tönte aus seinen Reden bei durchaus nüchterner Einschätzung der unmittelbaren Möglichkeiten der Partei ein überaus gewinnender Optimismus über ihre Zukunft heraus. Als wir uns von ihnen verabschiedeten, gaben Marx und Engels ihm untrügliche Beweise von Hochachtung und Liebe. Und mir zeigten sie durch ihr Verhalten, daß sie in mir, anstatt eines anmaßenden Salonsozialisten, als der ich ihnen von Personen geschildert worden war, die ungenannt bleiben mögen, einen der praktischen Agitation für die Sozialdemokratie hingegebenen Kämpfer erkannt hatten, dem nichts ferner lag, als Selbstbewußtsein in literarischen Dingen. Marx gab mir, da ich über Paris zurückzufahren hatte, eine Empfehlung mit an seinen dort lebenden Freund, den sehr gebildeten spanischen Sozialisten José Meza, den ich dann selbstverständlich auch aufgesucht habe und von ihm einen sehr guten Eindruck empfing. Paul Lafargue, den geistig bedeutendsten Führer des Sozialismus in Frankreich, hatte ich schon in London bei Marx kennengelernt, als Bebel und ich eines Tages Tischgäste der Familie Marx waren, bei welcher Gelegenheit wir, außer der schon sehr leidenden Frau Marx, auch die beiden ältesten Töchter des Hauses, Jenny Longuet und Laura Lafargue, kennenlernten, während wir mit der jüngsten und lebhaftesten Tochter Eleanor schon bei Engels Bekanntschaft gemacht hatten.

Natürlich bin ich in London auch mit den dort niedergelassenen Berliner Ausgewiesenen zusammengekommen, von denen der Tischler Robert Lemke, der in Berlin die dortige Mitgliedschaft des Verbandes der Holzarbeiter geleitet hatte, mir ein sehr lieber Freund geworden war. Auf ihren Wunsch übernahm ich es, vor Antritt

meiner Rückreise noch in der nicht zu Most übergelaufenen zweiten Sektion des Londoner Kommunistischen Arbeiterbildungsvereins einen Vortrag über die Lage und politische Haltung der Sozialdemokratie in Deutschland zu halten, ein Versprechen, dessen Einlösung mir aus besonderen Gründen nicht ganz leicht geworden ist.

An einem der Tage war nämlich Paul Singer auf einer Geschäftsreise nach London gekommen, hatte bei Marx vorgesprochen und, als er Bebel und mich dort gesehen, uns allesamt, Marx, Engels, Bebel, Karl Hirsch und mich, zu einem solennen Mittagessen in das nahe beim Piccadilly Circus gelegene Criterion-Restaurant eingeladen. Wir waren dort eine gute Weile beisammen und dann gemeinsam in das viel von Ausländern besuchte Café Royal gegangen, wo ich neben Karl Marx zu sitzen kam und bald mit ihm in eine mich sehr fesselnde politische Unterhaltung geriet. Nun war aber die Stunde, zu der ich meinen Vortrag halten sollte, herangerückt. Man wird es mir nachfühlen, daß es mir nicht leicht fiel, von Marx fortzugehen, und einer der Teilnehmer machte es mir dadurch noch schwerer, daß er mir laut zuredete, doch ruhig zu bleiben, in solchem Klub komme es nicht viel darauf an, ob ein angekündigter Vortrag stattfindet oder nicht. Ich war aber so sehr daran gewöhnt, Versammlungen als etwas zu betrachten, was man unter keinen Umständen im Stich lassen dürfe, daß ich mich durch ihn nicht vom Pfad der Parteitugend abbringen ließ, bat daher Marx und die anderen um Entschuldigung und stürmte in den Klub. Dort hatte ich die Genugtuung, einen vollbesetzten Saal anzutreffen, so daß die Versammlung sich wenigstens unter dem Gesichtspunkt der Agitation für die Partei gelohnt hat.

Nachträglich habe ich erfahren, daß Marx, weit entfernt, mir das Davonlaufen übelzunehmen, sich sehr anerkennend darüber ausgesprochen hat, und als ich am Tage der Abreise mit Bebel im Kupee allein saß, nahm dieser eine unpolitisch gemeinte Bemerkung von mir zum Anlaß, mir seine Genugtuung über mein Auftreten in London auszusprechen und mir die Brüderschaft anzutragen, worauf ich natürlich mit Freuden einging. Die Rückfahrt über den Kanal überstanden wir beide ohne nennenswerte Beschwerden und trennten uns in Calais, von wo er über Brüssel nach Deutschland, und ich zunächst nach Paris fuhr, um nach einem zweitägigen Aufenthalt daselbst, der Begrüßung lieber Gesinnungsgenossen und dem Besuch des Louvre und noch einiger Museen, die Weiterfahrt nach Zürich anzutreten.

22. Redakteur des „Sozialdemokrat“

Ja einer Zusammenkunft mit den Freunden Vollmar, Moteler, Höchberg, Kautsky und Schramm erstattete ich diesen zunächst Bericht über unsere günstige Aufnahme bei Marx und Engels und über die gute Wirkung, die Bebels sachliche Schilderung der tatsächlichen Verfassung der Partei in Deutschland auf die Beurteilung unseres Züricher Vorgehens seitens beider Altmeister gemacht hatte. Mein Bericht wurde erfreut aufgenommen, nur bei Vollmar fiel mir auf, daß er sich merkwürdig kühl verhielt. Kurze Zeit darauf teilte er uns in einer neuen Zusammenkunft mit, er müsse bis auf weiteres Zürich verlassen. Most habe ihn in der „Freiheit“ als Redakteur des „Sozialdemokrat“ denunziert, was seine Militärpension bedrohte, er könne diese aber nicht entbehren. Er wolle daher auf einige Zeit in Paris Wohnung nehmen. Ich erklärte mich bereit, ihn, da ihm an einer baldigen Übersiedlung nach Paris gelegen war, zeitweilig am „Sozialdemokrat“ zu vertreten, was er erfreut annahm. Daß er, wie aus einem Briefe August Bebels an Friedrich Engels vom 4. Dezember 1880 hervorgeht, schon Wochen vorher der Parteileitung in Leipzig seine Stelle aufgekündigt hatte, war uns damals unbekannt geblieben. Ich nehme auch an, daß es ihm mit jener Aufkündigung nicht sonderlich ernst gewesen war und er sich ohne großes Drängen zum Bleiben verstanden hätte. Aber er war aus irgendwelchem Anlaß mit Wilhelm Liebknecht in Gegensatz geraten, das Drängen blieb aus, und so hatte er den denunziatorischen Angriff Johann Mosts benutzt, uns seinen Fortgang von Zürich als Folge dieser Denunziation erklärlich zu machen. Daß aber Bebel, wie er weiterhin schreibt, schon in jenen Tagen mich als etwaigen Nachfolger Vollmars ins Auge gefaßt und um dieser Möglichkeit willen mich eingeladen habe, ihn nach London zu begleiten, ist meines Erachtens ein ihm unterlaufener Gedächtnisfehler. Weder habe ich eine solche Einladung von ihm erhalten, noch hat er in der ganzen Zeit unseres Zusammenseins auch nur mit einer Silbe von jener Möglichkeit zu mir gesprochen, während zum mindesten auf

unserer Fahrt von London, wo er mit mir Brüderschaft geschlossen hat und sich mit mir auf das intimste über Angelegenheiten der Partei unterhielt, doch dazu aller Anlaß gewesen wäre. Zudem hatte ich mich bis dahin nie als Zeitungsredakteur erprobt, was doch für die Frage, ob ich Vollmar dauernd ersetzen könne, sehr in Betracht kam. Aber Bebel sind bei der Ausarbeitung des dritten Bandes seiner Erinnerungen wiederholt Irrtümer dieser Art unterlaufen. Bei einem meiner letzten Besuche bei ihm klagte er mir, er müsse sich bei seiner Arbeit „höllisch“ in acht nehmen, daß ihm sein Gedächtnis keinen Streich spiele, und erzählte mir als Beispiel, er habe gerade einen Brief Liebknechts gefunden, aus dem hervorgehe, daß dieser an einer Besprechung wegen Gefängnishaft nicht habe teilnehmen können, und doch hätte er geschworen, daß Liebknecht einer der Teilnehmer war. Bei einem so vielseitig tätigen Mann wie Bebel können Irrtümer dieser Art nicht wundernehmen, und die Feststellung von solchen schließt durchaus keinen Vorwurf gegen ihn ein. Man wird mir daher die Berichtigung seines Irrtums verzeihen. So unbedeutend diese Frage erscheint, so ist sie doch für die Kennzeichnung meines Entwicklungsganges nicht gleichgültig.

Vollmar reiste mit Jahresende 1880 nach Paris, nachdem er vorher noch die erste Nummer des neuen Jahrgangs des „Sozialdemokrat“ — 1881 — redigiert hatte. Mit der Nummer 2 dieses Jahrgangs setzte meine Redaktionstätigkeit ein. Ich eröffnete sie mit dem Leitartikel „Staatshilfe“, der darlegte, daß die damals noch viel geübte Gleichsetzung von Staatshilfe mit Sozialismus, die besonders der französische Freihandelsökonom Frédéric Bastiat propagiert hatte, ein verhängnisvoller Irrtum sei und von der Sozialdemokratie im Interesse der Klarheit des politischen Denkens auf das entschiedenste bekämpft werden müsse. Der Artikel, wie der übrige Inhalt der Nummer, der nicht lediglich mich zum Verfasser hatte, sondern auch Beiträge von Wilhelm Liebknecht und anderen enthielt, fand in der Partei viel Anklang, ebenso die nächstfolgenden Nummern, und so erklärt es sich, daß man sich in der Parteileitung in Leipzig mit der interimistischen Übernahme der Redaktion durch mich einverstanden erklärte.

Vielfach gelobt wurde, daß der „Sozialdemokrat“ weniger breit gehalten war als unter Vollmars Leitung. Dieser hatte zwar einen sehr guten klaren Stil, aber er holte meist zu weit aus, so daß man, wie Ignaz Auer es ausdrückte, bei ihm stets an den Kürassier erinnert wurde, der mit seinem mächtigen Schleppsäbel um sich

schlägt. Dies suchte ich zu vermeiden, wobei mir eine Anzahl tüchtiger Genossen als Mitarbeiter helfend zur Seite gingen. Vor allem natürlich Liebknecht. Daß er als der leitende Redakteur gedacht war, war mir nicht gesagt worden, ich habe ihn daher stets lediglich als gleichberechtigten Mitredakteur betrachtet, was ihm kaum jemals unangenehm aufgefallen ist, da ich in ihm aus eigenem Antrieb den verdienten Vorkämpfer und bejahrten, auf verschiedenen Gebieten kenntnisreicheren, über einen flotten, überaus belebten Stil verfügenden Genossen respektierte. Einen eigentlichen Redaktionsstreit hat es denn auch nie zwischen uns gegeben. Das einzige, was ich mir ihm gegenüber herausnahm, war, daß ich Notizen, in denen er nach meiner Ansicht kühner als gut mit den Tatsachen umsprang, still unter den Tisch verschwinden ließ. Er, der über eine fabelhaft leichte Feder verfügte, hat es nur selten gemerkt, geschah es aber doch und reklamierte er, so bin ich seinen Wünschen, so gut es ging, nachgekommen. Leitartikel von ihm habe ich, um mich nicht mit seinen Federn zu schmücken oder auch, wenn ich nicht mit ihm übereinstimmte, und andererseits deutschen Staatsanwälten keine Handhabe zu Anklagen gegen ihn liefern mochte, gewöhnlich Selim unterzeichnet, die umgekehrte Buchstabenfolge von miles = der Soldat, was sein Spitzname in unseren Kreisen war. Ein sehr wertvoller Mitarbeiter des „Sozialdemokrat“ war ferner Karl Kautsky, der in der ersten Zeit seine Beiträge meist Symmachos unterzeichnete, das griechische Wort für Kampfgenosse. Gelegentlich versah ich sie auch mit dem Zeichen J—r, Abkürzung für den Spitznamen Juchzer, den ihm Julius Motteler als Anerkennung für seine Verdienste um den heiteren Verlauf der Abende des Züricher Mohrenklubs beigelegt hatte. Gern gelesene Beiträge lieferte eine Zeitlang der von Berlin ausgewiesene C. A. Schramm, der aber um die Mitte der achtziger Jahre des Jahrhunderts in einen Konflikt mit Karl Kautsky und mir geriet und von da ab nicht nur uns, sondern auch dem „Sozialdemokrat“ seine Freundschaft entzog und zugleich seine Tätigkeit für die Partei einstellte.

Andere ständige Mitarbeiter hat der „Sozialdemokrat“ nicht gehabt. Beiträge gelegentlicher Mitarbeiter habe ich zuweilen mit Pseudonymen versehen, kann aber leider eine große Zahl dieser Pseudonyme nicht mehr zurückkonstruieren. Artikel oder Notizen von mir, denen ich eine politische Bedeutung beilegen zu dürfen glaubte, habe ich in der Regel Leo, die Umkehrung des Kneipnamens Oel, der mir einst in der Utopia verliehen worden war,

in einzelnen Fällen auch Vitellius gezeichnet, Umschreibung des Spitznamens einer Straße, in der ich eine Zeitlang wohnte.

Nicht unerwähnt sei an dieser Stelle ein Artikel Georg Vollmars aus dem Sommer 1882, der im „Sozialdemokrat“ vom 17. und 24. August jenes Jahres mit dem Zeichen einer Waage veröffentlicht war und ziemliches Aufsehen erregte. Er behandelte die Frage der Beseitigung des Sozialistengesetzes und erklärte es für aussichtslos, dieses Ausnahmegesetz jemals auf parlamentarischem Wege loswerden zu können. Es könne nur durch eine revolutionäre Aktion der Sozialdemokratie zum Verschwinden gebracht werden, und dieser Erkenntnis müsse die Sprache und Aktion der Partei unmißverständlich Ausdruck geben. Vollmar, der bei der Reichstagswahl vom 27. Oktober 1881 in seiner Abwesenheit für den damals fünfzehnten sächsischen Reichstagswahlkreis (Mittweida—Frankenberg) in den Reichstag gewählt worden war, war zu jener Zeit noch nicht wieder in Deutschland gewesen, hatte daher auch noch kein genaues Bild von den Zuständen in Deutschland und fand zu seinem Erstaunen in Bebel einen Kritiker, der seinen sich auf die Taktik der Partei beziehenden Schlußfolgerungen im „Sozialdemokrat“ (Nummer vom 12. Oktober 1882) mit großer Entschiedenheit entgegentrat.

Auf wen aber der Artikel einen guten Eindruck gemacht hatte, war Friedrich Engels. Er schrieb mir am 13. September 1882, er vermute, Bebel sei der Verfasser. „Wenn aber nicht, so kann die Partei sich gratulieren, einen zweiten Mann zu besitzen, der so famos auf den Kern der Sache einzudringen und alle Nebenrücksichten beiseite zu schieben versteht, und dabei so einfach und klar schreibt.“ Nach dem Erscheinen von Bebels Gegenartikel schränkte er in einem späteren Brief an mich das Lob dahin ein, es gelte ohne Vorbehalt nur für den ersten Teil des Artikels, den zweiten habe er, „vor einer Reise und von drei bis vier schwatzenden Menschen umgeben, ziemlich oberflächlich“ gelesen, sonst hätte er die übertrieben gewalttätige Sprache, die er (der Artikel) am Schluß von der Partei geführt wissen wolle, nicht so leicht genommen.“ In diesem Punkt habe Bebel recht. Aber, „ich glaube,“ heißt es weiter, „er nimmt ihn etwas zu ernst.“ Und weiterhin schreibt Engels am 2. November 1882: „Hauptsache war der Nachweis, daß, wenn es nach den Herren vom rechten Flügel ginge, wir allerdings das Sozialistengesetz loswerden könnten auf Bedingungen, die für die Partei schlimmer sind als Sozialistengesetz... Darin stimme ich Vollmar ganz bei und habe es auch

Bebel geschrieben.“ Vollmar ließ übrigens jenen Artikel unter dem Pseudonym „Surtur“ als Flugschrift im Kommissionsverlag der Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich unter dem Titel: „Aufhebung des Sozialistengesetzes? Ein Wort zur Taktik der Deutschen Sozialdemokratie“ erscheinen.

Engels unterhielt zu jener Zeit einen lebhaften Briefwechsel mit mir. Er hatte mir in einem Brief vom 2. Februar 1881 seine Befriedigung über den von mir angeschlagenen Ton dahin ausgedrückt: „Der Ton ist flott und zielbewußt geworden, das Blatt wird nicht mehr abwiegeln, wenn es so bleibt, sondern den Leuten in Deutschland zur Ermutigung dienen.“ Von da ab hatte sich der Briefwechsel zwischen uns trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten immer freundlicher gestaltet. Als ich Anfang April 1881 nach drei Monaten Redaktionstätigkeit an Bebel nach Leipzig geschrieben hatte, ich fühle, daß mir zum Posten des Redakteurs des Parteiorgans doch noch mancherlei fehle, bat ich die Parteileitung, falls Vollmar nicht nach Zürich zurückkomme, für anderweitige endgültige Besetzung der Stelle Sorge zu tragen. Dies teilte ich auch Engels mit, und er schrieb mir unterm 14. April 1881, die Ankündigung meines Rücktritts habe Marx und ihn sehr unangenehm überrascht. Und weiter: „Wir können absolut keinen Grund dafür sehen, und es wäre uns sehr angenehm (von ihm unterstrichen. Ed. B.), wenn Sie diesen Entschluß zurücknehmen. Sie haben das Blatt von Anfang an mit Geschick redigiert, ihm den richtigen Ton gegeben, dabei den nötigen Witz entwickelt.“ Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Erklärung der großen Meister der sozialistischen Bewegung einen tiefen Eindruck auf mich machte. Und als dann Bebel im Auftrage der Leipziger an mich schrieb, sie könnten kein Bedürfnis nach einer Personenveränderung anerkennen, und bäten mich zu bleiben, glaubte ich den Anrufen von so befugter Seite nachkommen zu müssen und zog mein Gesuch zurück. Etwas später, im Sommer 1881, kam Wilhelm Liebknecht, der zu jener Zeit eine mehrmonatige Gefängnisstrafe hatte absitzen müssen, auf einige Wochen zur Erholung nach Zürich und ließ sich hier sämtliche von mir redigierte Nummern des „Sozialdemokrat“ zum Nachlesen vorlegen, worauf er mir gleichfalls seine Zustimmung zu der von mir im Blatt beobachteten Haltung ausdrückte. Wie Bebel schloß auch er — ich weiß nicht mehr genau, ob schon damals oder bei einem etwas späteren Besuch — mit mir Brüderschaft.

Den besten Willen, mir die Redaktion zu erleichtern, entwickelte Julius Motteler, der die geschäftliche Verwaltung und den Versand des „Sozialdemokrat“ mit viel Umsicht und Geschick leitete. Aber mit diesem besten Willen hat er mir die Arbeit eher noch erschwert. Von der Zeit her, wo Vollmar noch das Blatt redigierte, wurde nämlich neben anderen Zeitungen auch die zu den inhaltreichsten und bestredigierten Zeitungen Deutschlands gehörende „Frankfurter Zeitung“ in den Räumen am Wolfbach abgegeben, wo nun Motteler leitender Geist war, und sie kam, da er sie zunächst selbst durchlas, immer erst mehrere Tage nach der Ausgabe in Zürich in meine Hand. Er glaubte das dadurch gutzumachen, daß er alle ihm bemerkenswert erschienenen Stellen mit Buntstift anzeichnete. Da er jedoch nicht nur physisch, sondern auch geistig andere Augen hatte als ich, und der von ihm angemerkt Stellen meist entsetzlich viele waren, konnte ich mich nur um so mühsamer durch diese große Zeitung hindurchlesen. Indes mochte ich den um die Partei so verdienten, an Lebensjahren wie an Parteijahren wesentlich älteren, ebenso empfindlichen wie feinfühligen Genossen nicht verletzen und ließ daher die Sache auf sich beruhen. Eine wirkliche Bereicherung des Blattes war der von ihm redigierte „Briefkasten der Expedition“. in dem er gern seinem Hang zu Sarkasmen Luft machte. Ganz besonders oft bekam es dort Johann Most von ihm zu hören, der wegen seiner immer wilderen Angriffe auf die Partei „General Bumbum“ getauft wurde. Und wie tief Most in der Bekämpfung der Partei gesunken war, in der er seine sozialistische Ausbildung genossen hatte, mag die Tatsache beleuchten, daß er am Vorabend der Reichstagswahl des Jahres 1881 seine Anhänger in Deutschland aufforderte, mit allen Kräften dafür zu wirken, daß Bebel und Liebknecht nicht in den Reichstag gewählt würden.

Ich selbst ging von der Ansicht aus, daß jede Polemik mit Most im redaktionellen Teil des „Sozialdemokrat“ nur Raumverschwendung sei, und um mich dieser nicht schuldig zu machen, wendete ich gegen mich selbst den Kniff an, jede Nummer der „Freiheit“ immer erst drei bis vier Wochen nach Erscheinen zu lesen, wo die Verführung, die in ihr ausgespritzten Angriffe auf uns zu beantworten, schon auf den Nullpunkt gesunken war. An den Doktrinen Mosts in der „Freiheit“ suchte ich nach seiner Abschwenkung ins anarchistische Lager von Zeit zu Zeit meine kritische Ader in unpersönlich gehaltenen Artikeln sachlich zu betätigen.

Angriffe von eigenen Parteigenossen zog ich mir zuerst zu, als das geglückte Dynamitattentat revolutionärer Sozialisten Rußlands auf den Zaren Alexander II. in mir einen übertriebenen Glauben an die Leistungsfähigkeit des Dynamits als politisches Kampfmittel hervorgerufen hatte. Über den furchtbaren Tod des Zaren hatte ich mich verhältnismäßig objektiv verhalten. Dem Artikel hatte ich die Verse aus Freiligraths Gedicht „Der Eispalast“ vorausgeschickt:

„Also bis in den März hinein war seine Herrlichkeit zu schauen.
Doch — auch in Rußland kommt der Lenz, und auch der Newa Blöcke tauen!
Ihr aber wollt verschlungen sein!“ — —

Die Ermordung stellte ich als naturgemäße Folge der brutalen Unterdrückung der sozialistischen Bewegung in Rußland hin. Aber in folgenden Nummern des „Sozialdemokrat“ ließ ich dem Artikel Drohnotizen folgen, daß die Verfolger des Sozialismus auch in Deutschland nicht gegen eine Antwort durch das Dynamit gefeit seien, und sie trugen mir eines Tages eine Zuschrift von Wilhelm Hasenclever ein, worin dieser mir im Auftrage der Gruppe der sozialdemokratischen Reichstagsmitglieder deren Mißbilligung jener Notizen kundgab, da sie so lauteten, als ob die Sozialdemokraten in Deutschland „mit Paketen Dynamit herumliefen“. Zwar lag dieser Kundgebung nur ein Mehrheitsbeschluß der erst zwölf Mitglieder zählenden Gruppe zugrunde, doch trug ich ihr Rechnung, da unter dem Ausnahmegesetz die Reichstagsvertretung der Partei notwendigerweise zugleich die Leitung der Partei war. Ich habe jedoch den Ton des „Sozialdemokrat“ im allgemeinen wenig geändert, um den Empfindungen der durch das Sozialistengesetz drangsalierten Genossen in Deutschland entsprechend Ausdruck zu geben. Von da ab bin ich noch mehrmals mit der Mehrheit der Reichstagsabgeordneten in Konflikt geraten.

Als im Dezember 1881 die Berichte über die Handhabung des Kleinen Belagerungszustandes im Reichstag zur Debatte standen, lehnten zwei sozialdemokratische Abgeordnete, Wilhelm Blos und Wilhelm Hasenclever, die der Partei vom Minister Robert von Puttkamer zugemutete Verantwortung für die im „Sozialdemokrat“ erschienenen Artikel in Wendungen ab, die als Bestreitung jedes politischen Zusammenhangs mit dem vom Wydener Kongreß zum Zentralorgan ernannten Blatt verstanden werden konnten. So glaubte ich denn gegen solche Ablehnung Verwahrung einlegen zu müssen. Dies geschah in der Nummer des „Sozialdemokrat“ vom 15. Dezember 1881. In einem „Entweder — Oder“ überschriebenen und

mit meinem Kriegsnamen „Leo“ unterzeichneten Artikel erklärte ich, daß, wenn berufene Vertreter der Partei deren Verantwortung für die ganze Haltung des „Sozialdemokrat“ ablehnen dürfen, dessen Titel Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratie nur noch „eine leere Phrase“ sei, und ich fügte hinzu:

„Wir sind nicht so charakterlos, ein solches Mißverhältnis aufrecht erhalten zu wollen. Wenn die Partei mit der Redaktion des ‚Sozialdemokrat‘ nicht einverstanden ist, so mag sie den Redakteur absetzen. Aber das Organ, das sie sich selbst geschaffen, so kurzweg verleugnen zu lassen, widerspricht den einfachsten Begriffen von politischer Ehre.“

Die Redaktion des ‚Sozialdemokrat‘ wird sich nicht einbilden, von dem Augenblick an, da sie an ihren Posten gestellt wurde, plötzlich die Summe aller politischen Einsicht der Partei zu präsentieren . . . Weit entfernt, für jede Zeile oder jeden Artikel die Autorität der Partei zu beanspruchen, darf sie aber und muß sie auch die politische Verantwortung der Partei für ihre allgemeine, prinzipielle Haltung verlangen, nicht mehr, aber auch nicht weniger.“

Diesen korrekten Standpunkt habe in der Reichstagsitzung vom 31. März jenes Jahres Genosse Bebel in „klarster und rückhaltlosester Weise“ vertreten . . . Die Erklärung, „wir sind nicht verantwortlich für die Schreibweise des ‚Sozialdemokrat‘“, sofern sie nicht „ein Fußtritt“ für dessen Redaktion sein sollte, müsse dagegen „als ein höchst verwerflicher Opportunismus“ angesehen werden. In jedem Fall setze er die Partei „dem berechtigten Spott“ der Gegner aus.

Man kann sich denken, daß diese Ausführungen nicht unbeantwortet blieben. Die so bitter angegriffenen Abgeordneten veröffentlichten im „Sozialdemokrat“ Erklärungen, daß es ihnen ferngelegen habe, den Charakter des „Sozialdemokrat“ als Organ der Sozialdemokratie in Abrede zu stellen. Von den Mitgliedschaften der Partei gingen der Redaktion aus den verschiedensten Orten Deutschlands Erklärungen zu, die sich ohne Ausnahme für sie aussprachen, und die Reichstagsfraktion der Partei vereinbarte eine Erklärung, die in allen wesentlichen Punkten das erfüllte, was ich in dem oben zitierten Artikel für unbedingt erforderlich hingestellt hatte. Sie ist im „Sozialdemokrat“ vom 16. Februar 1882 obenabgedruckt und schließt mit folgenden Sätzen:

„Indem wir als den ‚Sozialdemokrat‘, der seit seinem Bestehen dieser seiner Aufgabe nach Möglichkeit gerecht geworden ist, rückhaltlos als das offizielle Parteiorgan anerkennen, übernehmen wir aber nicht die Verantwortung für jeden einzelnen Artikel oder jeden einzelnen Ausdruck. Eine solche Verantwortlichkeit hat auch den früheren Parteiorganen gegenüber nicht bestanden und kann jetzt um so weniger bestehen, als schon der Erscheinungsort des Blattes den Parteigenossen in Deutschland eine unmittelbare Einwirkung im einzelnen zur Unmöglichkeit macht.“

Das war alles, was ich verlangt hatte und vernünftigerweise verlangen konnte, ja auch nur verlangen wollte. Denn jede weitergehende Verantwortung der Parteileitung hätte praktisch eine Einschränkung der geistigen Freiheit zur Folge gehabt, die mir für den Redakteur des Parteiorgans unentbehrliche Vorbedingung eines ersprießlichen Wirkens zu sein schien.

Unterschrieben war die Erklärung von den Genossen: I. Auer, A. Bebel, W. Blos, J. H. W. Dietz, C. Frohme, Bruno Geiser, C. Grillenberger, Wilhelm Hasenclever, M. Kayser, Jul. Kräcker, W. Liebknecht, W. Stolle, G. Vollmar.

Das waren dreizehn Personen, während die Reichstagsgruppe nur zwölf Mitglieder zählte. Sie zog jedoch in richtiger Berücksichtigung der parteipolitischen Notwendigkeit zu jeder ihrer Sitzungen von Bedeutung August Bebel hinzu, der 1878, wo er in zwei sächsischen Wahlkreisen gewählt worden war, auf das Mandat für den ihm unbedingt sicheren Wahlkreis Glauchau—Meerane verzichtet und das Mandat des nur erst in der Stichwahl eroberten Wahlkreises Dresden—Altstadt angenommen hatte, dort aber bei der Wahl von 1881 der Koalition der bürgerlichen Parteien unterlegen war. Zwischen Bebel, Liebknecht, Vollmar und zwei oder drei weniger bekannten Reichstagsabgeordneten der Partei und mir herrschte zu jener Zeit bei Streitfragen der Parteitaktik regelmäßige Übereinstimmung, während zwischen Ignaz Auer und mir nun oft starke Meinungsverschiedenheiten über diese sich einstellten.

Die Verständigung über die Anerkennung des „Sozialdemokrat“ als Parteiorgan hatte im Grunde ja nur erst eine Formsache erledigt, über die Frage der Politik und Taktik der Partei aber blieben die Meinungsverschiedenheiten bestehen und verschärften sich eher noch. Die ganz besonders Bebel beherrschende Ansicht, daß der schlechte Gang der Geschäfte in Deutschland mit Notwendigkeit einem in absehbarer Zeit zu gewärtigenden großen wirtschaftlichen Zusammenbruch zutriebe, dessen politische Rückwirkung voraussichtlich eine revolutionäre Erhebung der Massen sein werde, ward damals von mir geteilt und veranlaßte mich zu einer Sprache und Befürwortung einer Politik, die der Spekulation auf einen solchen Zusammenbruch entsprachen. Die Mehrheit der Reichstagsabgeordneten der Partei aber dachte über unsere nahen Zukunftsaussichten weniger optimistisch und hielt daher die Sprache Bebels und des „Sozialdemokrat“ für eher schädlich. Im Verein mit anderen Streitfragen ließ dies einen eingehenden Meinungsaustausch für wünschenswert erscheinen, und so ward von

der Parteileitung auf Mitte August 1882 eine Konferenz von Vertretern und besonderen Vertrauensleuten der Partei nach Zürich einberufen, um nach Möglichkeit eine Verständigung über sie zu erzielen. Diese Konferenz hat denn auch, wie geplant, stattgefunden und zu Auseinandersetzungen geführt, bei denen die Geister ab und zu nicht wenig heftig aufeinanderplatzten. Indes wurde über die Behandlung der wichtigsten unmittelbar vorliegenden Fragen der Taktik der Partei eine Verständigung erzielt, so daß der „Sozialdemokrat“ in seiner Nummer vom 24. August 1882 folgende Mitteilung veröffentlichen konnte, die er in starkem Druck an die Spitze des Blattes stellte:

An die Parteigenossen!

Eine Reihe von Fragen, welche seit dem Wydener Kongreß innerhalb der deutschen Sozialdemokratie auftauchten und seitens der Genossen eine teilweise sehr abweichende Beurteilung fanden, sowie besonders die in letzter Zeit im „Sozialdemokrat“ mehrfach angeregte Berufung eines Kongresses noch im Laufe dieses Jahres, ließen es für notwendig erscheinen, die parlamentarischen Vertreter der Partei, sowie eine Anzahl Vertrauensmänner zu einer Besprechung dieser Angelegenheit zu berufen. Dieselben haben sich in den Tagen vom 17. bis 20. August in Zürich zusammengefunden, und geben wir im nachstehenden kurz dasjenige, was aus den stattgehabten Verhandlungen unter den bestehenden Verhältnissen in die Öffentlichkeit gebracht werden kann.

Als Gegenstände, welche während der dreitägigen Beratung ihre Erledigung gefunden haben, seien angeführt:

Die Frage der Taktik, Organisationsangelegenheiten, bessere Regelung der Flugblätterverteilung, Stand und Haltung des Parteiorgans, Verhalten der deutschen Presse, Errichtung eines Parteiarchivs, Kassenangelegenheiten, Entscheidung über den Zeitpunkt der Berufung eines Kongresses, sowie eine Reihe verschiedener Angelegenheiten, Anträge, Beschwerden und so fort.

Zunächst können wir die erfreuliche Tatsache konstatieren, daß, obwohl auch während der Besprechungen über die Frage bezüglich der Taktik und der Haltung des Parteiorgans verschiedene Ansichten zutage traten, diese doch nur vom Standpunkt der Nützlichkeitsfrage sich geltend machten, eine eigentliche Meinungsverschiedenheit aber keineswegs zutage trat. Die Anregung bezüglich der Gründung eines Parteiarchivs fand allseitige Zustimmung. In bezug auf einen Kongreß der deutschen Sozialdemokratie wurde beschlossen, denselben im Laufe des nächsten Frühjahrs zu berufen, und werden die Genossen hoffentlich die Zeit bis dahin dazu benützen, die Vertretung zu einer recht allgemeinen zu machen. Allseitig trat die Überzeugung zutage, daß die Deutsche Sozialdemokratie so einig und kampfbereit als je den ihr gestellten Aufgaben gegenübersteht und der Sieg trotz alledem uns werden muß.

Deutschland, Ende August 1882.

Der Schlußvermerk ließ die Unterrichteten im Lande erkennen, daß die Mitteilung nicht von der Redaktion des „Sozialdemokrat“,

sondern von der Parteileitung in Deutschland ausging. Man sieht ihr an, daß sie selbst ein Kompromißwerk war, an dem Vertreter des rechten wie des linken Flügels der Leitung mitgearbeitet hatten. Einig war man vor allem darin, daß das entscheidende Wort über die strittigen Fragen der Parteipolitik dem fälligen Parteikongreß vorbehalten bleiben müsse, auf den am Schluß als im Frühjahr 1883 bevorstehend hingewiesen wird. Meine Redaktionstätigkeit wurde von Bruno Geiser einer scharfen Kritik unterworfen, die aber nicht die grundsätzlichen Fragen berührte, sondern den Ton, die Sprache des Blattes betraf, der er als Muster die schwungvollen Wendungen Lassalles gegenüberstellte. Ich erinnere mich, Geiser geantwortet zu haben, daß es mir fern liege, mich mit Lassalle als Stilist vergleichen zu wollen, ich müsse aber betonen, daß der „Sozialdemokrat“ in anderer Kampfstellung stehe und eine andere Aufgabe zu erfüllen habe, als seinerzeit Lassalle, und daher auch nicht die gleiche Sprache führen könne. Andere griffen in diese Auseinandersetzung nicht ein.

Dagegen hatte der „Sozialdemokrat“ gerade in der Nummer vom 17. August 1882, also vom Tage, wo die Konferenz zusammentrat, an der Spitze den ersten Teil des schon erwähnten Vollmar-Artikels gebracht, der gegen die im rechten Flügel der Partei verbreiteten Meinungen polemisierend ausführte, daß die Sozialdemokratie weder zu erwarten noch auch nur zu wünschen habe, daß das Sozialistengesetz, statt beim bevorstehenden Ablauf seiner Geltungsdauer erneuert zu werden, durch Verschärfung einiger Bestimmungen des allgemeinen Strafgesetzes ersetzt werde. Deutete das schon darauf hin, daß der Verfasser des Artikels eine schärfere Sprache und Politik der Partei als die bis dahin geübte für nötig hielt, so ward das im acht Tage später im „Sozialdemokrat“ vom 24. August 1882 veröffentlichten Schlußstück des Artikels mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ausgesprochen. „Die Loslösung der Sozialdemokraten vom heutigen Staat und von der heutigen Gesellschaft“, heißt es ziemlich am Anfang, „wird immer gründlicher, die Kluft zwischen uns und unseren Gegnern immer tiefer und weiter, immer unübersteiglicher. Und das ist gut so... denn Feinde ringsum, mit denen wir nur eine Beziehung haben: Feindschaft und Krieg...“ „... Unser Ruf muß daher nicht lauten: Nieder mit dem infamen Ausnahmegesetz, sondern: Nieder mit der infamen gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung, welche derartige Ausnahmegesetze möglich

macht...!“ „Der Sozialismus ist heute in der Tat keine Frage der Theorie mehr, sondern einfach eine Machtfrage, die in keinem Parlament, die nur auf der Straße, auf dem Schlachtfeld gelöst werden kann...“ „Jeder unserer Kämpfer und das ganze Volk muß von der Überzeugung erfüllt werden, daß kein Vergleich, kein Friedensschluß den Kampf beenden kann, sondern, daß die Entscheidung allein beim Schwert steht.“ Ein Ende müsse gemacht werden mit den „ebenso sinnlosen wie verderblichen Wendungen von der friedlichen Entwicklung, der allmählichen Umgestaltung“, von der „einzig wahren“, sozusagen objektiven, sachlichen Revolution, „in der wir mitten inne leben...“ „Lassen wir alles Verstecken, Vertuschen, Leugnen und Heucheln als unser unwürdig und rufen wir offen und steifnackig unseren Feinden zu: „Jawohl, wir sind staatsgefährlich, denn wir wollen euch vernichten! Jawohl, wir sind Feinde eures Eigentums, eurer Ehre, eurer Religion und eurer ganzen Ordnung. Jawohl, wir sind Revolutionäre... Jawohl, wir werden der Gewalt mit der Gewalt begegnen!... Ihr habt die Machtfrage gestellt — gut, wir nehmen sie auf. Wir werden uns eines nicht fernen Tages schlagen, und der Sieger wird das Gesetz machen!“

Dies sei „die einfachste, würdigste und einzig den Verhältnissen entsprechende Politik“... Sie müsse „in allen Parteiaktionen: in der Presse, in der Agitation, vor Gericht, im Parlament die unwandelbare Richtschnur der deutschen Sozialdemokratie sein. Dann wird unsere Partei wieder aus einem Guß, unverwundbar und mächtig, jeder Situation gewachsen sein, weil sie von keiner überrascht werden kann“.

Man wird zugestehen, daß diese Darlegung an politischem Radikalismus kaum überboten werden konnte. Vollmar war kurz vor Zusammentritt der Konferenz auf kurze Zeit nach Zürich übersiedelt und hatte mir den ersten Teil des Artikels für den „Sozialdemokrat“ übergeben, den ich zum Abdruck brachte, ehe ich noch wußte, worauf dieser am Ende abzielte. Als ich aber das Schlußstück erhielt, zeigte ich es Bebel mit dem Bemerkung, das schein mir denn doch über das vernünftigerweise zu Vertretende hinauszugehen. Bebel stimmte dem zu und versprach mir, aus Deutschland einen Gegenartikel zu senden, was er auch, nachdem er an seinen Wohnort zurückgekehrt war, alsbald getan hat. Seine im „Sozialdemokrat“ vom 12. Oktober 1882 erschienene und B. unterschriebene Antwort bestreitet die Richtigkeit der wesentlichsten

Vollmarschen Voraussetzungen und erklärt die von ihm formulierte politische Taktik für undurchführbar. „Hat der Verfasser sich überlegt,“ heißt es da, „was seine Provokation, wie er sie empfiehlt, im gegenwärtigen Moment bedeutet? Wir bezweifeln es und glauben nicht, daß er z. B. auf der Reichstagstribüne in dem von ihm angeratenen Stile zu sprechen gut befände.“

Das hat Vollmar denn auch nicht getan. Am 13. Dezember 1882 sprachen er und Karl Grillenberger für die Partei über die Regierungsberichte über den Kleinen Belagerungszustand. Beide Redner schlugen kräftigere Töne an, als man sie seit Verhängung des Ausnahmegesetzes von sozialdemokratischer Seite gehört hatte. Vollmar ging aber doch in keinem Punkt über die Betonung der Grundsätze und Absichten der Sozialdemokratie hinaus, mit denen sich Bebel mit ihm einverstanden erklärt hatte, so daß ich ihm im „Sozialdemokrat“ vorbehaltlos Beifall zollen konnte. Im Hinblick auf die Kritik, die Grillenberger und der „Sozialdemokrat“ dem Versuch des Ministers Puttkamer entgegensetzten, den Eindruck von Vollmars Rede durch Zitate über die umstürzlerischen Tendenzen der Sozialdemokratie abzuschwächen, schrieb mir Engels am 18. Januar 1883 von sich und Marx: „Sehr gefreut haben uns die Antworten Grillenbergers und des „Sozialdemokrat“ auf die Puttkamersche Heuchelei. Das ist die richtige Art...“ Einige Monate vorher, am 13. September 1882, hatte er mir über einen Kautskyschen Brief aus Wien geschrieben: „Er behauptet, da einige ganz gute doctores philosophiae gefunden zu haben. Wenn sie wirklich gut sind, wären sie sehr willkommen.“

Mindestens von zweien dieser „Doctoren“, Dr. Viktor Adler und Dr. Heinrich Braun, traf das durchaus zu. Beide haben sich als einen ganz bedeutend wertvollen Zuwachs der Führerschaft der sozialistischen Bewegung bewährt. Viktor Adler, der Organisator und Führer, durfte mehr als irgendein zweiter das Verdienst beanspruchen, die österreichische Sozialdemokratie aus dem Zustand innerer Schwäche und Zerrissenheit zur Stellung einer geschlossenen und geachteten politischen Partei emporgeführt zu haben. Heinrich Braun bewährte sich wesentlich als Gründer und Herausgeber ernster führender Zeitschriften sozialpolitischen Inhalts und in dieser Eigenschaft als Anreger größerer, in dieses Gebiet schlagender wissenschaftlicher Arbeiten. Das hat Kautsky in der Geschichte seines Lebenswerks geschildert, die einen Abschnitt der Sammelausgabe „Die Volkswirtschaftslehre der Gegenwart in

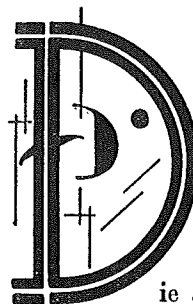
Selbstdarstellungen“ (Verlag Felix Meiner, Leipzig) bildet. Es war zum Teil Heinrich Brauns Verdienst, daß Karl Kautsky, als er im August 1882 auf einige Tage zur sozialdemokratischen Konferenz nach Zürich kam, Bebel und mir mitteilen konnte, er stehe im Begriff, eine im marxistischen Geist gehaltene Zeitschrift ins Leben zu rufen.

Wir nahmen die Ankündigung mit lebhaftem Interesse auf, und Bebel unterstützte warm den Plan Kautskys, wegen der Übernahme des Verlags der Zeitschrift an den Parteigenossen Heinrich Dietz heranzutreten, der in Stuttgart ein kleines, mit dem Ruin kämpfendes sozialistisches Verlagsgeschäft übernommen und mit ebensoviel Sinn für geschmackvolle Technik wie Verständnis für die kaufmännischen Anforderungen des Buchhandels zur Lebensfähigkeit entwickelt hatte. In der Tat fand Kautsky in Dietz einen Verleger, der das in ihn gesetzte literarische Vertrauen durchaus zu schätzen wußte und sich ihm gewachsen erwies. Wilhelm Liebknecht wurde als ständiger politischer Mitarbeiter gewonnen, August Bebel, Heinrich Braun und andere besonders befähigte Genossen sagten ihre Mitarbeit zu, und am 1. Januar 1883 erschien die erste Nummer der Monatsschrift „Die Neue Zeit“, Revue des geistigen und öffentlichen Lebens, Stuttgart, Druck und Verlag von J. H. W. Dietz.

Sie war für die deutsche Sozialdemokratie ein Ereignis. Eine Zeitschrift von gleich bestimmtem wissenschaftlich begründetem Charakter hatte diese bis dahin noch nicht gehabt. Aber der Kampf ums Dasein war dem neuen Organ theoretischer Erkenntnis darum nicht leichter. Noch lastete auf der Partei der Druck des Ausnahmegesetzes. Und wenn dessen Handhabung in Württemberg nicht ganz so willkürlich brutal war, wie in den norddeutschen Staaten, so geboten doch die Kautschukbestimmungen dieser Bismarckischen Schöpfung so vorsichtige Zurückhaltung, daß in den ersten Jahrgängen bekanntere Sozialdemokraten nicht als Mitarbeiter genannt werden durften, was die Propagierung der Zeitschrift selbstverständlich nicht unwesentlich erschwerte. Dazu kam, daß die marxistische Lehre noch in der sozialistischen Führerschaft allerhand Gegner hatte, die ihre Gegnerschaft in dem Maße auf die „Neue Zeit“ übertrugen, als diese sich als Kampforgan des Marxismus betätigte.

Das aber war sie unter Karl Kautsky in vollem Sinne des Wortes. Und mir war es eine Genugtuung, ihm im „Sozialdemokrat“ sekundieren zu können. Doch ließ mich die Redaktionsarbeit

für diesen und die politische Agitation längere Zeit nicht dazu kommen, mich an den speziell den theoretischen Fragen gewidmeten Diskussionen schriftstellerisch zu beteiligen. Da erteilte mir im November 1883 Friedrich Engels die Erlaubnis, die bis dahin nur erst in Französisch erschienene Streitschrift von Karl Marx gegen Proudhon „La Misère de la Philosophie“ ins Deutsche zu übersetzen, und da bald darauf Karl Kautsky nach Zürich übersiedelte, haben wir den ganz überwiegend größten Teil dieses Werkes in gemeinsamer Arbeit ins Deutsche übertragen, was für mich ein intensiveres Aufnehmen des theoretischen Inhalts dieser Schrift zur Folge hatte, als bei meiner sonstigen damaligen Beschäftigung und Lebensführung der Fall gewesen wäre.



23. Neue Freundschaften

Die Jahre 1881 bis 1884 waren für mich zum größten Teil Jahre recht angenehmen Junggesellenlebens. Als Redakteur des „Sozialdemokrat“ hatte ich einen Beruf, der meine Arbeitskraft gehörig in Anspruch nahm und mich mit dem erhebenden Bewußtsein erfüllte, meiner Partei durch Ausführung einer für sie wichtigen Aufgabe zu dienen. Ich bezog als Redakteur das von allen Beteiligten als durchaus mäßig anerkannte Gehalt von nicht ganz 150 Mark im Monat, das ich mir durch kleine Nebenarbeiten genügend erhöhte, um meinem Vater den Zuschuß zu seinem Haushalt fortzahlen zu können und meinen Lebensbedarf ausreichend zu decken. Und daneben erfreute ich mich die ganze Zeit über eines geistig anregenden persönlichen und brieflichen Verkehrs. Ich gedenke hier des jetzt im Druck erschienenen Briefwechsels mit Friedrich Engels und — der Briefe Kautskys in den Zeitepochen, wo wir örtlich voneinander getrennt waren. Zum Glück für mich wohnten wir beide in bestimmten Perioden immer wieder am gleichen Ort und konnten mündlich Gedankenaustausch pflegen.

Der Ort war noch jahrelang Zürich, an das mich meine Tätigkeit fesselte, das mir aber auch von Jahr zu Jahr lieber wurde.

Nur wechselte ich mehreremal mein Quartier, längere Zeit wohnte ich bei dem geistvollen Redakteur der „Zürcher Post“ Reinhold Rüegg. Dieser war kein gewöhnlicher Mensch. Der einzige Sohn eines Sekundarschullehrers, hatte er in jüngeren Jahren den Beruf des Vaters ergreifen wollen und im trefflichen Wettsteinschen Seminar zu Küßnacht im Kanton Zürich die nötige Vorbildung erlangt, als ihn am Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Kampf um die radikale Demokratisierung des Kantons Zürich in die Laufbahn der politischen Journalistik zog. Im damaligen Hauptorgan der Demokratie des Kantons, dem „Winterthurer Landboten“, dessen redaktionelle Leitung in den Händen von so bedeutenden Persönlichkeiten wie Friedrich Albert Lange und Salomon Vögelin lag, erwarb er sich die ersten journalistischen Sporen, ging dann zur Erweiterung seines geistigen Horizonts nach Genf, Paris und London, wo er unter anderen bedeutenden Persönlichkeiten Marx aufsuchte. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitarbeiter der „Schweizerischen Handelszeitung“, die ein ebenso eigenartiger wie hochgebildeter, charaktvoller deutscher Acht- und vierziger, der Baron Rotkirch, herausgab, der unter dem Namen „von Taur“ schrieb. In dieser Zeitung machte sich Rüegg zuerst als gestreicher Plauderer einen Namen, dann rief er im Jahre 1879 im Verein mit seinem Landsmann Theodor Curti, der in den Heldenjahren der „Frankfurter Zeitung“ zu deren Redaktionsstab gehört hatte, die demokratische Tageszeitung „Zürcher Post“ ins Leben, die längere Zeit ein Glanzstück der schweizerischen Journalistik war und mit der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz gute Nachbarschaft hielt.

Bei den in Zürich lebenden deutschen Sozialdemokraten erfreute sich Reinhold Rüegg besonderer Beliebtheit, und ebenso schätzten ihn August Bebel und Wilhelm Liebknecht, die damals öfter nach Zürich kamen, sehr hoch und verfehlten bei solcher Gelegenheit nie, mit ihm zusammenzukommen.

Bevor ich vom Ehepaar Rüegg fortzog, hatte sich mir ein höchst freundschaftlicher und für mein späteres Leben überaus wertvoller Verkehr mit einer begabten und gebildeten Gesinnungsgenossin erschlossen. Julka Zadek, die Schwester meines Parteigenossen Ignaz Zadek, der als Student ein sehr geschätztes Mitglied des Berliner Mohrenklubs gewesen war und fest zur Sozialdemokratie hielt, als die Verfolgungen über sie hereinbrachen. Sie kam im Frühjahr 1881 mit ihrer Mutter nach Zürich, um hier zu studieren, und ein Brief ihres Bruders brachte mich mit beiden Damen

zusammen. Ich lernte in Julka eine überaus charaktvolle Persönlichkeit kennen, aus deren Gesicht ebensoviel Geist wie Güte sprachen. Zwei Novellen von ihr, von denen die eine, „Gegen den Strom“, schon im Verlag von Schottländer in Breslau als Buch erschienen war, ließen stark den Einfluß Paul Heyses erkennen, dessen Roman „Kinder der Welt“ sie als ganz junges Mädchen gelesen und aus ihm Begeisterung geschöpft hatte.

Von ihrem Bruder für die Lehren der Sozialdemokratie gewonnen, hatte sich Julka ernster sozialer und philosophischer Literatur zugewandt, unter anderem Friedrich Albert Langes „Arbeiterfrage“ und „Geschichte des Materialismus“ durchgearbeitet und sich schließlich an das Studium von Karl Marx' „Kapital“ herangewagt. Man wird danach begreifen, daß sich der Verkehr mit ihr für mich sehr angenehm gestaltete. Noch stärkeren Eindruck machte sie auf meinen Gesinnungsgenossen und Freund Maxim Romm, als dieser im Herbst 1881 von Würzburg, wo er damals studierte, auf einen vorübergehenden Besuch nach Zürich kam. Noch ehe er wieder abreiste, hielt er um ihre Hand an, und es kam ein Ehebund zustande, wie er an Innigkeit und geistiger Harmonie nicht übertroffen werden konnte und den erst der Tod gelöst hat.

Das junge Paar mußte wegen Maxims Studium der Medizin, das er als Russe ohne vorherige Erledigung bestimmter akademischer Vorbedingungen in Deutschland begonnen hatte, zunächst wiederholt den Ort wechseln. Aber wohin es kam, gewann es durch seine schöne Verbindung von sachlichem Ernst und persönlicher Liebenswürdigkeit die Herzen vieler Gesinnungsfreunde. Zuletzt in Newyork, wo sich Maxim als Arzt niederließ, während Julka, die sich inzwischen als Mitarbeiterin der „Neuen Zeit“ betätigt hatte, ihre freie, nicht von Hausfrauenpflichten erfüllte Zeit zu Arbeiten für die Frauenspalte der sozialistischen „Newyorker Volkszeitung“ benutzte. Um die Zeit der Jahrhundertwende machten beide der alten Heimat einen Besuch, aber zu der Erfüllung ihres Wunsches, den Rest ihres Lebens in Deutschland begehen zu können, ist es nicht gekommen. Im Jahre 1920 erlag Julka einem schweren Grippeanfall, und Maxim hat diesen Verlust nicht winden können. „Mein Leben hat für mich jeden Sinn und Zweck verloren“, schrieb er an meine Frau und mich, als er uns den Tod meldete, und ehe ein Jahr verstrichen war, weilte er in der Tat gleichfalls nicht mehr unter den Lebenden. In seinem Testament hat er mit ganz besonderer Liebe meiner Frau gedacht, die eine Schwester der Julka und von den Jahren des reiferen Schulalters

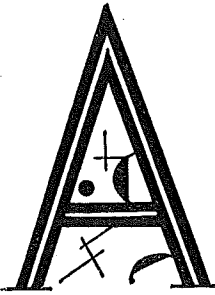
her aufs innigste mit dieser geistig verbunden gewesen war. Die innige Freundschaft der beiden Schwestern aber war es, der ich die glücklichste Zeit meines Lebens verdankte.

Ihrer Schwester Julka und ihrer Mutter war Regina, meine spätere Frau, Anfang 1882 nach Zürich gefolgt. Sie hieß, als ich sie kennenlernte, Regina Schattner und war mit einem aus Neusatz in Ungarn stammenden jungen Industriellen, namens Karl Schattner, verheiratet gewesen und Mutter von zwei Kindern: einem dreijährigen Knaben und einem einjährigen Töchterchen. Sie hatte im gleichen Haus wie Mutter und Schwester eine kleine Wohnung bezogen. Schon bei meiner ersten Begegnung mit ihr in der Wohnung der Mutter machte sie einen außerordentlich günstigen Eindruck auf mich. Mit einer überaus gewinnenden Erscheinung verband sie ein ungekünstelt ruhiges Benehmen, das mir in hohem Grade gefiel. Und so entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns, das sich in den nächstfolgenden Jahren zu einer wahrhaft tiefempfundenen Freundschaft steigerte. Zu mehr konnte es zu jener Zeit nicht kommen. Der Umstand, daß meine unsichere wirtschaftliche Existenz und die Unterstützung, die ich meinem Vater zukommen zu lassen mich verpflichtet fühlte, mir das Eingehen einer ehelichen Verbindung unmöglich machten, hielt mich von jedem Versuch einer intimeren Annäherung zurück. So zutraulich unser Verkehr wurde, so gern ich Regina besuchte und mit ihr und den Kindern in Ruderbooten auf dem Zürichsee herumfuhr, so lebhaftes Interesse sie auch an meiner politischen Tätigkeit und meinen schriftstellerischen Arbeiten nahm, so blieb sie bei alledem doch noch auf Jahre hinaus für mich unverändert Frau Schattner.

Sie ihrerseits tat ihr bestes, sich eine eigene Existenz zu schaffen. Zunächst erlernte sie gemeinsam mit der im gleichen Haus wohnenden Frau Olympia Lübeck, der unermüdlich tätigen Gattin des gelähmten Schriftstellers Karl Lübeck, das Wäschenähen und nahm dann, einem Inserat folgend, die Stelle als Halterin eines Basarladens an, den ein Züricher Großfabrikant von Weißwaren für die Sommersaison des Jahres 1882 im Bad St. Moritz im Engadin eingerichtet hatte. Ein Experiment, das infolge der außergewöhnlich argen Ungunst des Wetters in jenem Sommer, das alle Badegäste aus dem Ort hinaustrieb, ganz besonders unglücklich verlief. Das mittlere Europa und das Alpenland Südeuropas haben einen gleichschlechten Sommer wie jenen seitdem wohl noch nicht wieder gehabt, und ich kann an die Zeit, die meine arme Frau

dort oben in bitterer Naßkälte zugebracht hat, nur mit tiefer Ergriffenheit und Beschämung zurückdenken. Ja, mit Beschämung, denn ich habe es damals in meiner Gedankenlosigkeit an so ziemlich allen Aufmerksamkeiten fehlen lassen, die das einfache Freundschaftsgefühl mir hätte gebieten müssen. Erst als sie wieder in Zürich war, sind wir uns von neuem nahegetreten. Im Spätsommer 1882 fuhr ihre Mutter nach Berlin zurück, und im Oktober folgte ihr Regina mit den Kindern, und ich begleitete sie bis Basel. Aber so herzlich wir auf der Reise miteinander sprachen und so tiefempfundene Worte wir bei der Trennung austauschten, es kam dabei doch zu keiner Erklärung, die an der Beziehung von Freund und Freundin etwas änderte.

Durch die mühsame Arbeit des Teppichknüpfens erwarb sich Regina, die sich aus demokratischem Empfinden einfach Gine rufen ließ, und die immer von dem Wunsch beseelt war, ihren Angehörigen um keinen Preis zur Last zu fallen, längere Zeit ein bescheidenes Einkommen. Als aber ihr Bruder Ignaz, der nach Ablegung des medizinischen Staatsexamens zunächst einige Fahrten als Schiffsarzt gemacht hatte, sich als praktischer Arzt in Berlin niederließ und seine Praxis sich sehr günstig gestaltete, lud dieser sie ein, zu ihm zu ziehen und seine Wirtschaft zu führen. Es kam zu einem gemeinsamen Haushalt, der ein geistiges Zentrum für einen ganzen Kreis jüngerer gebildeter Leute wurde. Literarisch besonders belesene und in ihrem Fachstudium weit über den Durchschnitt tüchtige Universitätsfreunde von Ignaz, geistig strebsame junge Mädchen aus dem Bekanntenkreis der Familie bildeten mit den Geschwistern ein Lesekränzchen, in dem hauptsächlich die Erzeugnisse der neueren Literatur gelesen und diskutiert wurden. Zu den Mitgliedern und Besuchern des Kränzchens gehörten auch einige weibliche Angehörige meiner Familie, und alle waren von dem schönen Ton bezaubert, der in ihm vorherrschte, und fühlten sich besonders zu der Frau hingezogen, die dessen Mittelpunkt bildete.



24. Auf dem zweiten Geheimkongreß der Partei

Am 29. März 1883 trat in Kopenhagen der zweite Parteikongreß der deutschen Sozialdemokratie unter dem Sozialistengesetz zusammen. Auf ihn war, natürlich ohne Nennung eines Orts, schon in der Kundgebung der Parteileitung zur Züricher Konferenz hingewiesen worden, und am 4. Januar 1883 hatte der „Sozialdemokrat“ noch ausdrücklich die Genossen in Deutschland zur Wahl von Delegierten für den Kongreß aufgefordert, die bis Ende Februar spätestens erfolgt sein müsse. Trotzdem war es der Bismarckischen Polizei mit ihrem Heer von Spitzeln nicht gelungen, herauszubekommen, wann und wo der Kongreß nun zusammentreten werde. Erst als er schon tagte, erfuhr sie, daß er nicht in der Schweiz, wie sie angenommen hatte, sondern in Dänemark zusammengetreten war.

Das Verdienst, ihn organisiert zu haben, gebührt auf deutscher Seite in erster Linie Ignaz Auer. Er war, als die Zeit für den Kongreß herannahte, nach Kopenhagen gefahren, wo sich die dänische Sozialdemokratie in der Römersgade ein schönes Parteilokal mit einem großen Versammlungssaal geschaffen hatte. Er hatte in vertraulichem Gespräch mit Führern der dänischen Partei die Überlassung dieses Lokals während einiger Tage an die deutsche Partei für die Abhaltung ihres Kongresses vereinbart und um strengste Geheimhaltung gebeten, die von den Dänen auch mit großer Gewissenhaftigkeit beobachtet worden ist. Erst Mitte März ward den bei der deutschen Parteileitung angemeldeten Delegierten mitgeteilt, daß sie sich am 27. März am Bahnhof in Kiel einzufinden hatten, wo sie Näheres über den Ort und den Beginn des Kongresses erfahren würden.

Mir waren auf sicherem Wege die genauen Einzelheiten über Ort und Tag des Kongresses gemeldet worden, und ich habe mein bestes getan zu verhindern, daß irgendeiner meiner in Zürich lebenden Freunde in die Lage kam, durch Unvorsichtigkeit etwas davon zu verraten. Unter anderem schrieb ich mir die Maxime vor, nur solche Genossen zu unterrichten, die unterrichtet werden

mußten, sonst aber selbst die ununterrichtet zu lassen, deren Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben war. Nicht einem einzigen teilte ich mit, daß ich über Deutschland fahren würde, verbreitete vielmehr den Glauben, meine Fahrt gehe zunächst nach dem Süden. Ich verließ, als der Tag der Reise gekommen war, in aller Frühe meine Wohnung, ging auf Umwegen nach dem Bahnhof und nahm dort nur erst einen Fahrschein für den Frühzug nach Basel, von wo ich nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan ohne Unterbrechung über Frankfurt am Main, Hamburg, Kiel und Korsör nach Kopenhagen zu fahren gedachte. Ich war Besitzer eines auf den Namen meines schweizerischen Parteigenossen Conrad Conzett lautenden Passes, und ich gelobte mir, unterwegs mich mit niemand in ein politisches Gespräch einzulassen.

Letzteres habe ich nicht eingehalten. Schon auf der Strecke durch das Badener Land kam ich mit einem mitreisenden Leser der „Frankfurter Zeitung“ in eine Unterhaltung über deren Stellung zu politischen Tagesfragen, die wir beide für nicht richtig erklärten. Als der Herr mir aber sagte, er stehe rechts von diesem Organ der bürgerlichen Demokratie, konnte ich mich nicht enthalten zu antworten: „Und ich links!“ und hätte ihm womöglich noch mehr zu verstehen gegeben, wenn er nicht zum Glück an der nächsten Haltestelle — es dürfte Appenweier gewesen sein — den Zug verlassen hätte. Noch Bedenklicheres trug sich aber zu, als ich am anderen Morgen nach einer schlaflosen Nacht in Hamburg, das damals noch nicht seinen jetzigen Hauptbahnhof hatte, den Zug zu verlassen und für die Weiterfahrt nach Kiel einen anderen Bahnhof aufzusuchen hatte. Schon nach einigen Schritten rief mich jemand hinter mir an, und als ich mich umdrehte, erblickte ich Wilhelm Hasenclever, der offenbar gleichfalls nach dem anderen Bahnhof wollte. Ich ließ ihn an mich herankommen, drückte ihm die Hand, flüsterte ihm zu: „Wir kennen uns nicht!“ und wollte, um nicht mit ihm aufzufallen, schleunigst meiner Wege gehen. Er ließ das jedoch nicht gelten, sondern forderte mich auf, bis auf weiteres noch mit ihm zusammen zu bleiben, womit ja nichts riskiert sei. So wanderten wir zusammen zum anderen Bahnhof, gaben dort unsere Koffer zum Aufbewahren und leisteten uns dann, da wir noch über eine Stunde Zeit hatten, auf seinen Vorschlag einen kleinen Spaziergang durch Hamburg, auf dem ich zu meinem Schrecken erleben mußte, daß Hasenclever alle Augenblicke gegrüßt wurde und wir diese Begrüßungen zu erwidern hatten. Es war die Stunde, wo die Arbeiter in die

Werkstätten gingen, und es gab nur wenige Menschen, die zu jener Zeit bei der Arbeiterschaft Hamburgs bekannter und populärer waren, als der langjährige Präsident des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“.

Als wir dann im Zug saßen, hatten wir im Abteil zu einzigen Mitfahrenden zwei uniformierte Beamte, was Hasenclever nicht abhielt, sich unausgesetzt mit mir über Parteiangelegenheiten zu unterhalten. Es waren freilich Zollbeamte, ich hätte aber unter dem Eindruck der Berichte, die uns in Zürich über die in Deutschland eingerissene Polizeiwirtschaft zugegangen waren, selbst die Anwesenheit von solchen für genügend erachtet, jede Unterhaltung zu vermeiden, die unsere Parteizugehörigkeit verraten konnte. Jedoch sollte ich noch weiterhin erfahren, daß ich mir die Dinge etwas gar zu schwarz vorgestellt hatte. An der Station Neumünster trennte sich Hasenclever von mir, da er den Weg über Friedericia und die Insel Odense gewählt hatte, und ich setzte die Weiterfahrt nach Kiel allein fort.

Dort angelangt, erblickte ich schon vom Wagenfenster aus Ignaz Auer auf dem Bahnsteig. Ich wollte nun an ihm vorbei schnell zum Schiff eilen, das nach meinem Plan schon eine Viertelstunde nach Eintreffen des Zuges die Fahrt nach Korsör antrat. Er hielt mich aber fest, und ehe ich noch zu Einwendungen kam, sah ich mich schon inmitten von Kongreßdelegierten, von denen verschiedene mich erkannten und begrüßten. Wir wurden in ein Parteilokal geführt, wo wir unser Gepäck ablegen konnten, und es ward uns dargelegt, daß der Dampfer, der uns nach Dänemark bringen werde, erst ein Viertel nach 12 Uhr nachts wegfahre; wir mögen uns inzwischen Kiel ansehen und sonst nach Belieben unterhalten. Das erstere tat ich auch, wobei ich gleich zwei Delegierte zu Führern hatte. Sie vertraten ein und denselben Ort — Bremen — aber jeder eine andere von den zwei damals miteinander im Streit liegenden Sektionen, und keiner mochte mich daher ohne Kontrolle dem anderen überlassen. Sie enthielten sich jedoch jeder Gehässigkeit, und so kamen wir drei immerhin leidlich miteinander aus. Wir marschierten durch Kiel nach allen Richtungen und kehrten auch zweimal ein, darunter einmal in einem großen, stark besuchten Café, wo die beiden feindlichen Genossen, unbekümmert um die um uns herumsitzenden bürgerlichen Gäste, den Parteistreit in einer Weise durchhechelten, die ich im sozialistengesetzlich regierten Deutschland für unmöglich gehalten hätte. Die Dampferfahrt von Kiel nach Korsör an der Westküste Seelands habe ich auf

den Rat eines der Genossen in der Matrosenkoje zurückgelegt, wo ich wenigstens liegen konnte, und es ist mir zwar nicht glänzend, aber doch nicht so schlecht ergangen wie unserem Karl Grillenberger in der Kajüte zweiter Klasse. Dem im schönsten Mannesalter stehenden kräftigen Mann hat die Seekrankheit so furchtbar mitgespielt, daß er kurz vor Korsör sein Ende für gekommen hielt und totenbleich daliegend nur die Worte herausbekam: „Grüßt mir meine Gretl (seine Frau), Leut'!“

Der Kopenhagener Kongreß selbst nahm für die Partei einen ausgezeichneten Verlauf. Er war nicht viel stärker besucht als der Wydener Kongreß, aber die Organisationsbezirke der Partei waren auf ihm vollständig und gleichmäßiger vertreten, und seine Beschlüsse atmeten einen uneingeschüchterten Kampfeswillen. Der Kongreß sprach der Redaktion des „Sozialdemokrat“, über dessen Auflage ich einen kurzen Bericht erstattete und dessen finanzielle Lage Richard Fischer dargelegt hatte, Billigung seiner grundsätzlichen Haltung aus und forderte von der Partei eine Politik, die „jede auf die Nachsicht der Behörden spekulierende Rücksichtnahme“ ausschloß. Ein Antrag, bei Stichwahlen zwischen bürgerlichen Parteien unterschiedslos Stimmhaltung zu üben, ward mit 34 gegen 24 Stimmen abgelehnt. Für ihn hatten alle Delegierte aus Sachsen gestimmt und Vollmar dazu eine leidenschaftliche Rede gehalten, während neben Bebel, Liebknecht, Auer, Grillenberger auch ich ihn lebhaft bekämpft hatte. Zwischen dem begabtesten Vertreter des rechten Flügels der Partei, Bruno Geiser, und mir hatte es eine Auseinandersetzung über unsere grundsätzliche Stellung zur kapitalistischen Entwicklung gegeben. Geiser hatte ausgeführt, daß wir die kapitalistische Produktion rundweg verurteilen müßten, was ich für widersinnig erklärte, und als er darauf mit der Bemerkung an mich herantrat: „Du scheinst ja ein Freund des Kapitalismus zu sein“, antwortete ich ihm: „Seiner Methoden — nein, seiner geschichtlichen Rolle — ja.“

Der Kongreß dauerte bis zum 2. April, und da die dänische Polizei von seiner Tagung erfahren und uns deutsche Teilnehmer in unseren Quartieren hatte aufsuchen und unsere Persönlichkeiten feststellen lassen — was ihr bei mir, dank meines Schweizer Passes, freilich nicht gelungen war — wurden verschärfte Vorsichtsmaßregeln im Hinblick auf die deutsche Polizei für geboten erachtet. Am Tag nach dem Kongreßschluß fuhren August Bebel, Ignaz Auer, Heinrich Dietz, Richard Fischer und ich nach Korsör, um dort das Protokoll des Kongresses für die Veröffentlichung

in Deutschland zu „stilisieren“, das heißt, mit Bezug auf Namen und dergleichen, umzuredigieren. Während wir noch dabei waren, zeigte uns der Kellner des Gasthauses, in dem wir Logis genommen hatten, ein Telegramm, adressiert: „Eduard Bernstein, Korsör,“ und fragte, ob es für einen von uns sei. Ohne Rücksicht darauf, daß ich mich im Fremdenbuch als Conrad Conzett eingetragen hatte, erklärte ich: „Jawohl, es ist für mich“, was natürlich stimmte. Es war aus Kiel und enthielt nur die Worte: „Vor-sicht, nichts mitnehmen.“ Ohne weiteres entnahmen wir daraus, daß nun die Grenze deutscherseits verschärft bewacht wurde, und Bebel erklärte, zu mir gewendet: „Jetzt darfst du aber nicht über Deutschland zurück“, und die anderen stimmten zu. Ich erklärte mich bereit, über England und Frankreich nach der Schweiz zu fahren und bat mir nur die Zustimmung dazu aus, daß ich, wenn ich schon England passiere, Friedrich Engels in London aufsuchen würde, was mir ohne weiteres bewilligt wurde. Es kam aber wieder einmal anders.

Während ich den gleichen Abend noch nach Kopenhagen zurückkehrte, fuhren die anderen vier am nächsten Morgen über Kiel nach Deutschland heim. Kiel selbst, wo tags zuvor Georg Vollmar, Karl Frohme und noch vier Genossen zeitweilig sistiert worden waren, passierten sie unbelästigt, an der nächsten größeren Station, Neumünster jedoch, wurden Auer, Bebel und Dietz, während Richard Fischer schnell zu verschwinden verstand, polizeilich angehalten und mußten sich, nachdem ihre Persönlichkeiten festgestellt waren, einer Leibesvisitation unterziehen, die selbstverständlich ergebnislos ausging. Gegen sie und die sechs in Kiel sistierten Kongreßteilnehmer ward dann ein Geheimbund-prozeßverfahren eingeleitet, das erst nach Anrufung des Reichsgerichts am 4. August 1886 die Verdonnerung der Übeltäter vom Landgericht Freiberg in Sachsen zu zusammen 72 Monaten Gefängnis erwirkte.

Ich aber war auf den Rat eines dänischen Genossen von Kopenhagen aus nach dem an der Westküste Jütlands gelegenen Hafenort Esbjerg gefahren, wo eine kurz vorher eingerichtete Dampfverbindung nach dem englischen Hafen Harwich bestand. Ich mußte jedoch zu meinem Schrecken erfahren, daß meinem Freund ein Irrtum unterlaufen war und der nächste Personendampfer nach Harwich erst fünf Tage später Esbjerg verlasse. Ich war infolgedessen am folgenden Morgen nach Friedericia zurückgefahren, um von dort nun Jütland auch der Länge nach zu durchqueren und über Norwegens Hauptstadt Christiania (das heutige Oslo) nach

England zu fahren. In Friedericia hatte ich mich fast einen ganzen Tag aufzuhalten, da der Schnellzug nach der Nordspitze Jütlands erst nach Mitternacht die Fahrt antrat. So suchte ich mir die Zeit so gut als möglich zu vertreiben. Am Nachmittag machte ich Spaziergänge durch verschiedene Stadtteile des Ortes, von denen mir die dem Hafen zu gelegenen am besten gefielen. Nachdem mich ein Anschlag unterrichtet hatte, daß am Abend eine Schauspielertruppe im Saal des Stadthauses eine Vorstellung geben werde, beschloß ich, mir diese zu leisten. Hatte ich doch irgendwo gelesen, daß die Dänen die Franzosen Skandinaviens seien. Und wenigstens eines der Stücke, die ich sah, schien mir diese Angabe zu rechtfertigen. Es hieß „Feriegästerne“, was ich mir mit „Ferien-geister“ übersetzte, und wurde recht lebhaft gespielt. Außerdem belustigte mich die Beobachtung, daß ich der Gegenstand des Neides eines Teils der männlichen Jugend des Ortes war. Ich saß nämlich neben einer wirklich schönen Dänin, und an beiden Seiten meines Sitzplatzes standen an den Wänden Jünglinge und starrten verliebt nach meiner Nachbarin. Indes war ich in der Unterhaltung mit ihr leider nicht besser daran als sie. Als ich ihr die Frage vorlegte: „taler di tyske?“ (sprechen Sie Deutsch?), erhielt ich ein „Nä“ zur Antwort, und nicht anders fiel die Antwort auf die Frage aus, ob sie franske (Französisch) oder engelske (Englisch) spreche, so daß ich mich damit begnügen mußte, von Zeit zu Zeit ihr liebliches Antlitz zu bewundern.

Nach dem Theater blieben mir noch zwei Stunden Zeit zur Überlegung, ob es noch Sinn habe, die umständliche und oben-drein kostspielige Fahrt über Norwegen anzutreten, oder ob ich, da inzwischen ja die Luft an der deutschen Grenze von den auf uns gespitzten Polizeigeistern sicherlich gereinigt war, den glatten Weg über Deutschland in die Schweiz wählen solle. Nach reiflicher Überlegung entschloß ich mich für das letztere, was freilich den Verzicht auf den Besuch bei Engels bedeutete, aber die Kosten für die Partei ganz erheblich verringerte. Ich bin denn auch ohne nennenswerte Belästigung nach Zürich zurückge-
langt.

Zwar gab mir in Hamburg, wo ich am Morgen eintraf, jemand mit dem Ruf „Im Namen des Gesetzes“ von hinten einen Schlag auf die Schulter, aber dieser jemand war kein Mann des Gesetzes, sondern August Bebel, der meiner ansichtig geworden war und mir einen kleinen Schreck einjagen wollte. Indes ist ihm das nicht nach Wunsch gelungen, da ich mich, nachdem ich die Grenze und die Station Neumünster glücklich hinter mir hatte, nun einiger-

maßen sicher fühlte. Doch war es für mich immerhin keine kleine Überraschung, als ich mich umblickte und ihn erkannte. Wir begrüßten uns freudig, erzählten einander, was jeder seit Korsör erlebt hatte, und fuhren dann ein gutes Stück im gleichen Eisenbahnwagen von Hamburg nach Südwesten bis zu der Station Lehrte, wo Bebel umstieg, um über Magdeburg nach der Station Borsdorf der Leipzig—Dresdener Eisenbahn zu gelangen, welches Nest nach der Verhängung des Kleinen Belagerungszustandes über Leipzig und Umgegend sein und Wilhelm Liebknechts Wohnsitz geworden war, während ich die Fahrt bis Hannover fortsetzte.

Dort hatte ich wieder einen halben Tag Aufenthalt und mußte mit der Gefahr rechnen, durch irgendeinen Zufall der Polizei angezeigt zu werden. Als bestes Vorbeugungsmittel erschien mir, mich zunächst im Lesezimmer einer größeren Konditorei zu vergraben und dann in das beste dortige Theater zu gehen, das, glaube ich, damals noch „königlich“ hieß. Das habe ich getan und der Aufführung eines Dramas des mir bis dahin erst dem Namen nach bekannten Dichters Ernst von Wildenbruch beigewohnt. Es war das Schauspiel „Die Karolinger“, das mir als eine seiner besten Schöpfungen bezeichnet worden war. Es hat mich aber, so sehr ich mir vorgenommen hatte, mein Urteil nicht durch meine politische Parteistellung beeinflussen zu lassen, ganz und gar nicht zu erwärmen vermocht. Der politische Zweck des Besuches ging aber in Erfüllung. Mit undurchkreuztem Inkognito konnte ich den Nachtzug besteigen, der mich nach Basel, das heißt, in die Schweiz beförderte, wo ich mich nun „wie zu Hause“ fühlte.



25. Karl Manz und Hermann Schlüter

Bald nach dem Wydener Kongreß kamen zwei deutsche Parteigenossen nach Zürich, die auf besondere Erwähnung Anspruch haben. Der erste war Karl Manz, ein junger Kämpfer, der der Partei schon in ernster Lage einen überaus wertvollen Dienst geleistet hatte, und sich ihr später als das Muster eines Vertrauensmannes bewährt hat.

Im Hochsommer 1878, in dem Augenblick der gehässigsten Verfolgungen der deutschen Sozialdemokratie durch Polizei und Gerichte, entthob Karl Manz die Leitung des Berliner Organs der Partei, der „Berliner Freien Presse“, dadurch einer großen Verlegenheit, daß er, der damals als Buchbinder in einer der Parteigenossenschaft gehörenden Druckerei dieses Blattes arbeitete, sich freiwillig erbot, es als verantwortlicher Redakteur zu zeichnen. Ein Anerbieten, das um so mehr auf Würdigung Anspruch hatte, als es keineswegs durch eine persönliche Notlage diktiert war, da Manz als der einzige Sohn eines Schullehrers im badischen Städtchen Achern im Notfall stets einen Rückhalt an seinem Vater hatte, dagegen die Übernahme eines sehr ernstzunehmenden Risikos bedeutete. Denn es erfolgte, kurz nachdem ein junger ebenfalls verantwortlich zeichnender Parteigenosse, namens Paul Pulkrabek, wegen angeblicher Preßvergehen in Haft genommen und von Berliner Richtern zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Wie sehr Manz sich dessen bewußt war, daß ihm gegebenenfalls gleiches bevorstand, zeigt seine Antwort auf die Frage Ignaz Auers, ob er sich auch vergegenwärtigt habe, was die Funktion eines verantwortlichen Redakteurs für ihn bedeuten würde: „Ja, wohl, ich zeichne für das Blatt, und nachher habe ich dafür Strafe abzusitzen.“ Auer gab ihm zurück, so einfach sei die Sache nun nicht, wenn er für das Blatt zeichne, sei sein Platz fortan in der Redaktion, damit er in ihr nach seiner Fähigkeit tätig sei. Es werde ihm alles, was ins Blatt komme, vorher zu lesen gegeben, und es stehe ihm das Recht zu, gegen das, was ihm strafrechtlich bedenklich erscheine, Einspruch zu erheben. Auch werde ihm selbstverständlich ein Redaktionsgehalt gezahlt. Manz willigte gern ein, leistete als Redaktionsgehilfe Besseres, als man von ihm vermutet hatte, und als die Staatsanwaltschaft eine Anzahl neuer Anklagen gegen die Redaktion der „Berliner Freien Presse“ ausgeheckt hatte und die Polizei ersuchte, daraufhin Manz in Untersuchungshaft zu nehmen, hinterlegte zunächst Paul Singer, opferbereit wie immer, für diesen eine Kautions, die ausreichte, ihn auf freiem Fuß zu halten, und ließ ihn, als sodann das mittlerweile vom Reaktionsreichstag beschlossene Ausnahmegesetz in Kraft gesetzt wurde, wissen, weder er noch sonst jemand in der Partei werde es ihm verargen, wenn er unbekümmert um die hinterlegte Kautions ins Ausland gehe.

Manz ging infolgedessen zuerst nach Wien und, als er dort keine passende Arbeit fand, nach Budapest, und arbeitete dort

längere Zeit. Er kam dann, nachdem der „Sozialdemokrat“ gegründet worden war, nach Zürich, von den Parteimitgliedern warm begrüßt, die, wie ich, davon unterrichtet waren, wie tapfer er sich am Vorabend des Ächtungsgesetzes in Berlin benommen hatte. Auch hier der Partei gegenüber völlig anspruchslos, suchte er zunächst wieder Arbeit in seinem Beruf und nahm, als er solche nicht fand, eine ihm gebotene sozial recht angenehme Beschäftigung in einer lithographischen Unternehmung an, da die Geschäftsleiter, die seine Intelligenz schätzten, ihn mit großer Achtung behandelten.

Auch mir wie später Karl Kautsky gewann er große Achtung ab. Er hatte nur die Volksschule besucht und tat nun sein bestes, sich an der Hand guter Bücher, deren er sich nach und nach eine stattliche Zahl erwarb, geistig fortzubilden. Er war aber weit entfernt, damit irgendwie zu renommieren. Sein anspruchsloses, heiteres Wesen machte ihn Kautsky und mir zu einem sehr angenehmen Gesellschafter auf Ausflügen, so daß er uns allmählich ein lieber Freund wurde.

Gleichfalls ein Freund wurde uns der Parteigenosse Hermann Schlüter, ein geborener Holsteiner, der, ehe er nach Zürich kam, sich längere Zeit in Dresden als tatkräftiger Organisator bewährt hatte. Auf dem Kongreß in Wyden bei der Beratung über die Stellung der Sozialdemokratie zur Gesetzlichkeit unter dem Ausnahmegesetz stellte er den bekannten Antrag auf Streichung des Wortes „gesetzlich“ aus dem Satz: „Mit allen gesetzlichen Mitteln.“ Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Gründung des sozialdemokratischen Parteiarchivs. Auf dem Kongreß in Kopenhagen erneuerte er den schon 1882 auf der Züricher Konferenz erörterten Gedanken der Gründung eines Parteiarchivs in sehr bestimmter Form. Als er dann im Auftrage der Parteileitung nach Zürich übersiedelte, um dort die Geschäftsleitung der im Vorort Hottingen eingerichteten sozialdemokratischen Volksbuchhandlung zu übernehmen, schuf er dort auch die erste Form des sich nun zu seiner heutigen Gestalt fortentwickelten sozialdemokratischen Parteiarchivs.

Als Geschäftsleiter der Volksbuchhandlung rief Schlüter für diese das Sammelwerk „Sozialdemokratische Bibliothek, Sammlung von Abhandlungen über Theorie und Geschichte des Sozialismus“ ins Leben, in dem verschiedene Schriften aus der Frühzeit der sozialdemokratischen Parteibewegung enthalten sind, die ohne den bibliographischen Eifer Schlüters heute kaum noch aufzufinden wären. Hauptsächlich Schlüters eigene Arbeit ist die dem zweiten

Band dieser Sammlung unter XVI eingereihte Schrift „Die Charlistenbewegung in England“, die Schlüter deshalb ohne Nennung eines Verfassers hat erscheinen lassen, weil Friedrich Engels, dem er sie im Manuskript zur bibliographischen Nachprüfung übersandt hatte, sie an verschiedenen Stellen durch Zusätze ergänzt hat.

Auch ich habe einzelnes zu diesem Sammelwerk beige-steuert. So rührt das Vorwort zur Eröffnungsschrift des ersten Bandes „Gesellschaftliches und Privateigentum“ von mir her. Die Schrift selbst ging längere Zeit als Agitationsbroschüre unter meinem Namen, weil man sich scheute, gleich von vorneherein mit einer Übersetzung vor die Leser zu treten. Nur die Einleitung und das Schlußkapitel verfaßte ich, während die vier ersten Abschnitte der Broschüre der Schrift Jules Guesdes und Paul Lafargues über das Programm der 1880 auf dem Kongreß von Le Havre gegründeten Arbeiterpartei entnommen waren. Auch das Vorwort zur Schrift VIII der Sammlung: Der tote Schulze gegen den lebenden Lassalle rührt von mir her. Die Schrift ist zuerst 1866 als Leitartikelreihe des ersten Organs des Lassalleschen Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, des ersten „Sozialdemokrat“, erschienen — eine Abhandlung des literarisch begabten J. B. von Schweitzer gegen den von Lassalle im „Bastiat-Schulze“ so grimmig angegriffenen Hermann Schulze-Delitzsch. Ich selbst hatte Schlüter veranlaßt, diese Abhandlung, die erste größere literarische Leistung der von Lassalle gegründeten Partei nach Lassalles Tode, als ein wichtiges Dokument zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie in die Sammlung aufzunehmen. Und ferner habe ich die von mir übersetzte Arbeit des französischen Sozialisten Gabriel Deville „Gracchus Babeuf und die Verschwörung der Gleichen“ mit einem längeren Nachwort versehen, auf das ich, weil es mit vererbten, sich durch die sozialistische Literatur hinziehenden Irrtümern abrechnete, einen gewissen Wert legen zu dürfen glaube.

Schlüter gab schließlich auch 1886 das Büchlein „Vorwärts!“ heraus, eine Sammlung von Gedichten für das arbeitende Volk, die gegen vierhundert, mit großem Fleiß gesammelte sozialistische Dichtungen umfaßt. Auf seinen Wunsch schrieb ich die Vorrede zu diesem Sammelwerk, das eine ganze Reihe kraftvoller Kundgebungen des sozialistischen Kampfes darbietet, die man in allen anderen Sammlungen vergebens sucht, aber jeder systematischen Anordnung entbehrt. Ebenfalls stammt von mir her die Verdeutschung der flämischen Dichtung „Het Kanailje“, die in der ersten Periode der Sozialistischen Internationale die Marseillaise der flämischen

Sozialisten gewesen war und deren Kehrreim nach sehr wuchtiger Melodie gesungen wurde.

Meine Anteilnahme an Schlüters buchhändlerischem Schaffen war die naturgemäße Folge unserer politischen Ideengemeinschaft. Er nahm in den Fragen des politischen Vorgehens unserer Partei einen ähnlichen Standpunkt ein, wie neben Bebel, Liebknecht, Motteler, Vollmar und anderen auch Karl Kautsky und ich, und das hieß zu damaliger Zeit ohne weiteres Duzbrüderschaft und persönliche Freundschaft.

J 26. *Meine Arbeitsgemeinschaft mit Karl Kautsky - Auseinandersetzung mit C. A. Schramm*

Im Winter 1883/84 kam Karl Kautsky erneut nach Zürich und richtete sich hier auf längere Zeit einen eigenen Hausstand ein. Er war in Wien mit der Tochter eines verhältnismäßig jung verstorbenen österreichischen Militärs eine Ehe eingegangen, die sich später als ein Irrtum herausstellte, zunächst aber gut anließ, da beide, Kautsky wie seine Frau, durchaus bescheidene Ansprüche an das Leben stellten und verträgliche Naturen waren. Die junge Frau teilte Kautskys politische Gesinnung und wurde mit ihrem lebhaften Wiener Temperament bald die Freundin seiner Freunde. Zwischen ihnen und mir gestaltete sich das Verhältnis so herzlich, daß wir eine Abmachung trafen, kraft deren ich, solange sie in Zürich blieben, die Mittags- und Abendmahlzeiten bei ihnen einnahm, was sich uns seelisch wie wirtschaftlich gleich vorteilhaft bewährt hat. Sachliche Momente kamen hinzu, das seelische Verhältnis zwischen Kautsky und mir immer enger zu gestalten.

Das erste war die Ausführung des schon erwähnten Beschlusses, die Verdeutschung der französisch verfaßten Streitschrift von Karl Marx gegen den französischen Sozialisten P. J. Proudhon: „La misère de la Philosophie“ gemeinsam zu besorgen. Ich hatte mit der Arbeit, nachdem ich Friedrich Engels' Zustimmung zu ihr erhalten hatte, kurze Zeit vor Kautskys Ankunft in Zürich den Anfang gemacht. Bei seinem warmen Interesse an ihr und seinem großen Verständnis für die in der Schrift behandelten Fragen

konnte es nicht ausbleiben, daß wir uns ohne langen Verzug zur Arbeitsgemeinschaft bei diesem Werk entschlossen, und wir haben diesen Entschluß auch keinen Augenblick bedauert.

Ich habe an die Stunden unserer damaligen gemeinsamen Arbeit nur in hohem Grade wohlthuende Erinnerungen. Ganz besonders angenehm gestalteten sie sich, als die wärmere Jahreszeit eingetreten war. Da gingen wir zwei manchen Vormittag, mit dem Buch und dem nötigen Schreibmaterial ausgerüstet, hinauf auf die Waldpartien des Zürichbergs, suchten uns dort eine geeignete schattige Stelle aus, richteten sie zu einer Arbeitsstätte her und gaben uns dann mit Hochgenuß dem Geschäft des Übersetzens hin, das wir von Zeit zu Zeit durch Deliberationen über die bestgeeignete Verdeutschung solcher Ausdrücke und Wendungen von Marx würzten, die uns für das Verständnis seiner Gedanken besonders wichtig erschienen. Auf diese Weise hatte die anscheinend rein philologische Übersetzerarbeit sehr dazu beigetragen, uns in der Vertretung der Marx-Engelsschen Lehre zu befestigen.

In welchem hohem Grade dies für Kautsky gilt, hat sich sehr bald in einer Polemik gezeigt, in die er durch einen Parteigenossen hineingezogen wurde, der bis dahin in der Partei das Ansehen der sachkundigsten Autorität in der Marxschen Lehre genoß.

Die widerspruchsvolle Behandlung der Persönlichkeit Martin Luthers durch verschiedene namhafte deutsche Sozialdemokraten bei dem vierhundertsten Geburtstage des Reformators veranlaßte Kautsky Ende 1883, in der „Neuen Zeit“ einen Artikel zu veröffentlichen, der Luthers Persönlichkeit und geschichtliche Rolle unter dem Gesichtspunkt der materialistischen Geschichtsauffassung objektiv beleuchtete. Obwohl der Artikel („Zum Lutherjubiläum“, Jahrgang 1883 der „Neuen Zeit“, Seite 489 ff.) von jeder Gehässigkeit gegen Luther frei ist, neben seinen Fehlern auch seine Verdienste hervorhebt, zog er Kautsky heftige Angriffe von dem Parteimitglied C. A. Schramm zu, der als Bruder eines, übrigens nicht unbedeutenden und auch liberal gesinnten protestantischen Geistlichen Anstoß daran nahm, daß der Artikel zusammenfassend Luthers großen Einfluß auf seine Zeitgenossen damit erklärt, daß er zwar inkonsequent, aber ein Agitator voll Feuer und Leidenschaft und ein Meister in der Kunst war, in der Sprache des Volkes zum Volke zu sprechen, was selbst die anerkanntesten Absolutisten für die Sache, der er (Luther) diene, für den fürstlichen Absolutismus, keine Sympathie haben. Es heiße aber, schrieb Kautsky, „Luthers Bedeutung überschätzen, wenn man ihn als den

geistigen Mittelpunkt oder gar als den Vater der Reformation ansieht“. Als es in einer Sitzung des Deutschen Arbeitervereins Zürich darüber zwischen ihm und Schramm zu einer Debatte kam, schreckte Schramm in der Polemik vor keinem Mittel einer unwürdigen Dialektik zurück. Noch abstoßender offenbarte er sich ein Jahr später in einer Auseinandersetzung über eine Frage, die für die Entwicklung des sozialistischen Gedankens in Deutschland von ungleich größerem Interesse war.

Die Frage spielte sich formal als ein Streit über das wissenschaftliche Verhältnis von Karl Marx zu Karl Rodbertus ab, dem heute nahezu vergessenen Verfasser der einst vielgelesenen sozialen Briefe an Julius von Kirchmann. Unter dem Einfluß von Rudolf Meyer, Adolf Wagner und anderen hatte sich im Laufe der zweiten Hälfte der siebziger und Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts in der akademischen Welt Deutschlands ein Kultus des Sozialwissenschaftlers Karl Rodbertus entwickelt, der in maßlose Übertreibungen ausartete. Rodbertus hat wohl auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte und als Kritiker der Fehlschlüsse der bürgerlichen Nationalökonomie bedeutendes geleistet, war aber in den wissenschaftlichen Folgerungen aus seiner Kritik auf halbem Wege stehengeblieben und als Sozialpolitiker nicht über kleinlich utopistische Vorschläge und recht verschwommene Zukunftsbetrachtungen hinausgekommen. Er wurde jetzt als unübertroffener sozialistischer Denker gepriesen, der früher als Marx dem wissenschaftlichen Sozialismus die Begründung geliefert habe und dessen Schriften dem Staatsmann wie dem kämpfenden Sozialisten Klarheit darüber schafften, was an sozialer Reform notwendig und möglich sei. Wohlmeinende, aber in der sozialistischen Theorie nur wenig bewanderte Literaten brachten in diesem Sinn gehaltene Artikel in die von Arbeitern unter dem Sozialistengesetz vornehmlich gelesene Tagespresse.

Längere Zeit hatten wir Sozialisten marxistischer Richtung das Treiben ignorieren zu dürfen geglaubt. Als aber im Frühsommer 1884 Wortführer der Rodbertusschen Schule aus dem Nachlaß des Meisters dessen unvollendeten vierten Brief an von Kirschmann demonstrativ unter dem gleichen Titel wie Marx' Hauptwerk „Das Kapital“ mit einem Vorwort von Adolf Wagner herausbrachten, worin Rodbertus als der „Ricardo des ökonomischen Sozialismus“ verherrlicht wurde, hielt Kautsky die Zeit für gekommen, das Schweigen zu brechen. In einem „Das Kapital von Rodbertus“ überschriebenen Artikel legte er in zwei Nummern des gleichen

Jahrgangs der „Neuen Zeit“ dar, welcher gewaltige, notwendig zu entgegengesetzten Folgerungen führende Unterschied zwischen der wissenschaftlichen Methode von Marx und der ideologisch konstruierenden Betrachtungsweise von Rodbertus besteht. Rodbertus, der die Verwirklichung eines sich in den Tatsachen und nicht bloß in Definitionen manifestierenden kommunistischen Systems einer fernliegenden Zukunft überlasse und Gegner der Organisation der Arbeiter zur politischen Partei sei, könne nicht als Sozialist im Sinn der unter diesem Namen kämpfenden Arbeiterparteien betrachtet werden, er sei nicht der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, sondern als Sozialtheoretiker ein konservativer Utopist.

Bei aller Kritik der Sozialtheorie des Rodbertus wurde diese Abhandlung dessen Leistungen als Kritiker der Nationalökonomie der Manchesterschule durchaus gerecht. C. A. Schramm sandte nun der „Neuen Zeit“ einen Gegenartikel: „K. Kautsky und Rodbertus“ ein, worin Kautskys Arbeit von oben herab als ein „gedankenlos und oberflächlich hingeschriebenes Elaborat“ genannt und Kautsky unterstellt wurde, er habe aus Ärger darüber, daß Verehrer von Rodbertus diesen über Marx gestellt und als den Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus gefeiert hatten, und aus dogmatischer Verrantheit Rodbertus heruntergerissen. Kautsky veröffentlichte diesen Gegenartikel im Heft II der „Neuen Zeit“ vom Jahrgang 1884 und ließ ihm eine Replik folgen, auf die Schramm eine Erwiderung sandte, die mit einem Schlußwort Kautskys im Heft 5 des Jahrganges 1885 der „Neuen Zeit“ veröffentlicht wurde. Auf diese Polemik näher einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen, wer sie nachliest, wird finden, daß Schramm die gegen Kautsky erhobenen Vorwürfe sachlich nicht aufrechterhalten konnte und sich daher immer von neuem bemühte, die Kritik an Rodbertus als einen häßlichen Prioritätsstreit zu verdächtigen. „Wenn Schramm“, so erklärte ich in einem Zusatz zu dem Engelsschen Briefe vom 25. Oktober 1883, „nicht begreifen wollte, daß man als Marxist unmöglich in Rodbertus schon daraufhin einen Bundesbruder erblicken konnte, daß dieser die Elementarsätze der Theorie von Mehrwert ähnlich begriff wie Marx und mit Berserkerwut über Kautsky herfiel, als dieser ihm das klarmachte, so war das von der unschönen Form seiner Polemik abgesehen, doch auch nur ein Beweis dafür, daß er trotz seiner intensiven Beschäftigung mit der Marxschen Werttheorie durchaus im unklaren darüber geblieben war, welche Bedeutung ihr in der Marxschen Gesellschaftstheorie zukam und worin die

wissenschaftliche Entdeckung von Marx wirklich bestand.“ (Die Briefe von Friedrich Engels an Eduard Bernstein. Seite 43.) Schramm war der Verfasser einer Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts erschienenen und „Grundzüge der Nationalökonomie“ betitelten Broschüre, die im wesentlichen eine, wie anerkannt werden muß, außerordentlich klar gehaltene Popularisierung der Kapitel des ersten Bandes von Marx' „Kapital“ bildete, die vom Arbeitswert und vom Mehrwert in der kapitalistischen Wirtschaft handeln. Sie hatte ihm großes Ansehen in den geistigen Oberschichten der deutschen Sozialdemokratie verschafft, zugleich aber auch ein starkes Selbstbewußtsein in ihm gezeitigt, das ein Brief von Rodbertus, dem er seine Schrift und einen seiner Aufsätze übersandt hatte, noch steigerte. So hatte er geglaubt, den jüngeren Karl Kautsky von oben herab abtun zu können, und es sehr unangenehm empfunden, daß er in der Kontroverse mit Kautsky von diesem, wie er sich nicht verhehlen konnte, überführt worden war, nicht über das Abc der Marx'schen Gesellschaftstheorie hinausgekommen zu sein. Die Aufnahme einer Disputation zwischen ihm und Kautsky, zu der die Züricher Mitgliedschaft der deutschen Sozialdemokratie beide eingeladen hatte, zeigte ihm unverkennbar, daß überzeugte sozialistische Arbeiter mit keinem Mittel einer noch so gewandten Dialektik dafür zu gewinnen waren, die Folgerungen des Rodbertus aus der Doktrin vom Arbeitswert als für sie gleichwertig mit den Folgerungen von Marx hinzunehmen. Infolgedessen entschloß er sich zu einem anderen Kampf, der ihn in noch stärkeren Gegensatz zu uns bringen sollte.

Ich hatte mich schriftstellerisch in seine wissenschaftliche Kontroverse mit Kautsky nicht eingemischt. Doch hatte ich ihn, mit dem ich noch recht befreundet war, nicht in Zweifel darüber gelassen, daß ich in diesem Streit durchaus auf Seite Kautskys stand. Fast zur gleichen Zeit, als Kautsky in der „Neuen Zeit“ mit dem Rodbertuskult wissenschaftlich abrechnete, wies ich in einem Leitartikel des „Sozialdemokrat“ mit großer Schärfe den Versuch des noch im jugendlichen Alter stehenden begabten Wiener Schriftstellers und Dichters Hermann Bahr ab, den Vorschlag von Rodbertus, das, was dieser den „verhältnismäßigen Arbeitslohn“ nannte, nämlich die Verewigung der erreichten Mehrwertssrate des Besitzes durch Gesetz, der Arbeiterschaft als ihre Parole aufzuschwatzen. (Artikel „Höheres Blech“ im „Sozialdemokrat“ v. 3. Sept. 1884.)

Die Beschäftigung mit Rodbertus hatte es Kautsky nahegelegt, seine Studien in der Ökonomie und Geschichte zunächst dort

fortzusetzen, wo ihm die größte Möglichkeit der Erforschung des erforderlichen Quellenmaterials geboten war: in London mit der reichen Bibliothek des Britischen Museums und wo Friedrich Engels sich vor der ungeheuren Aufgabe sah, den Marx'schen Nachlaß an Büchern und Manuskripten durchzuarbeiten und von den letzteren das zu Marx' „Kapital“ gehörige so zum Druck in Buchform fertigzustellen, wie es dem Plan des Verstorbenen entsprach. Er brach daher Anfang Dezember seinen Züricher Haushalt ab und reiste zunächst mit seiner Frau zu den Eltern nach Wien, um nach den Festtagen nach London zu übersiedeln. Vor seiner Abreise gaben die leitenden Persönlichkeiten der Züricher Mitgliedschaft der Partei dem Ehepaar noch einen geselligen Abschiedsabend, denn Schramms böse Angriffe auf Kautsky hatten diesem die Sympathie der Parteigenossen erst recht gesichert. In Hinblick darauf fabrizierte ich für den Abend ein nach dem Wiener Gassenhauer „Bitt um fünf Minuten Aufenthalt“ zu singendes Abschiedslied, das Kautsky mit dem Rundreim feierte: „Ganz oberflächlich und gedankenlos.“

Der theoretische Kampf sollte indes noch ein Nachspiel haben. C. A. Schramm mochte es nicht verwinden, daß er in der Polemik über die Bedeutung von Rodbertus für die Sozialdemokratie seine Position gegenüber Kautsky nicht halten können. Er verfaßte eine Schrift „Marx, Rodbertus und Lassalle“, in der er Marx und Rodbertus gleichmäßig als Stubengelehrte hinstellte, die zwar wissenschaftlich Achtungswertes geleistet hatten, aber als Politiker nicht entfernt an Lassalle heranreichten, der durch kluges Vorgehen die Grundlagen einer leistungsfähigen politischen Arbeiterpartei gelegt habe. Er bot diese Schrift zuerst J. H. W. Dietz in Stuttgart zum Verlag an, der sie aber wegen ihrer inneren Unwahrheit ablehnte. Er fand dann in dem schon halb und halb der Partei entfremdeten Louis Viereck einen stimmungsverwandten Verleger für sie.

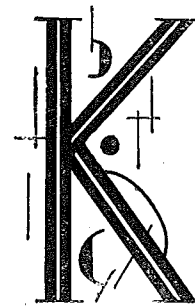
Viereck pflegte in der von ihm erworbenen „Süddeutschen Post“ einen Opportunismus, der sich wiederholt in allerhand Widersprüchen gegen die Grundgedanken der Politik der Sozialdemokratie verlor, und Schramm hob in seiner Schrift als besondere politische Weisheit Lassalles gleichfalls eine opportunistische Praxis hervor, die in Wirklichkeit Lassalle doch fern lag. Als nun Viereck einen Reklame-Waschzettel an die Presse versandte, in der diese Schrift als Verkündigung einer wichtigen politischen Erleuchtung angepriesen wurde, sandte mir Bebel zur Veröffentlichung im

„Sozialdemokrat“ eine Notiz: „Zur Aufklärung“ zu, in der ausgeführt wurde, Dietz habe die Schrammsche Schrift so wenig zur objektiven Klärung des Streits geeignet und überdies so voller persönlicher Angriffe gefunden, daß er es für richtig hielt, ihren Verlag abzulehnen; es bleibe dem Urteil ihrer Leser überlassen, ob ihr Inhalt das von ihr Versprochene wirklich gebe. Die Notiz erschien in der Nummer des „Sozialdemokrat“ vom 10. Dezember 1885, worauf Schramm in einer sozialdemokratischen Parteiversammlung, der wir beide beiwohnten, an mich herantrat und mich ersuchte, ihm den Verfasser der Notiz zu nennen. „Den will ich Dir gerne angeben“, begann ich und wollte ihn Bebel nennen, als mir der Gedanke durch den Kopf zuckte, daß ich doch verpflichtet sei, Bebel erst zu fragen, und ich fuhr fort: „Es ist aber doch wohl besser, ich frage ihn erst. Nimm also mich, der ich sie ohne Namensnennung veröffentlicht habe, für verantwortlich. Ich bin bereit, sie zu vertreten.“ Er ging auf seinen Platz zurück, schickte mir aber dann eine bissige Erklärung zu, die in dem Satz gipfelte, seine Schrift werde schon vor ihrem Erscheinen auf den Index gesetzt, weil er nicht blind und unbedingt auf das Dogma des Marxismus schwöre. Ich veröffentlichte sie in der nächstfolgenden Nummer des „Sozialdemokrat“ (17. Dezember 1885) und antwortete dort, von einem Index könne keine Rede sein, wenn es aber erlaubt sei, eine Schrift, noch ehe sie erschienen, in allen möglichen Tonarten anzupreisen, werde es auch kein Verbrechen sein, wenn jemand, dem sie als Manuskript vorgelegen habe, bekannt gebe, als was sie ihm erscheine. Die einfache Tatsache, daß Schramms Schrift „Grundzüge der Nationalökonomie“ wiederholt empfehlend im „Sozialdemokrat“ angezeigt worden ist, obwohl sie in ihrer umgearbeiteten Gestalt in wesentlichen Punkten von der Marxschen Theorie abweiche, werde genügen, die Unterstellung, der „Sozialdemokrat“ betrachte diese als ein Dogma, dessen Verletzung auf den Index gesetzt werden müsse, als leere Behauptung zu erweisen.

Als dann Schramms Schrift im Druck herauskam, habe ich sie in einem durch vier Nummern des „Sozialdemokrat“ gehenden Artikel (Nummern vom 21., 28. Januar, 5., 12. Februar 1886) sehr arg zerzaust. Die Schrift war wirklich ein böses Machwerk, voll arger Schiefheiten, stellte unter anderem Marx in dem durchaus falschen Licht eines Menschen hin, der sich im Exil fast nur auf Konspirationen verlegt habe, und brauchte Kautsky und anderen Parteigenossen gegenüber eine Tonart, die durchaus nicht

zarter war, als die von mir in dem Gegenartikel gebrauchte. Gewiß fällt es mir nicht ein, etwa darauf hinzuwirken, daß Schramms politische Persönlichkeit auf Grund seines damaligen Vorgehens beurteilt werde, seine Schrift mag als Produkt einer gereizten Augenblicksstimmung entschuldigt werden. Aber in dem Augenblick, wo sie in die Partei geworfen wurde, forderte sie eine kräftige Zurückweisung heraus, und auch mein Gegenartikel will nur als Produkt der Stunde beurteilt sein.

Auf unser persönliches Verhältnis hatte er die Rückwirkung, daß es mit unserer Freundschaft nun zu Ende war. Die stets auf Ausgleichung von Gegensätzen gesinnte Frau Schramm schrieb mir zwar einen wohlmeinenden Brief, in dem sie nachzuweisen suchte, daß ich die Absichten ihres Mannes verkenne, aber in einer der Parteileitung eingesandten Beschwerdeschrift gegen mich erging sich Schramm in Gehässigkeiten gegen meine Person, die selbst diejenigen ihrer Mitglieder empörten, die damals mit mir überworfen waren. Was mir es unmöglich machte, den persönlichen Verkehr mit Schramm fortzusetzen. Womit zu meinem großen Bedauern auch mein Verkehr mit seiner von mir sehr hochgeschätzten Frau ein Ende nahm.



27. Schmerzliche Kunde aus der Heimat

urz nachdem Kautskys Zürich verlassen hatten, erhielt ich eine Mitteilung von zu Hause, die mich zuerst ganz außer Fassung brachte. Der Student der Medizin Aron Bamberger, der mir sehr zugetane jüngere Bruder meines Schwagers Jakob Bamberger, schrieb mir, daß dessen Frau, meine Schwester Karoline, an einer tuberkulösen Gehirnhautentzündung daniederliege, die keine Hoffnung auf Wiederherstellung zuließe. Die Nachricht ergriff mich ungeheuer. Ich hatte diese Schwester, ein durch und durch selbstloses Geschöpf, ganz besonders lieb gehabt, und nun lag sie nach Bambergers Schilderung in einem Zustand des Starrkrampfes da, wo man ihr nur noch Erlösung durch den Tod wünschen könne. Mein erster Gedanke war, sofort nach Berlin zu reisen. Ich stürmte

auf die Straße, lief nach dem Bahnhof, erfuhr aber dort, daß der Schnellzug nach Berlin Zürich erst gegen Abend verlasse, und las nun den Brief zunächst noch einmal sorgfältig durch. Je mehr ich über das Geschriebene nachdachte, um so deutlicher schien es mir zu sagen, daß das Fahren nach Berlin für mich schlimmer als zwecklos sein würde. Uneinig mit mir selber, lief ich durch die Straßen, bis Ermüdung mich nötigte, nach Hause zu gehen. Unterwegs traf ich einen aus Berlin ausgewiesenen Genossen, der meine Familie kannte, und zeigte ihm den Brief. Er drückte mir seine Teilnahme aus, riet mir aber, als er bemerkte, ich gehe mit dem Gedanken um, noch den gleichen Tag nach Hause zu reisen, auf das entschiedenste davon ab. Der Brief sei sicher in der Absicht geschrieben, mich auf die Todesnachricht vorzubereiten, wahrscheinlich lebe meine Schwester schon jetzt nicht mehr, und keinesfalls werde ich sie in einem Zustand treffen, wo ich ihr meine Liebe werde ausdrücken können. Habe es einen Sinn, um sie im Starrkrampf liegen zu sehen und auf ihren Tod warten zu müssen, mich der Gefahr auszusetzen, in die Hände der Polizei zu fallen? Schon die Rücksicht auf meine Parteipflicht verbiete mir das.

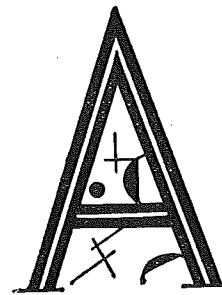
Diese Erwägung schlug bei mir durch, auch hatte der Genosse den Zweck des Briefes richtig durchschaut. Als dieser eingetroffen war, weilte meine Schwester in der Tat schon nicht mehr unter den Lebenden. Und ein weiterer Verlust stand mir bevor. Einige Tage nach Empfang des Briefes besuchte mich die sehr feinfühlende Frau des C. A. Schramm, die von der schweren Erkrankung meiner Schwester erfahren hatte und mir ihre Teilnahme ausdrücken wollte. Und da wurde mir, noch während diese Freundin bei mir war, vom Briefträger ein Brief meines Bruders Adolf übergeben, der mir mitteilte, daß Schwester Karoline gestorben und bestattet und daß außerdem unser Vater einem schweren Asthmaanfall erlegen sei, der ihn auf der Rückkehr vom Kirchhof zugestoßen war. Unter anderen Umständen hätte ich den Tod des Vaters wahrscheinlich als ein unvermeidliches Naturereignis philosophisch hingenommen, denn der Verstorbene hatte gerade das siebzigste Lebensjahr vollendet, was damals in meinen Augen ein sehr viel höheres Alter war, als ich es jetzt zu betrachten mich gewöhnt habe. In Verbindung mit der vorhergegangenen Kunde wirkte die Nachricht aber so erschütternd auf mich ein, daß ich Frau Schramm den Brief zu lesen gab und sie bat, mich, nachdem sie ihn gelesen, allein zu lassen; es sei mir unmöglich, mit irgend jemand über die Empfindungen zu sprechen, die mich erfüllten. Die hochgesinnte

Frau verstand das, drückte mir nach Lesen des Briefes die Hand und entfernte sich schweigend.

Draußen unterrichtete sie jedoch, ehe sie die Wohnung verließ, meine Wirtin von dem Vorgefallenen, und nach einer kurzen Weile kam Frau Meily in mein Zimmer, setzte, während ich, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, grübelnd an meinem Pult saß, ohne ein Wort zu sagen eine geschliffene Flasche mit besonders gutem Wein auf meinen Tisch, daneben einen Kuchen, und ging still wieder hinaus. Zuerst verstimmte mich diese Gabe etwas, dann aber sagte ich mir, daß die gute Frau zweifelsohne mit ihr nur etwas getan hatte, was des Landes Brauch war, und schrieb ihr einen Brief, worin ich ihr für ihre Aufmerksamkeit herzlich Dank sagte und sie bat, mich zu entschuldigen, wenn ich bis auf weiteres nicht mit ihr über die schweren Verluste spreche, die mich betroffen haben. Es sei mir das aus Gefühlsgründen noch unmöglich. Wenn ich erst innerlich ruhiger geworden sei, werde sich auch das ändern.

Ebenso hielt ich mich längere Zeit vom Verkehr mit mir sonst befreundeten Parteigenossen fern. Nur in der Einsamkeit fand ich meine seelische Ruhe wieder.

Dann lud ich, da mit des Vaters Tod dessen Haushalt aufgelöst werden mußte, das einzige seiner Kinder, das noch im Haus war, meine jüngste Schwester Martha ein, zu mir nach Zürich zu kommen, um bei mir zu wohnen. Sie sagte zu, Frau Meiry richtete ein Zimmerchen für sie ein, und das blühende, noch nicht zwanzigjährige junge Mädchen wurde uns allen eine liebe Hausgenossin.



28. Parteistreit um die Dampfersubvention

Am 28. Oktober 1884 hatten Neuwahlen zum Deutschen Reichstag der Sozialdemokratie einen erheblichen Stimmenzuwachs gebracht sowie eine Vermehrung ihrer Mandate, die durch Gewinne bei den Stichwahlen so gesteigert wurde, daß die Partei nunmehr im Reichstag über 24 Sitze verfügte, was ihr nicht nur die in der Geschäftsordnung festgelegten Rechte einer anerkannten

Fraktion eintrug, sondern sie auch bei verschiedenen Abstimmungen im Reichstag zum Zünglein in der Waage zwischen den traditionell zur Regierung haltenden Parteien und den gesamten bürgerlichen Oppositionsgruppen machte.

Diese Veränderung in der parlamentarischen Machtstellung der Partei hatte zur Folge, daß selbst Parteien, die bis dahin in den Diskussionen des Reichstags nur hochmütig von oben herab von der Sozialdemokratie gesprochen hatten, sich eines höflicheren Tons ihr gegenüber befleißigten, Regierungsvertreter an führende Mitglieder der Fraktion herantraten und sich mit ihnen über die Tragweite von Vorlagen unterhielten, die keinen ausgesprochenen parteipolitischen Charakter trugen, und was dergleichen Beweise der Anerkennung des, sagen wir parlamentarischen Heimatrechts der sozialdemokratischen Abgeordneten waren. Das wirkte auf einige Mitglieder der Fraktion so stark ein, daß sie sich geneigt zeigten, dem Sprichwort „Wie man in den Wald hineinruft, so tönt es heraus“ über das Notwendige hinaus gerecht zu werden.

Nun wurde die Fraktion im neuen Reichstag vor Fragen gestellt, die sich nicht auf Grund der einfachen Formeln erledigen ließen, die bis dahin die Politik der Sozialdemokratie bestimmt hatten. Es war die Zeit, wo die Bewegung für den Erwerb von Kolonien durch Deutschland eine Frage der praktischen Politik zu werden begann und durch Bismarck, der sich längere Zeit zu ihr ablehnend verhalten hatte, schrittweise unterstützt wurde. Zunächst wurden einige Erwerbungen von Deutschen in Afrika zu Schutzgebieten des Reiches erklärt, womit aber der Heißhunger der in Vereinen verschiedener Art organisierten Propagierer des Kolonialgedankens keineswegs befriedigt war, hinter denen sehr hochgestellte Personen und Kapitalisten aller Grade standen. Für alle möglichen Zwecke wurden Kolonien für notwendig erklärt, darunter für die Deportation von Leuten ohne sichtbare Existenz und von Verbrechern. Deputationen von Großunternehmern aus den Hansestädten sprachen bei Bismarck vor und plädierten unter anderem für die Schaffung von Strafkolonien. Grund genug für die Sozialdemokratie, sich dieser Bewegung gegenüber sehr kritisch zu verhalten.

Da brachte in der Frühjahrsession 1885 die Reichsregierung eine Vorlage ein, deutsche Schifffahrtsgesellschaften für die Einrichtung und den Betrieb von regelmäßigen Dampfschiffsverbindungen nach Afrika, Ostasien und Australien zur Übernahme von Schnellpostdiensten zu subventionieren. Von einem Zusammenhang mit der Kolonialpolitik war in der Vorlage nichts gesagt, doch war

er bei den ins Auge gefaßten Linien nach Afrika offensichtlich gegeben. So kam man denn in der Fraktion einstimmig überein, die Subvention dieser Linien abzulehnen. Die Subvention der anderen Linien dagegen wollte eine Mehrheit der Fraktion aus dem Grunde bewilligen, daß es sich bei ihr um die Förderung der Kulturzwecke des Verkehrs handle, an denen auch die Arbeiter interessiert seien, und daß der für sie notwendige Bau von neuen Dampfern eine erhebliche Mehrbeschäftigung von Arbeitern Deutschlands bedeute. Eine Minderheit der Fraktion wollte jedoch auch sie ablehnen, da nicht nur bei jenen Linien gleichfalls die Kolonialpolitik im Hintergrund stehe, sondern auch die betreffenden Postverbindungen ohne Subventionen zu haben seien, sofern es sich nicht darum handle, bestimmte Schifffahrtsgesellschaften auf Kosten anderer (der Norddeutsche Lloyd in Bremen sollte als Konkurrent Hamburgs Subvention erhalten) zu begünstigen. Die Tatsache dieser Meinungsverschiedenheit in der Fraktion blieb den Parteimitgliedern im Lande nicht verborgen und gab zu lebhaften Diskussionen in den Mitgliedschaften Anlaß. Ganz überwiegend nahmen diese für die Fraktionsminderheit, der allerdings so angesehene Persönlichkeiten wie August Bebel, Wilhelm Liebknecht, Georg von Vollmar und Wilhelm Bock angehörten, Partei. An verschiedenen Orten stellte man sich mit Erbitterung, die sich in einigen Fällen zu Drohungen steigerte, der Mehrheit der Fraktion gegenüber.

Ich selbst hatte mich im „Sozialdemokrat“ gleichfalls für die ausnahmslose Ablehnung der Subventionsvorlage ausgesprochen, und zwar unter Berufung auf ihren inneren Zusammenhang mit der Bewegung für eine weitreichende Kolonialpolitik. Was man auch im Augenblick erkläre, sagte ich mir, direkt oder indirekt werden die subventionierten Dampferlinien der Vermehrung der deutschen Kolonien dienen, und je größer der Kolonialbesitz Deutschlands sei, um so mehr habe die unter ein eben erst verlängertes Ausnahmegesetz gestellte deutsche Sozialdemokratie zu gewärtigen, daß man eines Tages die eine oder andere Kolonie als Strafkolonie für die Deportation von Sozialdemokraten benutzen werde. Und solange sie mit dieser Möglichkeit zu rechnen habe, konnte nach meiner Ansicht die Sozialdemokratie unmöglich die Kolonialpolitik unterstützen, selbst wenn sie dem deutschen Erwerb von Kolonien nicht grundsätzlich feindlich gegenüberstand. Ich gab dem im Parteiorgan in möglichst unaggressiver Form Ausdruck, denn es lag mir nichts ferner, als die Vertreter einer anderen Auffassung zu verdächtigen.

Indes nahmen auch Vertreter einer schärferen Tonart im „Sozialdemokrat“ das Wort. So sandte mir der Berliner Ausgewiesene Heinrich Rackow, der eine angesehene Stellung in der Partei bekleidet hatte und im allgemeinen keiner von den Ultraradikalen war, einen Artikel gegen die Bewilliger der Dampfersubvention ein, der ihnen faktisch im Notfalle mit Ausstoßung aus der Partei drohte. Und Wilhelm Liebknecht schickte mir für die Veröffentlichung im „Sozialdemokrat“ Notizen über die Bewilligungsfrage, die im Grund versöhnlich gemeint waren, aber, da sie für die Ablehnung der Subventionsvorlage plädierten, von der Fraktionsmehrheit, die über die sich gegen sie richtende Bewegung ohnehin erbittert war, als Sticheleien aufgefaßt wurden und ihren Verdruß steigerten.

Der Konflikt stieg auf die Spitze, als die Expedition des „Sozialdemokrat“, das heißt Motteler, diesem bei der Versendung Exemplare eines gedruckten Aufrufs der Züricher Mitgliedschaft der Partei beilegte, der die Genossen allerorts aufforderte, gegen die Haltung der Fraktionsmehrheit Stellung zu nehmen. Und so beschloß diese am 20. März eine Fraktionserklärung, welche die im „Sozialdemokrat“ an der Fraktion geübte Kritik für „unzulässig“ erklärte. Das Parteiorgan habe unter keinen Umständen gegen die Fraktion Stellung zu nehmen, die für seine Haltung verantwortlich sei. Nicht das Blatt habe die Haltung der Fraktion zu bestimmen, sondern die Fraktion die Haltung des Blattes.

Diese Erklärung wurde mir von Ignaz Auer im Auftrage der Fraktion mit der Weisung zugesandt, sie in der nächsten Nummer des „Sozialdemokrat“ an dessen Spitze zu veröffentlichen, mich aber jeder Anschrift an sie zu enthalten. Sie und das Verbot, mich in dem Blatt, dessen Redakteur ich war, zu ihr zu äußern, erregten mich in nicht geringem Grade. Sie bedeuteten in meinen Augen nichts anderes, als die Aufhebung meiner geistigen Unabhängigkeit, und die glaubte ich mir unter keinen Umständen gefallen lassen zu sollen. Ich setzte mich also hin und schrieb einen Brief an die Fraktion, den ich damals nicht zur Veröffentlichung gebracht habe. Da in den von diesem Streite handelnden Briefen von Friedrich Engels und Karl Kautsky an mich auf mein Verhalten Bezug genommen wird, so gebe ich ihn in seinen wesentlichen Stücken hier wieder. (Siehe Briefe von Fr. Engels an Ed. Bernstein, mit Briefen von K. Kautsky, Berlin, J. H. W. Dietz Nachf., S. 164 bis 172.)

Nach einer kurzen Einleitung, daß die Redaktion des „Sozialdemokrat“ es mit den Grundsätzen der Partei unvereinbar halte,

die Erklärung in der gewollten Weise zu veröffentlichen, fährt der Brief fort:

„Es blieben ihr (der Redaktion) unter solchen Umständen nur zwei Wege übrig:

Erstens, die Veröffentlichung abzulehnen und es der Fraktion zu überlassen, ihre bezüglichen Wünsche bzw. Instruktionen direkt den Genossen zu übermitteln.

Die Redaktion wäre zu ihrem Vorgehen um so mehr berechtigt, als der „Sozialdemokrat“ keineswegs das Organ der Fraktion, sondern der Partei ist und nur der Kontrolle der erstgenannten untersteht.

Der Fraktion steht das Organ selbstverständlich jederzeit behufs Erklärungen in Parteifragen zur Verfügung, es wäre aber unerhört, wenn die Genossen im Lande und die Redaktion nicht das Recht haben sollten, in einer Sache, die sie so ersichtlich angeht, ihren Standpunkt gegebenenfalls auch gegen die Fraktion geltend zu machen . . .

Der zweite Weg wäre somit der, daß die Redaktion den Erlaß der Fraktion zwar abdruckt, gleichzeitig aber im Blatt erklärt, daß sie von ihrem Posten zurücktritt.

Es bleibe vorläufig dahingestellt, ob nicht dieser Effekt bei Fassung des Beschlusses der Fraktion stillschweigende Voraussetzung war. In diesem Falle wäre es jedoch vom Standpunkt des Parteiinteresses sicherlich besser gewesen, wenn die Fraktion direkt interveniert hätte, anstatt durch die von ihr beliebte Erklärung die Partei dem Gespött auszusetzen . . .

Die Redaktion betrachtet daher die spezielle Frage der Veröffentlichung — so sehr sich der Beschluß selbst gegen sie richten mag — keineswegs als ihre persönliche Angelegenheit. Sie kann sich aber nicht entschließen, sich zur Mitschuldigen einer grenzenlosen Blamage der Partei zu machen, hält es vielmehr für ihre Pflicht, der Fraktion vorerst einmal vor Augen zu führen, welches die Folgen ihres Beschlusses sind, ehe sie definitiv Stellung nimmt.

Es erscheint ihr geradezu unmöglich, daß Sozialdemokraten bei ruhiger Überlegung und Vergegenwärtigung seiner vollen Tragweite einen unsere Partei in so hohem Grade kompromittierenden Beschluß fassen konnten.

Die Redaktion stellt es daher der Fraktion anheim, ihn noch einmal in Erwägung zu ziehen, und legt zu diesem Behufe Kopie der Erklärung — der die übrigens in solchen Fällen doch wohl unerläßlichen Unterschriften der Beschlußverfasser fehlten — sowie das Begleitschreiben bei.

Mit sozialdemokratischem Gruß

die Redaktion des „Sozialdemokrat“.

Der Brief wurde von verschiedenen als eine Beleidigung der Fraktion aufgefaßt, und ich gebe gern zu, daß er sie verletzen konnte. Aber nicht um der Fraktion Unangenehmes zu sagen, hatte ich ihn geschrieben. Ich hatte ihr eindrucksvoll klarmachen wollen, daß und warum ich nicht Redakteur des „Sozialdemokrat“ bleiben könne, wenn sie auf dem Erlaß bestehe. Und das war mir bitter

ernst. Noch am gleichen Tage schrieb ich an den leitenden Redakteur der von der Sozialistischen Partei der Vereinigten Staaten von Amerika in Newyork herausgegebenen „Newyorker Volkszeitung“, Alexander Jonas, mit dem ich im Jahre 1881, wo er sich einige Wochen in Zürich aufhielt, recht freundschaftlich verkehrt hatte, ich würde möglicherweise die Stelle als Redakteur des „Sozialdemokrat“ aufgeben müssen und frage ihn, ob sich in diesem Fall vielleicht in Newyork eine Stelle als Journalist für mich finden ließe, worauf ich von ihm die Antwort erhielt, im allgemeinen seien die Aussichten darauf nicht sonderlich günstig, doch könne ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß er im Notfall seinen gut-bezahlten Redaktionsposten mit mir teilen würde.

Indes kam es nicht zu diesem Äußersten. Die Fraktion, die durch meinen Brief in einige Verlegenheit gesetzt worden war, da Julius Motteler sich ihm grundsätzlich angeschlossen hatte, nahm das Anerbieten Wilhelm Liebknechts an, sofort nach Zürich zu fahren, um uns „Züricher“ zur „Raison“ zu bringen, und gab ihm für etwa notwendig werdende Maßnahmen unbegrenzte Vollmacht. Und Liebknecht schlug in Zürich in der Tat zunächst uns gegenüber, um uns einzuschüchtern, einen recht diktatorischen Ton an. Als ich ihm aber dann nachwies, daß die Erklärung der Fraktion nicht nur die Partei im höchsten Grade vor der Welt bloßstelle, sondern auch Staatsanwälten und nach oben willfährigen Richtern eine bequeme Handhabe biete, leitende Mitglieder der Partei in Deutschland für den Inhalt des „Sozialdemokrat“ juristisch haftbar zu machen, gab er mir zu, daß die Erklärung in der vorliegenden Form unmöglich sei und einen Wortlaut erhalten müsse, der an der geistigen Unabhängigkeit der Redaktion des „Sozialdemokrat“ keinen Zweifel lasse.

Damit war die Grundlage für eine Verständigung geschaffen. Liebknecht arbeitete nun eine Fassung der Fraktionserklärung aus, die mich zwar auch nicht befriedigte, mit der ich mich aber als Vorläufer einer von ihm gleichfalls entworfenen Mitteilung über eine erfolgte Einigung zwischen Fraktion und Redaktion abfinden konnte, wonach die erstere anerkannte, daß der „Sozialdemokrat“ vor allem Organ der Partei sei und als solches das Recht der freien Aussprache ihr gegenüber habe. So veröffentlichte denn der „Sozialdemokrat“ in seiner Nummer vom 21. April 1885 die Erklärung der Fraktion in der ihr von Liebknecht gegebenen Fassung und ließ ihr in der Nummer vom 23. April auf der vierten Seite die inzwischen der Fraktion vorgelegte und von ihr gutgeheißene

Mitteilung über unsere Einigung folgen. In dieser Mitteilung, die für die Geschichte der Partei von Interesse ist, heißt es nach einer kurzen Einleitung:

„Fraktion und Redaktion sind darin einig, daß innerhalb der Partei absolute Freiheit der Kritik obwalten muß, und daß jeder Versuch, diese Freiheit zu beeinträchtigen, einen Verrat an den Parteiprinzipien bedeuten und die Grundlage, auf der die Partei ruht, erschüttern würde.

Fraktion und Redaktion sind aber auch darin einig, daß die Einheit und Aktionsfähigkeit der Partei unter allen Umständen gewahrt werden müssen, und daß es durchaus zu verwerfen ist, wenn unter dem Vorwand, das Recht der freien Kritik auszuüben, der Versuch gemacht würde, der Parteileitung die Erfüllung ihrer Pflicht zu erschweren. Es darf nicht aus den Augen verloren werden, daß die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands sich unter einem Ausnahmegesetz und damit in einem Ausnahmezustand, gewissermaßen in einem Kriegszustand befindet. Und der Kriegszustand bedingt eine straffe Zentralisation der Kräfte, welche ohne das Vertrauen der Genossen nicht zu verwirklichen ist. Die Parteiververtretung vermag ihrer schwierigen Aufgabe nicht zu genügen, wenn sie nicht auf die Unterstützung der Genossen rechnen kann. Hat die Parteileitung in bezug auf eine bestimmte Angelegenheit einen Beschluß gefaßt, so muß sie die Gewißheit haben, daß die Genossen mit vollem Vertrauen und ganzer Kraft hinter ihr stehen. Ist auch der eine oder andere abweichender Meinung, so hat er sich der Vertretung der Gesamtheit taktisch unterzuordnen, gerade wie erforderlichenfalls innerhalb dieser Vertretung die Minorität sich der Majorität unterzuordnen hat. Geschieht dies nicht, so hört jede Organisation und jede Aktion auf. Das beste Korrektiv gegen etwaigen Mißbrauch dieser Vertrauensstellung der Fraktion bietet eben den Genossen die absolute Meinungsfreiheit.

In der Streitfrage, welche zu der Erklärung in Nr. 14 Anlaß gegeben hat, ging die Fraktion von der Überzeugung aus, daß die Züricher Resolution, welche die Genossen zu „Maßnahmen“ gegen die Fraktion, das heißt, gegen die Parteileitung aufforderte, die Aktionsfähigkeit der Parteileitung und damit der Partei schmälern mußte. Die Züricher Genossen bestreiten es, eine derartige Absicht gehabt zu haben, und werden in nächster Nummer die betreffende Erklärung veröffentlichen. Jedenfalls hat die Fraktion nur das Interesse der Partei im Auge gehabt. An eine Vergewaltigung irgendwelcher Art hat sie nicht gedacht, kann sich aber auch keine Vergewaltigung irgendwelcher Art gefallen lassen. Sie ist es der Partei schuldig, das ihr anvertraute Ehrenamt der Parteileitung in allen seinen Konsequenzen auszuüben und gegen alle Angriffe zu verteidigen.

Über die Stellung der Fraktion zu dem Parteiorgan wird in den nächsten Nummern gesprochen werden, für heute nur so viel: „Die Fraktion denkt nicht daran und kann nicht daran denken, den „Sozialdemokrat“ als ihr persönliches Organ zu betrachten, mit dem sie nach Belieben schalten und walten kann. Der „Sozialdemokrat“ gehört der Gesamtpartei und ist das Organ der Gesamtpartei. Die Gesamtpartei wird aber vertreten durch die Fraktion, die kraft ihres Amtes als Parteiververtretung naturgemäß die Kontrolle des Parteiorgans hat. In bezug hiermit befindet sie sich im vollsten

Einverständnis mit der Redaktion der Parteiorgane, und die Vorkommnisse, welche die Erklärung in Nr. 17 des „Sozialdemokrat“ veranlaßten, haben dieses Verhältnis brüderlichen Zusammenwirkens unberührt gelassen.“

Bevor die Nummer mit dieser Mitteilung den Parteigenossen zu Gesicht kam, hatte jedoch die in der Nummer vom 2. April veröffentlichte Fraktionsklärung selbst in der von Liebknecht abgeschwächten Form bei einem erheblichen Teil starke Erregung verursacht. Und so gingen dem „Sozialdemokrat“ aus einer ganzen Reihe von Ortschaften mehr oder weniger scharfe Proteste gegen sie ein. Die ersten davon wurden in der gleichen Nummer wie die vorstehende Mitteilung auszugsweise veröffentlicht. Nur ein sehr ausführliches und sorgfältig ausgearbeitetes Protestschreiben der Mitgliedschaft Frankfurt am Main erging sich in Ausfällen gegen die Fraktionsmehrheit, die schon einer unverhohlenen Kriegserklärung nahekam.

Als Zeichen der damaligen Stimmung einer nicht unbedeutenden Mitgliedschaft der Partei, der sich dann andere Mitgliedschaften anschlossen, mögen hier einige Stücke dieses an die Parteigenossen im Lande gerichteten Protestaufrufes folgen:

„Alles, was wir einem Teil unserer Fraktion vorzuwerfen hatten, war nur als eine Reihe taktischer Fehler zu verzeichnen. Dieselben erschienen jedoch in einem ganz anderen Lichte, wenn man die Erklärung, welche jüngst veröffentlicht wurde, hiermit vergleicht. Dieselbe bildet gleichsam einen würdigen Schlußstein des Ganzen. Ihr habt alle diese Erklärung gelesen.

Wir Genossen von Frankfurt am Main erblicken in dieser Fraktionsklärung den Versuch zu einer diktatorischen Maßregelung, den Versuch der Mehrheit der Fraktion, eine Art Ausnahmegesetz in unser inneres Parteilieben einzuführen. Wir erblicken in dem Sinne dieser Erklärung einen maßlosen, unerhörten Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht unserer Genossen, und dokumentieren hiermit eine Verletzung des Gleichheitsprinzips von seiten der Vertreter desselben . . .

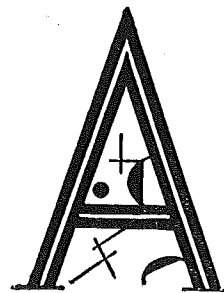
Über den letzten Passus in der Erklärung, den Ton derselben, wollen wir lieber schweigen, wir fürchten, die zornige Entrüstung würde unser klares Urteil trüben. Wenn jedoch die Fraktionsmajorität so genau weiß, daß ihre Stellung unerschütterlich ist, so möge sie nur noch so eine Erklärung veröffentlichen, dann wird sie sehen, daß die Proletarier kundig sind, den Weizen vom Unkraut zu säubern! . . .

Parteigenossen! Sollte euch im Laufe der Zeit offenbar werden, daß ein Teil unserer Abgeordneten versuchen, unsere revolutionäre Bewegung in den Sumpf des Parlamentarismus zu führen, respektive dieselbe an ihre Person zu knüpfen trachten, so beweist ihnen, daß ihr in Wahrheit emanzipiert seid,

nicht nur vom dunklen Geist der Vergangenheit und Gegenwart, nicht nur von der Phrase, sondern auch von euren eigenen sogenannten Führern, die weiter nichts sein sollen, als nur uns verantwortliche Abgeordnete.“

Dies der Schluß der Einsendung, zu der in einer anschließenden Notiz Liebknecht bemerkte: sie sei — und hierin sei die Redaktion mit der Fraktion vollständig einverstanden — von einer „Animosität, wie sie unter Parteigenossen nicht vorkommen sollte“ und entferne sich außerdem „in wesentlichen Punkten von dem Boden der Parteitaktik und Parteitradition“.

Der Ton der Einsendung hatte allerdings auch mir mißfallen, und ich hätte am liebsten die Frankfurter ersucht, mir einige Milderungen zu gestatten. Das ging aber aus verschiedenen Gründen nicht an, und da Liebknecht und Motteler darauf bestanden, fand das Protestschreiben unverkürzt und unabgetönt mit der von Liebknecht verfaßten Anschrift im „Sozialdemokrat“ Aufnahme. Es rief Gegenäußerungen einer Minderheit von Frankfurter Genossen sowie eine Gegeneinsendung der Parteimitgliedschaft Offenbach hervor, Karl Frohme polemisierte gegen sie in einem Schriftstück, das ihm nahestehende Genossen ohne sein Wissen dem nationalliberalen „Frankfurter Journal“ zur Veröffentlichung überließen, und andere Kontroversen mehr. Wie bei jeder Fehde, ging es auch bei dieser nicht ohne sogenannte Auspaukereien ab. Gab es unter den Mitgliedern der Fraktionsmehrheit Persönlichkeiten, denen es gar nicht passen wollte, daß der „Sozialdemokrat“ unzerzaust aus dem Kampf hervorging, so fehlte es noch weniger in der Opposition an Leuten, denen es, obwohl die Fraktion die Subventionsvorlage in der Schlußabstimmung abgelehnt hatte, lieber gewesen wäre, wenn der Konflikt mit Ausstoßungen aus der Partei geendet hätte. Namentlich verschiedene im Ausland wohnende Genossen wollten sich gar nicht beruhigen. Indes hatte die Partei mehr zu tun, als sich durch Streit im Innern zu zerfleischen.



29. Mein Lebensbund

In einem Frühjahrstag des Jahres 1886 brachten Schwester Martha und ich eine Freundin an die Bahn und begleiteten sie bis an den Zug. Draußen trug Martha ihr eindringlich Grüße an alle möglichen Familienmitglieder in Berlin auf. Ihre Stimme klang

dabei eigentümlich bewegt, und als der Zug aus dem Bahnhof hinausfuhr, merkte ich, daß ihr Tränen das Gesicht hinunterliefen. „Du wärest wohl gern mitgefahren“, fragte ich sie wie scherzend. „Ach nein“, antwortete sie in verschämten Ton. „Na, gestehe es nur, du hast Sehnsucht nach Berlin“, drang ich in sie. An verschiedenen Anzeichen hatte ich schon gemerkt, daß sich etwas wie Heimweh bei ihr eingestellt hatte. „Ach Gott“, antwortete sie entschuldigend, „man sehnt sich doch manchmal nach Leuten, die man liebt.“ „Gewiß“, gab ich zurück, „und das wird dir auch kein Mensch übelnehmen.“ Damit ließ ich für den Augenblick den Gegenstand auf sich beruhen, dachte aber im stillen darüber nach, wie ich der Schwester eine Ferienreise nach Berlin ermöglichen könne. Ich verfügte damals über ein nur mäßiges Einkommen. Obwohl der „Sozialdemokrat“ nun Überschuß machte, war es Freund Motteler und mir nicht beigekommen, das bescheidene Gehalt, das uns die Parteileitung in der Zeit zugesprochen hatte, wo der „Sozialdemokrat“ Zuschuß brauchte, uns erhöhen zu lassen. Nur durch gelegentliche Aufsätze für das damalige Organ der Zimmererbewegung erzielte ich noch kleine Nebeneinnahmen, und da sich Schwester Martha als gute Stickerin durch Heimarbeit für ein besseres Tapissierwarengeschäft gleichfalls etliche Einnahmen erwarb, kam die Summe für ihre Berliner Reise zusammen. Beseligt trat sie diese an und blieb, glaube ich, sechs Wochen in Spree-Athen, Zeit genug, um nun auch etwas Heimweh nach Limmat-Athen ins Gemüt aufzunehmen. Wieder in Zürich angelangt, erzählte sie mir viel von Berlin und nicht zuletzt vom schönen Verkehr bei den Geschwistern Zadek. Sie erging sich dabei mit besonderer Emphase über die gewinnende Art der so gebildeten Schwester des Doktors, die sich zu ihr ganz begeistert über Zürich geäußert habe. Das veranlaßte mich, im nächsten Brief, den ich Regina schrieb, sie auf das wärmste einzuladen, dem schönen Zürich, das sie ja nach Marthas Erzählungen so sehr liebe, doch einen Besuch zu gewähren. Er brauche gar nicht viel zu kosten. Meine Wirtsleute würden ihr in Marthas Zimmer ein Bett einrichten, und im übrigen werde sie mir, der ich so oft bei ihr und ihrer Mutter zu Gast gewesen sei, doch wohl nicht abschlagen, nun auch einmal einige Wochen mein Gast zu sein. So möge sie sich die Sache nicht lange überlegen und zeitig genug kommen, um noch etwas vom Sommer, dessen spätere Hälfte meist die bei weitem schönere sei, auf Bergen und See von Zürich genießen zu können.

Die Einladung hatte den gewünschten Erfolg, und dieser sollte für mich noch Schöneres bedeuten, als ich mir vorgestellt hatte. Noch bei der Niederschrift dieses Briefes hatte ich nicht an eine engere Verbindung gedacht. Wohl war in unserem Briefwechsel ein immer innigeres gegenseitiges Verständnis zutage getreten, wie das namentlich ein Brief zeigte, den Regina mir schrieb, als der Dampfersubventionkonflikt mit der Reichstagsmehrheit der Partei mich in eine sehr pessimistische Stimmung versetzt hatte, und Karl Kautsky hatte mir am 22. Dezember 1884 in einem überaus liebevollen Brief aus Anlaß des Todes meines Vaters und meiner Schwester Karoline eindringlich empfohlen, doch eine eheliche Verbindung einzugehen, und dabei zum Schluß auf Regina hingewiesen. Ich glaube, diese Stelle seines Briefes als ein Zeichen unseres Empfindens füreinander hier wiedergeben zu sollen. Sie lautet:

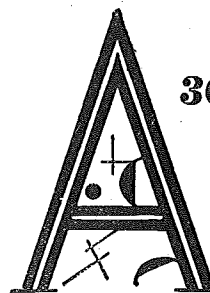
„... ich glaube, daß gerade die traurigen Verluste, die Du erlitten, Dich mahnen, Dir eine eigene Familie zu gründen. Ich habe bisher vermieden, so sehr ich es auch wünschte, Dir in dieser Angelegenheit zuzureden. Aber Deine letzten Briefe haben mich so tief ergriffen, daß ich alle Bedenken überwunden habe, die ich bisher gehegt. Du wirst ein unglücklicher Mensch, wenn Du nicht heiratest, lieber Ede, und Du bist der Mann, eine Frau vollkommen glücklich zu machen. Mag man das Familiensimpelei nennen, wir können über unsere historischen Bedingungen nicht hinaus. Ich habe oft mit Bangen daran gedacht, wie sich Deine Zukunft gestalten wird, und ich werde nicht eher beruhigt sein, als bis ich Dich mit einem braven Weibe verbunden weiß. Wo finden? wirst Du fragen. Nun, auch auf diese Frage wird sich Antwort finden. Louise meinte sogar, sie sei im Grunde Deines Herzens schon beantwortet.“

Der Streit in der Partei um die Dampfersubvention machte bald genug meine wirtschaftliche Existenz so unsicher, daß ich nicht daran denken konnte, eine Frau wie Regina an sie zu knüpfen. Als sie aber nun wieder in Zürich war, und wir in alter Herzlichkeit persönlich verkehrten, trat die Frage stärker als je vor meine Seele. Tagelang ging ich mit mir zu Rate, ob ich es verantworten könne, sie um ihre Hand zu bitten, bis auf einem längeren Spaziergang, den wir auf den Zürichberg machten, unsere Unterhaltung sich abstrakt dem Problem zuwandte, das mich mit Bezug auf unsere Personen beschäftigte. Da wies sie alle Bedenken, die nach meiner Ansicht gegen unsere Ehe sprachen, so entschieden als für Leute, die sich aufrichtig lieben, unwesentlich zurück, daß ich schließlich nicht umhin konnte, der Frage die persönliche Wendung zu geben: „Und wenn nun ich...?“ und eine Antwort erhielt, die dazu führte, daß wir uns die Hand zum Lebensbunde reichten und diesen durch Umarmung besiegelten.

Nach unserer Verhelichung Ende August 1886 schrieb mir dann Kautsky am 30. September 1886 einen warmherzigen Brief, in dem es unter anderem hieß: „Endlich einmal vernünftig geworden! Ich gratuliere Dir — nein, ich gratuliere Euch beiden auf das Herzlichste!... Lebt wohl, es umkrepelt die ganze happy family Euer alter Baron, der sich auf den Kopf stellte und auf den Händen tanzte, als er die Nachricht erhielt.“

Schwester Martha nahm die Kunde von unserer Verlobung mit Freuden auf, desgleichen Ignaz Zadek, das Ehepaar Romm und Reginas Mutter. Ihre Geschwister, die von der Sozialdemokratie nichts wissen wollten, setzten der Verbindung mit mir wenigstens keinen Einspruch entgegen. Ihr ältester Bruder Joseph, der Kaufmann war, stand ihr im Gegenteil helfend zur Seite, als die Zeit gekommen war, die Übersiedlung ihres Hausrats nach Zürich zu bewerkstelligen. Inzwischen mietete ich für uns eine Wohnung im oberen Stock eines Hauses in der Florstraße in Hottingen-Zürich, und in den ersten Tagen des Dezember kam Gine, wie sie jetzt auch für mich hieß, mit ihren beiden Kindern nach Zürich, die nun mich als ihren Vater begrüßten. Daß ich nur ihr Stiefvater war, haben sie in Anbetracht des üblen Klanges, den das Wort gerade bei Kindern hat, erst erfahren, als sie sich völlig an mich gewöhnt und Liebe zu mir gewonnen hatten.

Auch das Eingehen einer Ehe in Form Rechtsens erforderte einige Zeit, da es zu ihr der gesetzlichen Scheidung Gines von ihrem ersten Mann bedurfte, der sich inzwischen gemeldet hatte und, wenn er auch an den Kindern, die er nicht kannte, kein Interesse zu haben erklärte, nur schwer dazu zu bewegen war, in die endgültige Trennung von ihrer Mutter einzuwilligen. Indessen wurde diese Schwierigkeit mit Hilfe eines rechtskundigen Freundes überwunden, und am 17. Juni 1887 konnten Gine und ich vor dem Standesamt in Hottingen-Zürich die rechtsgültige Ehe eingehen. Wir feierten den Vorgang in größter Stille, da wir für den weiteren Umkreis unserer Freunde und Bekannten schon seit Monaten das Ehepaar Bernstein waren. Von den Aufmerksamkeiten, mit denen man uns aus Anlaß unserer ehelichen Verbindung erfreute, sei nur eine erwähnt. Die Parteileitung schrieb uns nach Zürich, nun ich verheiratet sei, sei nach ihrer Ansicht mein Gehalt als Redakteur auf 225 Franken, gleich 180 Mark im Monat, zu erhöhen. Und das erfolgte nun in der Tat. Die Form des Briefes aber erklärt das folgende Kapitel.



30. Das Freiburger Erkenntnis und „der Wahlkampf unter dem Franzosenschreck“

Am 4. August 1886 kam das Geheimbundsverfahren gegen die neun, von der Polizei ermittelten Teilnehmer am Kopenhagener Parteikongreß der deutschen Sozialdemokratie vor dem Landgericht in Freiberg in Sachsen zur Entscheidung. Es führte unter Befolgung der vom Reichsgericht gegebenen Weisung, daß „konkludente Handlungen“, wie die Entgegennahme eines Berichtes über den Stand der Verbreitung des „Sozialdemokrat“, schon die strafbare Teilnahme am Geheimbund zur Verbreitung des „Sozialdemokrat“ beweisen, zur Verurteilung der Angeklagten. Sechs von ihnen, darunter Auer, Bebel, Frohme und von Vollmar, wurden zu je neun, drei zu je sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Das Erkenntnis konnte nach dem Vorhergegangenen nicht sehr überraschen, interessieren mag jedoch, was mir Bebel später erzählte, daß, während der Vorsitzende des Landgerichts Chemnitz im Jahre 1885 die Angeklagten wiederholt scharf angefahren, sie indes freigesprochen hatte, der sie verurteilende Vorsitzende in Freiberg dagegen in der Verhandlung die Höflichkeit selber gewesen war. „Mir kam die Höflichkeit von Anfang an verdächtig vor, und ich habe es unseren Leuten auch zugeflüstert“, setzte der in Gerichtssälen so erfahrene Streiter hinzu.

Nach der reichsgerichtlichen Verwerfung des Revisionsantrags war die Partei durch das Erkenntnis genötigt, jede formale parteipolitische Verbindung mit dem „Sozialdemokrat“ aufzuheben. Mitte Oktober machte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion dies in einer von allen ihren Mitgliedern unterschriebenen Erklärung bekannt, die mit den Worten schloß: „Im übrigen überlassen wir jedem einzelnen, wie er sich zu dem „Sozialdemokrat“, der dank dem Vorgehen unserer Gegner sicher seinen großen Leserkreis nicht nur behalten, sondern auch erweitern wird, stellen will.“ Der „Sozialdemokrat“ selbst aber bemerkte in einer anschließenden Kundgebung dazu, er habe diese Erklärung erwartet, nach den Rechtssprüchen der Klassenjustiz in Deutschland sei den Genossen im Reichstag kein anderer Schritt übriggeblieben. Der

„Sozialdemokrat“ akzeptiere ihn daher und trage seine Konsequenzen. „Wir werden die nunmehrige volle Unabhängigkeit unseres Blattes in dem Sinne benutzen, nur noch entschiedener als bisher dem in Deutschland herrschenden Gewaltsystem die heuchlerische Larve abzureißen und es in seiner ganzen Erbärmlichkeit an den Pranger stellen... In unserem geschäftlichen Verkehr mit Deutschland tritt selbstverständlich keine Änderung ein. Ebenso steht unser Blatt selbstverständlich den Genossen in Deutschland auch für die von ihnen nötig gehaltenen Publikationen zur Verfügung.“

Um mich nicht mit fremden Federn zu schmücken, sei hinzugefügt, daß das schärfste Stück dieser Kundgebung Mitglieder der Partei in Deutschland zu Verfassern hatte. Der „Sozialdemokrat“ aber machte es sich zur Aufgabe, der dort angekündigten Verschärfung seiner Tonart gerecht zu werden.

Dazu hatte er um so mehr Anlaß, als das Freiburger Erkenntnis von der Bismarckischen Reaktion in Deutschland als Signal aufgenommen wurde, eine ganze Flut von Geheimbundsprozessen gegen Sozialdemokraten ins Werk zu setzen. Innerhalb der folgenden zweieinhalb Jahre wurden nicht weniger als 55 solcher Verfahren eingeleitet. An fast allen größeren Ortschaften der Partei sahen sich die im Vordergrund der Bewegung stehenden Personen bespitzelt und von Anklagen bedroht. Dann kam im Winter 1886/87 ein Wahlkampf zum Reichstag von einer Intensität, wie ihn die Partei bis dahin noch nie zu führen gehabt hatte.

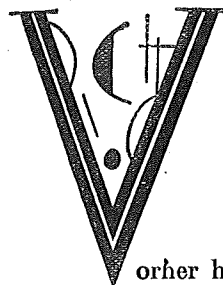
Es war der Wahlkampf, der später den Namen „Wahlkampf unter dem Franzosenschreck“ erhielt. Es handelte sich bei ihm der Form nach um die Festlegung einer Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des kaiserlichen Heeres und dementsprechend des deutschen Militäretats auf sieben Jahre — sogenanntes Septennat — der Sache nach um die Erzielung einer Bismarck für seine Zwecke dienstbereiten Reichstagsmehrheit. Zwar hatten die beiden bürgerlichen Oppositionsparteien, die Freisinnigen und das Zentrum, die Heeresvermehrung in der geforderten Höhe bewilligt, so daß, wenn nur die Sicherung der Landesverteidigung in Betracht kam, die Regierung haben konnte, was sie dazu brauchte. Aber die genannten Parteien scheuten davor zurück, obendrein das Recht des Reichstags über die Geldausgaben der Regierung in aller Form Rechtens auf sieben Jahre aus der Hand zu geben und damit auch den kommenden Reichstag zu entrichten, und stimmten daher nur für eine Festlegung auf drei Jahre („Triennat“). Obwohl es nun ganz ausgeschlossen war, daß der kommende Reichstag die

durchgeführte Heeresvermehrung wieder ungeschehen machen werde, nahm Bismarck dies zum Anlaß, den Reichstag vorzeitig aufzulösen und die Neuwahl auf den 21. Februar 1887 auszuschreiben. Unter der Hand waren schon Verhandlungen über ein Kartell zwischen den Nationalliberalen und den beiden konservativen Fraktionen (Deutschkonservative und Freikonservative) eingeleitet, das nun in Kraft trat und den Wahlkampf mit den größten Mitteln des Volksbetrugs und der Terrorisierung wirtschaftlich abhängiger Volksschichten führte. Während die Bismarckischen Offiziösen dem Volk vorlogen, ein Wahlsieg der Oppositionsparteien würde eine Kriegserklärung Frankreichs an das mangelhaft vorbereitete Deutschland zur Folge haben, verbreiteten die Kartellparteien in ungeheurer Zahl Karten und Bilderbogen, die das Volk mit gefälschten Zahlen über das angeblich große Mißverhältnis der militärischen Sicherungen diesseits und jenseits der Grenzen irreführten und mit Schauerbildern über drohende Gewalttaten französischer Soldaten an deutschen Frauen, über massenhafte Einäscherungen ganzer Dorfschaften in Angst und Schrecken jagten. Und da diese Parteien nicht nur die Übermacht des Geldes repräsentierten, sondern auch zusammen mit den Regierungsblättern über gut drei Viertel der deutschen Presse verfügten, wurde der erstrebte Erfolg erzielt. Es war die Umkehrung der einmal so laut bejubelten Bismarckischen Renommisterei: „Ein Appell an die Furcht findet keinen Widerhall in deutschen Herzen.“ Und doch gelang es ihnen nicht, den Anhang der Oppositionsparteien einzuschüchtern. Einzig die Freisinnigen, die der Regierung am weitesten entgegengekommen waren, hatten gegen die von ihnen 1884 erzielten Ergebnisse Stimmverlust, der aber die Zahl 20000 nicht überstieg. Dagegen hatte die Zentrumsparthei eine Zunahme von einer Viertelmillion Stimmen oder gegen 1884 ein Wachstum von 10 Prozent. Den stärksten Zuwachs hatte verhältnismäßig die Sozialdemokratie, deren Stimmen gegen 1884 von 549990 auf 763128 stiegen, d. h. um 38,75 Prozent!

Und dabei hatte die Sozialdemokratische Partei den Kampf mit der größten Entschiedenheit geführt, dem Bismarckischen System nicht einen Mann Heeresvermehrung bewilligt und vom Bewilligungsrecht des Reichstags keinen Tag abgelassen. Daß der „Sozialdemokrat“ sein möglichstes tat, ihr durch Aufdecken der Lügen der Offiziösen und der Kartellpresse zur Seite zu gehen, ist selbstverständlich. Außerdem taten Motteler, Schlüter, Max Kegel und andere, darunter ich, noch ein übriges, indem wir zur Aufmunterung

der Kampffreudigkeit der Genossen in der Heimat eine — ich muß schon sagen, sehr stark gepfefferte, humoristisch-satirische Flugschrift abfaßten —: „Der rote Teufel.“ Wir nannten sie so in Anlehnung an die von französischen Republikanern unter dem zweiten Kaiserreich herausgegebene Flugschrift „le diable à quatre“ (der lärmende Teufel). Sie erschien auf tiefrotem Papier. Über sie haben später die Reaktionen stark geschrien, und ich will zugeben, daß einzelnes darin überpfeffert war. Wenn man aber berücksichtigt, gegen welches unehrliche Spiel die Sozialdemokratie damals im Kampf lag, dann wird man ihre Sprache verstehen.

Der Wahlkampf brachte dem Kartell der Kriegsgefahrswindler eine parlamentarische Mehrheit. Mit Hilfe ihrer verlogenen Schreckbilder, die den Bauern vorhielten, wie der französische Soldat ihnen die letzte Kuh aus dem Stall wegholte, war es ihm, wie ein beißendes Wort damals sagte, gelungen, den letzten Ochsen an die Wahlurne zu bringen. Das platte Land lieferte eine Wahlbeteiligung wie nie vorher. Trotzdem waren im ganzen Reich immer noch eine halbe Million mehr Stimmen für die Oppositionsparteien abgegeben worden, als für das Militärkartell. Aber dank der zum Skandal gewordenen Ungleichheit der Wahlkreise fiel diesem die Mehrheit der Reichstagsitze zu. Die Sozialdemokratie dagegen, die nach dem Verhältnis der für sie abgegebenen Stimmen vierzig Reichstagsitze hätte erhalten müssen, verlor über die Hälfte ihrer Reichstagsitze und zog mit nur elf Vertretern in den neuen Reichstag ein, dessen großkapitalistisch und großagrarisches interessierte Mehrheit die Gesetzgebungsmaschine für die ihren Klasseninteressen dienenden politischen, finanz- und steuerpolitischen Gesetze ausnutzte, nachdem sie Bismarck das geforderte Septennat zugeschanzt hatte. Ihr nationalliberaler Flügel hatte immer noch eine Anzahl nicht ganz der krassen Reaktion verfallener Persönlichkeiten aufzuweisen, so daß Bismarck für das von ihm und Puttkamer eingebrachte verschärfte Sozialistengesetz selbst in diesem Reichstag keine Mehrheit fand — ein Sozialistengesetz, dessen juristische Ungeheuerlichkeiten in Bestimmungen gipfelten, die schon die bloße Propagierung sozialistischer Ideen mit Gefängnis bestrafte und die Besucher von sozialistischen Kongressen im Auslande außer Landes weisen, expatriieren, das heißt vaterlandslos machen wollten.



31. Der dritte Parteikongreß unter dem Sozialistengesetz

Vorher hatte die Sozialdemokratische Partei wieder einen Parteitag in der Schweiz abgehalten. Zu ihm hatten die Reichstagsabgeordneten unter voller Angabe der Tagesordnung und der Referenten mit ihrer Namensunterschrift in deutschen Blättern eingeladen. Bruno Geiser und Louis Viereck allein hatten ihre Unterschrift verweigert, und sie wurden deshalb vom Kongreß mit einem Tadel bedacht, der sie für ungeeignet zur Ausübung eines Parteimandats erklärte. Der Kongreß tagte im großen Saal der Brauerei zu Schönenwegen bei St. Gallen, war von mehr Delegierten besucht als die Kongresse von Wyden und Kopenhagen und ließ, neben deutschen, in St. Gallen wohnhaften Arbeitern angesehene Schweizer Bürger als Gäste zu seinen Sitzungen zu, so daß es unmöglich war, ihn als eine geheime Zusammenkunft auszugeben. Die Referate der Abgeordneten Auer, Bebel, Grillenberger, Liebknecht und Singer über die Geschäftsführung des Vorstandes der Reichstagsfraktion, über die Tätigkeit der Abgeordneten der Partei im Reichstag und in den Landtagen, über die Stellung zu den Zoll- und Steuerfragen sowie zur Sozialpolitik der Regierungen, zu den Reichstagswahlen und zu der Theorie und Praxis der Anarchisten, und vor allem die Diskussionen zu diesen Fragen sowie die beschlossenen Resolutionen legten durchgängig Zeugnis von dem ungebrochenen Kampfesmut der Partei und dem unentwegten Festhalten an den Grundsätzen ihrer Politik und Kampfweise ab. Einen Bericht über Stand und Verbreitung des „Sozialdemokrat“ zu geben, ließ das Freiburger Erkenntnis nicht zu, eine besondere Stellungnahme zu ihm war nach der Aufhebung seines parteioffiziellen Charakters unnötig, doch nahm sein Redakteur, das heißt, meine Wenigkeit, am Kongreß teil. Nur hatte ich, um kombinationswütigen Staatsanwälten kein Material zu liefern, aus den Buchstaben meines Namens das Anagramm Ernst D. Neidbauer gebildet, was hinterher zu einem heiteren Intermezzo Anlaß bot.

Der Kongreß war mit seinen Beratungen am vorgerückten Nachmittag des letzten Sitzungstages fertig geworden, und so blieb

man ob seines guten Verlaufs in gehobener Stimmung noch zu einem geselligen Abend beisammen. Er wurde mit einer, die Beschlüsse des Kongresses feiernden Ansprache eingeleitet, worauf einige Teilnehmer humoristische Poesien vortrugen. Am meisten bejubelt wurde ein Gedicht des geistreichen S. Kokosky, das mit viel Humor dessen erstes Gefängnisserlebnis behandelte und einen der Teilnehmer zu dem Vorschlag anregte, es möge jeder von uns Kampfgenossen jetzt angeben, wieviel Zeit seines Lebens er schon im Gefängnis zugebracht habe. Alles stimmte zu, und verschiedene von uns konnten in der Tat mit recht ansehnlichen Zahlen aufwarten, allen voran Wilhelm Liebknecht mit sechs und August Bebel mit fünfeinhalb hinter Gefängnismauern verbrachten Jahren. Auch Kokosky konnte drei solcher Jahre angeben. Als aber die Reihe an mich kam, ertönte eine andere Melodie. Wie verschämt erklärte ich: „Ich bin zwar schon bestraft, habe aber noch in keinem Gefängnis gesessen, bin noch ganz Gefängnisjungfrau.“ Die Antwort darauf war ein mächtiges Hallo der Verulkung bei allen, die mich kannten, am fröhlichsten vom Tische her, wo Bebel, Liebknecht und Kokosky saßen, was mich veranlaßte, diesen im gleichen Ton zuzurufen: „Macht euch doch nicht so mausig, ihr Gefängnisprotzen da drüben, wollt ihr etwa behaupten, daß das alles bei euch redlich verdient war?“ Und Kokosky stand auf, winkte Stillschweigen und gab zurück: „Da hat man den Beweis, daß dieser Neidbauer seinen Namen mit Recht führt: er gönnt uns das Gefängnis nicht!“ Und mit großer Heiterkeit stimmte alles, darunter selbstverständlich auch ich, ihm zu. Sein Gedicht hatte geschildert, wie man ihm am ersten Tag seiner Haft auf die Bitte, ihm etwas zu trinken zu geben, da ihn stark dürste, einen Krug aus Steingut mit einer Flüssigkeit gefüllt hinstellte. Er habe sich erst in Vermutungen ergangen, was das wohl für ein Getränk sei, und dann den Krug erwartungsvoll an den Mund geführt. Aber kaum, daß er gekostet, habe er als richtiger Ostpreuße, der er war, den Krug mit dem entrüsteten Ruf wieder abgesetzt: „Pfui Teufel, das ist Wasser!“ Mit einem feierlichen, die Heiterkeit auf den Gipfel bringenden Fluch auf das Wasser als Getränk endete das Gedicht.

In angeregtester Stimmung fuhren die aus Deutschland gekommenen Delegierten in die Heimat zurück. Dort herrschte im Kreise der Bismarck-Puttkamer nicht geringe Verdutztheit über den Kongreß. Mit aller juristischen Rabulistik war es nicht möglich, gegen seine Leiter und Teilnehmer einen Geheimbundprozeß in die Wege

zu leiten. Der Kongreß hatte öffentlich getagt, so öffentlich, daß sogar über jede seiner Sitzungen ein Bericht an die Presse ausgegeben worden war. Wie der Partei, die sich der Bismarckischen Gewaltpolitik von neuem überlegen gezeigt, nun beikommen? Man heckte den schon vorher gekennzeichneten Expatriierungs-Gesetzesentwurf aus. Diese Bankrotterklärung des Sozialistengesetzes mußte dessen Urheber vor der ganzen Welt lächerlich machen. Sie sann nun über eine neue Maßnahme nach, ihr Mütchen an der verhaßten Partei zu kühlen. Nicht zum wenigsten kam es ihnen darauf an, dem verhaßten Züricher „Sozialdemokrat“ das Lebenslicht auszublase. Ehe dieser Versuch gemacht wurde, sollte neues Leben in die Sozialistische Internationale einziehen.

Am Schluß des St. Gallener Parteitages hatte Bebel Bericht über die Frage der Einberufung eines Internationalen Arbeiterkongresses erstattet, um ein gemeinsames Zusammenwirken der Arbeiter aller Kulturländer zum Aufbau einer internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung zu erzielen. Der Parteitag stimmte seinem Antrag zu, die Parteivertretung aufzufordern, im Verein mit den Arbeitervertretungen anderer Länder für den Herbst 1888 einen Internationalen Arbeiterkongreß für diesen Zweck einzuberufen. In Ausführung dieses Beschlusses wurden Bebel und ich zu einer Reise nach London veranlaßt, die wir im November 1887 unternahmen. Doch bevor ich diese schildere, scheint mir ein Rückblick auf die Lebensäußerung der versprengten Internationale bis 1887 angezeigt.



32. Für die Erneuerung der Sozialistischen Internationale

In den ersten Jahren nach dem 1872 im Haag abgehaltenen Kongreß der Internationalen Arbeiterassoziation, der die Spaltung dieser ursprünglich so hoffnungsvollen sozialistischen Schöpfung in zwei sich befehdende Gruppen zur Folge hatte, hielten diese getrennte Kongresse ab, die aber keiner von beiden nennenswerte Anziehungskraft zu verleihen vermochten. Im Gegenteil machte hüben wie drüben die Zersetzung weitere Fortschritte, wozu

allerdings in einzelnen Fällen der von außen wirkende Druck beitrug. Je deutlicher sich jedoch dieser Zersetzungsprozeß abzeichnete und ein Absterben der ganzen Internationale befürchten ließ, um so mehr beschäftigte der Gedanke nach einer zweckmäßigeren Wiederherstellung der Internationale die von der großen Mission dieser Organisation durchdrungenen Geister. Namentlich ließen sich das hervorragende Sozialisten Belgiens angelegen sein, wie es denn dem Denken der besten Geister dieses aus Angehörigen der beiden großen Sprachstämme Mitteleuropas zusammengesetzten Landes naheliegt, aus dieser Stellung den Beruf zum Mittler zwischen ihnen abzuleiten. So datiert denn von der 1877 in Gent abgehaltenen Internationalen Sozialistischen Konferenz — Kongreß wäre zuviel gesagt — an der von Deutschen nur Wilhelm Liebknecht teilnahm, der erste eindrucksvolle Versuch, in irgendeiner Form die große Sozialistische Internationale neu zu beleben.

Auf ihr war beschlossen worden, in zwei, spätestens drei Jahren in der Schweiz einen allgemeinen Internationalen Sozialistenkongreß abzuhalten. Die Unterstellung der deutschen Sozialdemokratie, der bei weitem stärksten sozialistischen Landesorganisation, unter das Ausnahmegesetz ließ es eine Weile als geboten erscheinen, mit der Einberufung des Kongresses noch etwas zu warten. Als aber im Laufe des Jahres 1880 das dazu bestimmte belgische Komitee eine Rundfrage an die Sozialisten der verschiedenen Länder ergehen ließ, ob sie nicht die Zeit des Kongresses für gekommen erachteten, nahm Georg von Vollmar, der inzwischen in Zürich die auswärtige Verkehrsstelle der deutschen Sozialdemokratie eingerichtet hatte, die Sache mit Wärme auf, und dank seinem Eifer kam eine Verständigung darüber zustande, den Kongreß auf das Frühjahr 1881 nach Zürich einzuberufen.

Das geschah denn auch, und schon verständigten sich deutsche und schweizerische Sozialisten in Zürich über die nötigen Vorbereitungen zur Abhaltung des Kongresses, als Züricher Konservative, unter Ausnutzung der Volkserregung über die Tötung des Zaren Alexander II. von Rußland durch revolutionäre Sozialisten Unterschriften der großen Mehrheit der stimmberechtigten Kantonbürger zusammenbrachten, um den Kongreß auf Züricher Boden zu verhindern. Die in der Mehrheit gut demokratische Regierung des Kantons sah sich damals gezwungen, die Abhaltung des Kongresses auf Züricher Gebiet zu verbieten. Infolgedessen verlagte man den Kongreß auf den Herbst des Jahres, wo er dann, dank der Bemühungen des sehr tüchtigen Graubündener

Sozialisten Conrad Conzett in Chur, der Hauptstadt des Kantons Graubünden, stattfinden konnte. Unter der Rückwirkung der notwendig gewordenen Vertagungen und zur Vorbeugung einer erneuten Verbotsbewegung hatte man den Ort des Zusammentritts bis zuletzt geheimgehalten. Die sozialdemokratischen Parteien in Deutschland und Frankreich hatten obendrein gerade um diese Zeit große Parlamentswahlen auszukämpfen, und so war der Kongreß zwar aus vielen Ländern, aber nur von einigen zwanzig Delegierten besucht, was mich veranlaßte, scherzend im Freundeskreis für ihn den Namen „Weltkongreß unter Ausschluß der Öffentlichkeit“ vorzuschlagen. Die deutsche Sozialdemokratie war lediglich durch mich vertreten, und dazu hatte man mich bei der Übertragung des Mandats, das erst Wilhelm Liebknecht hatte ausüben sollen, ersucht, die Partei zu keiner Leistung eigenmächtig zu verpflichten. Das habe ich mir denn auch gesagt sein lassen, außerdem ließ ich mich, um deutschen Staatsanwälten keinen Vorwand zu Geheimprozessen gegen die Partei zu liefern, da ich allgemein als Redakteur des „Sozialdemokrat“ bekannt geworden war, statt unter meinem Namen, als J. Braun in das Protokoll des Kongresses eintragen. Unter diesem Namen habe ich mich ziemlich lebhaft an seinen Diskussionen beteiligt, die in sehr freundschaftlichem Ton geführt wurden, wie denn auch der Kongreß im Bewußtsein seiner geringen Repräsentationskraft davon absah, Beschlüsse zu fassen, welche die Bewegung binden sollten, und sich darauf beschränkte, Anregungen auszusprechen und Wünsche zu äußern. Als Ort eines folgenden, zwei Jahre später abzuhaltenden Internationalen Sozialistenkongresses wurde Paris in Aussicht genommen.

In Chur war aus Frankreich nur die Fraktion der sogenannten sozialistischen Possibilisten vertreten gewesen, und zwar durch Jules Joffrin und Benoit Malon. Zwei weitere Possibilisten, Dr. Paul Brousse und John Labusquière, die gleichfalls zu Delegierten gewählt waren, mußten im letzten Moment wegen Verhinderung abtelegraphieren, desgleichen die Führer der französischen Marxisten, Jules Guesde und Paul Lafargue. Auch Georg von Vollmar, den die deutschen Sozialisten von Brüssel, Paris und Kopenhagen delegiert hatten, konnte das Mandat nicht ausüben. Die possibilistische Fraktion nahm nun die Angelegenheit des Kongresses in die Hand. Statt aber dessen bisherige Linien innezuhalten, veranstaltete sie unter der Leitung ihres geistigen Führers, des mit den französischen Marxisten in heftigstem Kampf liegenden Paul Brousse, im Jahre 1883 eine Internationale Arbeiterkonferenz in Paris, zu der,

außer ihrer eigenen Führerschaft, von nennenswerten Faktoren nur die damals politisch noch ganz im Gefolge der englischen Liberalen trabenden Führer der englischen Trade Unions eingeladen wurden und deren sozialpolitische Beschlüsse denn auch an Farblosigkeit kaum zu übertreffen waren.

Eine Zeitlang schien es, als würde damit das Kapitel der internationalen Kongresse oder auch nur Konferenzen von Sozialisten auf unabsehbare Zeit abgeschlossen sein. Da beantwortete Ende Februar 1886 eine kleine Gruppe sozialistisch gesinnter Arbeiterabgeordneten der französischen Kammer eine Einladung englischer Arbeiterabgeordneten zu einem Bankett mit einem Programm von Arbeiterforderungen und mit dem Vorschlag, auf spätestens September einen Internationalen Kongreß von Arbeitervetretern aus allen Ländern zur Beratung dieser und etwaiger weiterer Forderungen einzuberufen. Dem gaben die Engländer Folge, und am 23. August 1886 trat in Paris aufs neue eine Internationale Arbeiterkonferenz zusammen, die von ungefähr 140 Delegierten besucht war, davon allerdings 130 Vertreter gewerkschaftlicher Ortsvereine (chambres syndicales) Frankreichs, denen ihre Kosten von den betreffenden Gemeindevertretungen bezahlt wurden. Außerdem waren Australien, Belgien, Deutschland, England, Österreich, Schweden, Norwegen, Ungarn und der Kommunistische Arbeiterbildungsverein in London durch Delegierte vertreten, die Engländer waren lediglich Gewerkschaftsvertreter, die anderen fast durchgängig ausgesprochene Sozialisten. So atmeten die Beschlüsse der Konferenz einen sehr viel bestimmteren Charakter als die der Konferenz von 1883.

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands war auf dieser Konferenz durch ihr Mitglied Hermann Grimpe, Paris, vertreten, dem der vom Kommunistischen Arbeiterbildungsverein, London, delegierte Heinrich Rackow, gleich Grimpe Berliner Ausgewiesener, bei einem Vorstoß gegen Charles Broadhurst, den Wortführer der englischen Gewerkschafter, lebhaft zur Seite trat.



33. Wiederholt in Paris

In der Zwischenzeit war ich verschiedene Male in Parteiangelegenheiten in Paris gewesen. Das erstmal geschah es im Jahre 1881 auf Veranlassung Karl Höchbergs. Im Verein mit Jules Guesde wollte Benoit Marlon ein tägliches Arbeiterblatt herausgeben, das für die geplante Arbeiterpartei Propaganda machen sollte. Zu diesem Zweck hatte Höchberg eine namhafte Summe — 24000 Franken — vorgestreckt. Doch konnte sich das Blatt, das in Lyon unter dem Titel l'Emancipation herauskam, noch nicht einen Monat halten. Damit war unter anderem eine für das Blatt aus jener Summe hinterlegte Kautionsverfall. So schickte mich dann Höchberg nach Lyon und Paris, um zu sehen, ob wenigstens die Kautionsverfall gerettet werden konnte. Aber sie war und blieb verloren.

In Paris logierte ich damals und später beim Parteigenossen Hermann Grimpe, den ich schon von Berlin her kannte. Er war der älteste Sohn eines Parteigenossen, dessen vier Söhne die Gesinnung des Vaters teilten und mit ihm in schöner Eintracht lebten. Eine energische, tatkräftige und dabei gemüts warme Natur, hatte Grimpe, als das Sozialistengesetz über die Partei hereinbrach und in Berlin mit besonderer Brutalität gehandhabt wurde, dort die erste Geheimorganisation der Genossen aufgebaut, bis die Polizei hinter seine Tätigkeit kam und ihn auf Grund des Kleinen Belagerungszustandes auswies. Von Beruf Kunsttischler, war er, da er in Deutschland unter dem Druck des Stillstandes im Gewerbe und der Sozialistenhatz in Unternehmerkreisen nirgends dauernde Arbeit fand, schließlich nach Paris, der damaligen Zentrale der besseren Möbelfabrikation, gegangen und hier in Arbeit getreten. Nach seiner Niederlassung hatte er sofort unter den deutschen Arbeitern seines an solchen nicht armen Stadtviertels Belleville eine Mitgliedschaft der deutschen Sozialdemokratie ins Leben gerufen und hielt sie gut zusammen. Mit einer recht intelligenten Gesinnungsgenossin, der Tochter eines Lehrers in Ostpreußen, ehelich verbunden, bewohnte er in der unweit des Place de la Bastille gelegenen, nichts weniger als eleganten Passage d'Austerlitz eine bescheidene Wohnung

im sechsten Stock einer sehr primitiv ausgestatteten Mietkaserne. Dort oben aber konnte man sich bei Grimpes wohlfühlen. Elise Grimpe hielt ihre Zimmer peinlich sauber, und Hermann Grimpes Tischlerkunst hatte eine Vorrichtung konstruiert, die unsereinem die Benutzung des zu jener Zeit unglaublich unsauberen Abortes möglich machte. Wer immer von uns bei zeitweiligem Aufenthalt in Paris Grimpes Gast gewesen war, Wilhelm Liebknecht, Karl Höchberg, Paul Singer und andere, schwärmte geradezu von dem angenehmen Eindruck, den er von dort mit sich nahm. Auf Höchberg hatte noch besonders wohlthuend die geistige Innigkeit des Verkehrs Grimpes mit seiner Frau eingewirkt. Mir wurden beide liebe Freunde.

Wenn immer ich nach Paris kam, bestand Grimpe darauf, daß ich in der Parteimitgliedschaft eine Agitationsrede hielte. Es galt ja zu verhindern, daß die von den Mostianern unter den Deutschen in Paris mit besonderer Heftigkeit betriebene Agitation gegen die Partei Oberwasser bekam. Ort der Versammlung: eine als Sitzungssaal hergerichtete große Stube im oberen Stock einer in einer Nebenstraße des Bastilleplatzes gelegenen Gastwirtschaft.

Etwas dramatisch ging es in einer solchen Versammlung im Frühjahr 1884 zu. Ich war damals vom sozialistischen Agitationsausschuß der Schweiz veranlaßt worden, in einer Demonstrationsversammlung in Lyon als sein Delegierter zu sprechen, und als Freund Grimpe davon erfuhr, drang er in mich, doch ja bei dieser Gelegenheit im Leseklub in Paris einen Vortrag für die Partei zu halten. Es war die Zeit, wo die von Johann Most betriebene anarchistische Agitation auf ihrer Höhe angelangt war und die von ihr erfaßten Elemente mit einem fanatischen Haß gegen unsere Partei erfüllt hatte. So sagte ich denn zu, fuhr nach Paris und fand in dem Versammlungslokal schon die Vordersitze des Zimmers samt und sonders von Anarchisten besetzt. Meinen Vortrag ließen sie mich halten, zogen aber in der Diskussion nach allen Regeln der Kunst gegen mich los. Das regte mich nun nicht sonderlich auf; im Gegenteil, als ein junger tschechischer Arbeiter, namens Formanek, mit größter Leidenschaft mir das anarchistische Evangelium entgegenhielt, wobei man ihm anmerkte, daß innerste Überzeugung aus ihm sprach, konnte ich mich nicht enthalten, im stillen bei mir zu denken: „Du dumme Kerl, du weißt gar nicht, wie lieb ich dich in diesem Augenblick habe!“ Formanek wurde später guter Sozialdemokrat.

Nach dem Schluß der Versammlung stellte sich eine Anzahl Anarchisten wie eine Mauer um den Tisch auf, von dem aus ich gesprochen hatte, und bestürmten mich mit allerhand Fragen. An der Art ihres Gehabens und der Natur ihrer Fragen merkte ich sofort, daß diese nur Vorwand waren und die Sache in Wirklichkeit darauf hinauslief, mich völlig von meinen Freunden zu isolieren. Zu welchem Zweck? Nun kein Zweifel, um mich körperlich ihren Haß fühlen zu machen. Hatte doch Most in der „Freiheit“ unverhüllt auf dergleichen abzielende Weisungen verkündet, und eines Tages sogar neben Karl Grillenberger mich als „geeignetes Objekt“ für Versuche mit Dynamitpatronen bezeichnet. Kurz, ich mußte mich darauf gefaßt machen, Böses zu erfahren.

Indes, die Vorsehung wachte. Während ich noch, ohne es merken zu lassen, was in mir vorging, eine der mir gestellten Fragen nach der anderen ruhig abfertigte, drängte sich plötzlich Sibylle Heß, die Witwe von Moses Heß, dem Senior des deutschen Sozialismus, an meinen Tisch und rief mir zu: „Jetzt kommen Sie aber, es hat keinen Sinn, sich hier noch länger aufzuhalten!“

„Sie sehen doch, die Leute hier wollen Fragen beantwortet haben“, antwortete ich ihr. „Und ich gehe nicht fort, ehe Sie mit mir kommen“, gab sie zurück und trat an meine Seite.

Sollte die Gute gemerkt haben, was die Anarchisten gegen mich im Schilde führten? Daß sie ihr nichts antun würden, konnte sie mit Sicherheit annehmen. Denn sie hatte des öfteren sozialistischen politischen Flüchtlingen ohne Unterschied der Fraktion in ihrer Wohnung Unterkunft geboten und dadurch allgemeine Sympathie erworben. Die Anarchisten hatten ihr denn auch höflich Platz gemacht und standen etwas unschlüssig da, als Hermann Grimpe mit zwei handfesten Genossen vortrat und mich mit den Worten am Arm packte: „Jetzt ist's Schluß, du bist nicht hier, um denen da (auf die Anarchisten zeigend) ein Vergnügen zu machen.“ Faßte Sibylle Haß unter dem Arm und zog mich, unterstützt durch sie, an den verdutzten Anarchisten vorbei aus dem Saal hinaus.

Er hatte gemerkt, was im Werke war. Kurz entschlossen hatte er eine Anzahl Genossen instruiert, draußen den Weg über den damals spottschlecht beleuchteten Bastilleplatz in kleinen Posten bis zur Passage d'Austerlitz zu überwachen, und dann die gute Sibylle vorgeschickt, die Bahn zu öffnen. So kamen wir unbehelligt nach Hause.

Außer Grimpes besuchte ich damals in Paris das Ehepaar Lafargue, das auf dem zum Studentenviertel gerechneten Boulevard

Port Royal eine im fünften oder sechsten Stock gelegene Wohnung innehatte, sowie das Ehepaar Ossip und Klara Zetkin und zweimal auch den im Exil lebenden gelehrten russischen Sozialisten Peter Lawrow. Seine in einem Hinterhaus der berühmten Rue Saint Jacques gelegene Wohnung war im Hochsommer ein Sammelplatz sozialistisch gesinnter russischer Akademiker, welche die Universitätsferien benutzten, um sich von diesem prachtvollen Menschen Vorlesungen über die Theorien des Sozialismus halten zu lassen. Diese Besuche nahmen von meinem kurzen Aufenthalt in Paris so viel Zeit in Anspruch, daß ich von den Sehenswürdigkeiten dieser Weltstadt nicht sonderlich viel gesehen habe. Natürlich habe ich nicht versäumt, dem herrlichen Museum des Louvre, der großartigen Nationalbibliothek und Heinrich Heines Grab auf dem Friedhof Montmartre einen Besuch abzustatten und verschiedene der schöneren Straßen und Parks zu durchwandern. Einmal bin ich auch mit Hermann Grimpe ins Theater gegangen und habe die berühmte Sarah Bernard vom fünften Rang aus als Kameliendame in des jüngeren Dumas gleichnamigem Stück gesehen, wobei mir ihr Spiel ebenso unwahr erschien, wie das Stück selbst.

Auf einer Reise nach Belgien, die ich im Mai 1884 zur Einschmuggelung des „Sozialdemokrat“ nach Deutschland machte, habe ich in Paris auch Katerina Malon, die ausgezeichnete Gattin und Mitarbeiterin Benoit Malons besucht und ihr bei dieser Gelegenheit in meiner Unbeholfenheit eine Enttäuschung bereitet, die sie sehr geschmerzt hat. Ich hatte den Besuch nur gemacht, weil ich erfahren hatte, daß sich Malon, mit dem ich aus verschiedenen Gründen unzufrieden war, in der Provinz aufhielt, und ich ihn also nicht antreffen würde. Als Frau Katerina, der der Parteistreit sehr zu Herzen ging, mich mit bewegter Stimme fragte: „Und bedauern Sie nicht, Benoit nicht angetroffen zu haben?“ bekam ich es nicht über mich, der älteren Freundin, die ich ungemein schätzte, eine mir fernliegende Empfindung vorzutäuschen, und ich konnte nur vorbringen: „Wie die Dinge sich entwickelt haben, ist es vielleicht besser so.“ „Das ist sehr traurig“, antwortete sie betrübt, worauf ich ihr begütigend zugab, die derzeitigen Meinungs-differenzen würden ja nicht ewig dauern. Ich sprach noch einiges Gleichgültige mit ihr und verabschiedete mich dann möglichst freundschaftlich von ihr. Die Trennung von dieser vortrefflichen Frau ging mir sehr nahe.

J 34. Eröffnung eines Ausfalltors für den „Sozialdemokrat“

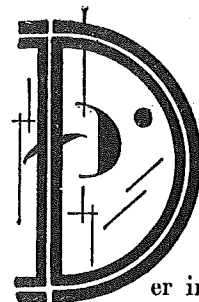
In Brüssel kam ich am Nachmittag an, stieg in einem bescheidenen Gasthaus ab und suchte dann den Dr. César de Paepe auf, damals so ziemlich das geistig bedeutendste tätige Mitglied der sozialistischen Bewegung Belgiens. Ich hatte schon für das Höchbergsche „Jahrbuch“, dem er wertvolle Beiträge geliefert hat, wiederholt mit ihm korrespondiert und war ihm somit kein völliger Neuling. Ich teilte ihm mit, weswegen ich nach Belgien gekommen war, und wir verabredeten, da er gerade Patienten zu besuchen hatte, uns am Abend in einem Café am Platz vor dem Brüsseler Südbahnhof zu treffen. Inzwischen besuchte ich den Genossen Louis Bertrand, den ich schon von den Tagen des Churer „Weltkongresses“ her persönlich kannte, wo er einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht hatte, und diesen Eindruck fand ich nun in jeder Hinsicht bekräftigt. Von Beruf Marmorarbeiter bewohnte Louis Bertrand, mit seiner gleichfalls aus der Arbeiterklasse stammenden, sehr verständigen Frau, seinem „Meisje“, wie er sie nannte, ein recht einfach möbliertes Zimmer. Als Sekretär der Brüsseler Organisation der Partei versah er sein Amt mit ebensoviel Fleiß wie Umsicht. Als ich ihm den Zweck meiner Reise auseinandergesetzt hatte, empfahl er mir, mich an das belgische Parteimitglied, den Weber Fluse, in der dicht an der belgisch-deutschen Grenze gelegenen Fabrikstadt Verviers zu wenden, der mit dem Schriftschmuggel Bescheid wisse, und schrieb mir auch sofort einen Einführungsbrief an ihn.

Am Abend traf ich mich mit de Paepe in dem verabredeten Café und hatte eine sehr anregende, meinen Horizont nicht wenig erweiternde Unterhaltung mit ihm. Älter als ich, und von den Dingen in der Internationale viel unmittelbarer unterrichtet, konnte er mich über vieles aufklären, was mir bis dahin unbekannt geblieben war. Wie die Hector Denis, Brissmée und Altersgenossen, die in gewissem Sinne seine Lehrer gewesen waren, hatte er zu dem Streit in der Internationale eine Mittelstellung eingenommen, die Marx und Engels seinerzeit nicht wenig verdrossen hatte, aber in

der Rückwirkung der europäischen Mittelstellung Belgiens auf die Geister in diesem Lande ihre natürliche Erklärung findet. Welche Objektivität im Urteil sie zur Folge hatte, zeigte mir eine Bemerkung de Paepes, als sich unsere Unterhaltung den Anarchisten zuwandte. De Paepe hatte die Einschmuggelung von Exemplaren der Mostschen „Freiheit“ in Deutschland vermittelt, als ich aber gesprächsweise den leidenschaftlich an der anarchistischen Doktrin festhaltenden Italiener Enrico Malatesta den Johann Most Italiens nannte, bemerkte er ernst: „Da tun Sie Malatesta bitter Unrecht.“

„Wieso?“ fragte ich. „Sehen Sie,“ setzte er mir auseinander, „Malatesta lebt in einem Lande, wo man in den radikalen Volkselementen bisher immer nur die Konspiration als Mittel des politischen Kampfes gehabt hat. Most dagegen kennt den Kampf eurer Partei und weiß, daß eine andere Form bei euch gar nicht durchzuführen ist. Er tut euch bewußt Unrecht. Den Vorwurf kann man Malatesta nicht machen.“

Eine Beweisführung, die von ebensoviel Sachkunde wie innerer Logik Zeugnis ablegte. Ebenso objektiv äußerte sich de Paepe über den Streit der Sozialisten in Frankreich. Er anerkannte die hohe geistige Begabung Lafargues, erklärte aber seine bisherige Art der Bekämpfung Andersdenkender in der Partei für ein Verbrechen an dieser. Und auch da konnte ich ihm nicht unrecht geben. So schieden wir denn, nachdem er mir gleichfalls einen Einführungsbrief an Fluse mitgegeben, als recht gute Freunde. Am anderen Morgen fuhr ich mit dem ersten Zug nach Verviers und traf den braven Fluse in seiner Wohnung am Webstuhl tätig. Er erklärte sich sofort bereit, uns bei dem Schmuggeldienst zu helfen, und ich bestellte den mir als ebenso mutig wie geschickt empfohlenen Vertrauensmann unserer Kölner Mitgliedschaft durch einen mit Rücksicht auf eine mögliche Stieberei vorsichtig abgefaßten Eilbrief nach Verviers, wo ich ihm „eine sehr gut bezahlte Arbeitsstelle verschaffen zu können glaube“. Er kam schon am nächsten Tag und wir verhandelten nun gemeinsam mit Fluse über die zweckmäßigsten Wege und Formen der „Einfuhr ins Reich“. Auch gab ich dem Kölner einigen „kaufmännischen Unterricht“ über die Korrespondenz mit Zürich und die dort übliche „Geschäftssprache“. Er betonte die Notwendigkeit, in Aachen eine dauernde Zwischenstation einzurichten, für die der dortige Vertrauensmann der Mitgliedschaft sehr geeignet sei. Ich durfte mit der Überzeugung Verviers verlassen, daß die Spedition ins Reich dort in guten Händen war, was die Tatsachen denn auch bestätigt haben.



35. Mit Bebel für einen Internationalen Arbeiterkongreß

er im Sommer 1884 in Swansea (südliches Wales) abgehaltene Jahreskongreß der englischen Gewerkschaften hatte den Beschluß gefaßt, auf den Herbst 1888 einen Allgemeinen Internationalen Gewerkschaftskongreß einzuberufen. Dieser Kongreß hätte nicht nur die politischen Arbeitervereine, sondern auch die gewerkschaftlichen Verbindungen ausgeschlossen, denen die Landesgesetze eine legale Existenz unmöglich machten. Darauf hatte der St. Gallener Kongreß jenen Beschluß gefaßt, der die Leitung der Partei beauftragte, einen Allgemeinen Internationalen Arbeiterkongreß in Verbindung mit den Arbeiterorganisationen anderer Länder auf diese Zeit einzuberufen. In Ausführung dieses Beschlusses hatte die Parteileitung, wie schon bemerkt, August Bebel und mich beauftragt, nach London, Holland und Belgien zu fahren und mit den Vorständen der in Frage kommenden Organisationen über den Gedanken dieses Kongresses und die für ihn zu wählende Form Besprechungen zu pflegen. Im November 1887 haben wir dann die Reise unternommen.

In London suchten wir selbstverständlich zunächst Friedrich Engels auf und unterhielten uns mit ihm über die Möglichkeit und die Möglichkeiten des Kongresses. In bezug auf die erste Frage zeigte er sich etwas skeptisch, war aber durchaus damit einverstanden, daß wir den erforderlichen Versuch machten. Wir sprachen denn auch bei den Vorständen der beiden damals getrennt vorgehenden sozialistischen Vereinigungen vor, der Sozialdemokratischen Föderation mit H. M. Hyndmann als geistigem Haupt, und der Sozialistischen Liga, deren geistiges Haupt der hervorragende Dichter und tapfere Kämpfer William Morris war. Mit Hyndmann, der sich auf sein Marxstudium etwas zugute tat, aber in Frankreich mit den Gegnern der dortigen Marxisten Fühlung hielt, wurden wir nur im Prinzip einig. Wegen der Form mochte er sich zu nichts verpflichten, da seine Pariser Freunde, die sogenannten Possibilisten, ihre eigenen Pläne hatten. Bei William Morris und dessen Kollegen wiederum machte die Frage der Stellung zu den

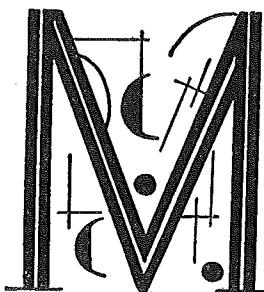
Anarchisten einige Schwierigkeiten. Von den Mitgliedern der Sozialistischen Liga waren nicht wenige Anarchisten, und die auf deren Boden stehenden Vorstandsmitglieder wollten auch die Anarchisten zu dem Kongreß eingeladen haben, was wir für unzweckmäßig erklärten, da sich die Anarchisten als grundsätzliche Gegner des Staates zu den meisten Fragen der geplanten Kongreßtagesordnung: dem parlamentarischen Kampf der Arbeiter für die Demokratie im Staat und die Arbeiterschutzgesetze teils passiv, teils sogar ablehnend verhielten, so daß eine Einigung über ein gemeinsames Vorgehen von vornherein ausgeschlossen war. Indes lehnte die Leitung der Liga die Mitwirkung an der Einberufung des Kongresses keineswegs ab, sondern wollte nur die endgültige Form der Einladung einer vorherigen Verständigung vorbehalten sehen, wogegen sich grundsätzlich nichts einwenden ließ. Zuletzt versuchten wir noch, den damaligen Führer des parlamentarischen Komitees der Trade Unions, Henry Broadhurst, zu sprechen, erfuhren aber in seinem Bureau, daß er nicht in London war und konnten daher nur bei seinem Schreiber, einem wunderbar rotwangigen und ebenso wunderbar über die festländischen Arbeiterparteien ununterrichteten Jüngling, mit unseren Adressen eine Mitteilung hinterlassen, daß und in welcher Sache wir ihn aufgesucht hatten. Broadhurst schrieb denn auch an Bebel, worauf dieser dem parlamentarischen Komitee der Trade Unions im Namen der Parteileitung der deutschen Sozialdemokratie mitteilte, daß diese auf die eigene Einberufung eines Kongresses verzichten würde, wenn das Komitee seine Einladung so abänderte, daß den deutschen und österreichischen Arbeitern eine Vertretung auf dem von ihm einberufenen Kongreß möglich sei und parlamentarische Vertreter einer Arbeiterpartei schlechthin als solche auf dem Kongreß zugelassen würden. Anfänglich glaubte Broadhurst versprechen zu können, daß das Komitee diesen Forderungen möglichst entgegenkommen würde, dann aber schrieb er am 25. Januar 1888, das Komitee könne auf sie nicht eingehen, der von ihm geplante Kongreß solle eine ausschließlich von Gewerkschaftsvertretern besuchte Zusammenkunft sein, auch müsse das Komitee auf die von ihm für den Kongreß festgesetzten Zulassungsbedingungen und Geschäftsordnung bestehen. Die deutsche Parteileitung beschloß daraufhin, die Arbeiter aller Länder aufzufordern, jenen Kongreß nicht zu beschicken, sondern ihre Kräfte für einen im Jahr 1889 abzuhaltenden Allgemeinen Internationalen Arbeiterkongreß aufzusparen, den sie im Verein mit den Vertretern der Arbeiterklasse anderer Länder

einzubrufen gedenke. Inzwischen möge man die sich auf diese Frage beziehenden Zuschriften an W. Liebknecht in Borsdorf bei Leipzig senden. Ein Aufruf, der das mitteilte und näher begründete, wurde in der Nummer des „Sozialdemokrat“ vom 10. März 1888 veröffentlicht.

Bevor wir London verließen, machten wir noch bei Friedrich Engels die Bekanntschaft des Dr. Edward Aveling, der in der neuen sozialistischen Bewegung Englands eine gewisse Rolle spielte und mit Marx' jüngster Tochter Eleanor eine freie Ehe eingegangen war. Er war durch die Freidenkerbewegung und die Schule Darwins, bei dem er noch Vorlesungen gehört hatte, zum Sozialismus gekommen. Er erzählte uns mancherlei von seiner Entwicklung, was geeignet war, uns zu imponieren. Aber er machte auf mich keinen sonderlich vorteilhaften Eindruck, und bei Bebel ist ihm, soviel ich mich erinnere, das Imponieren noch weniger geglückt.

Am Tage unserer Abreise sahen wir noch eine jener täglichen Arbeitslosendemonstrationen auf dem berühmten Trafalgar Square, bei denen die Redner vom Sockel der großen Nelson-Säule herab auf die sozialistische Revolution des Proletariats hinwiesen und leidenschaftliche Anklagen gegen den Staat und die kapitalistische Gesellschaftsordnung schleuderten. Sie war an jenem Tage nicht sonderlich stark besucht und verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle. Es blieb aber nicht dabei, und bald sollte der Trafalgar Square der Schauplatz eines scharfen Zusammenstoßes zwischen der Polizei und der trotz des Versammlungsverbots auf dem Platze erscheinenden Arbeiter sein. Durch unbarmherziges Dreinschlagen mit Knütteln wurden die Demonstrierenden gewaltsam auseinandergetrieben.

In Holland, um dessen sozialistische Bewegung es noch ziemlich schwach bestellt war, besuchten wir in der Residenzstadt, dem Haag, auch s'Gravenhage genannt, ihr damaliges geistiges Haupt, den ehemaligen protestantischen Geistlichen F. Domela Nieuwenhuis, den ich schon von Zürich her kannte, wo er einige Jahre vorher auf der Hochzeitsreise dem „Sozialdemokrat“ einen Besuch abgestattet hatte. Mit ihm verständigten wir uns schnell und ebenso einen Tag später in Brüssel mit der Leitung der Belgischen Arbeiterpartei.



36. Die Ausweisung des Stabes des „Sozialdemokrat“ aus der Schweiz

Am 18. April 1888 verfügte der Bundesrat der schweizerischen Eidgenossenschaft die Ausweisung des Stabes des „Sozialdemokrat“ aus der Schweiz, nämlich meiner Person als Redakteur, Julius Motteler als Leiter der Expedition des „Sozialdemokrat“, Hermann Schlüter als Leiter der mit dem „Sozialdemokrat“ eng verbundenen Volksbuchhandlung und Leonhard Tauscher als Leiter der Druckerei des „Sozialdemokrat“.

Es war das kein Schlag aus heiterem Himmel. Schon seit Jahr und Tag hatten Bismarckische Reptilien darüber gezetert, daß dem „Sozialdemokrat“ gestattet werde, auf Schweizer Boden „Giftpfeile“ wider das Deutsche Reich zu fabrizieren und auszusenden, und allmählich hatten sich in der Schweiz selbst Organe gefunden, die sich zum Echo dieses Geheuls hergaben. Als dann im Frühjahr 1887 der Kampf des „Sozialdemokrat“ wider den Schwindel des Franzosenschrecks und die Herausgabe des „Roten Teufel“ zu neuen Wutausbrüchen Anlaß gegeben hatten, veranstaltete der Bundesrat eine Untersuchung über die Urheber und Organe dieser Veröffentlichungen und beauftragte mit ihr weiter die Regierung des Kantons Zürich, die unter anderem die Vernehmung meiner Person durch den damaligen Chef der kantonalen Polizei, dem ebenso freiheitlich gesinnten wie feingebildeten Regierungsrat Dr. Stössel zur Folge hatte. Da sich die Untersuchung in der Hauptsache um die Schreib- und Kampfweise des „Sozialdemokrat“ drehte, hatte ich Stössel um die Erlaubnis ersucht, mich darüber in einem Schriftstück eingehend äußern zu dürfen, was er mir in loyaler Weise ohne weiteres zugestand, und da der Bundesrat in seiner Begründung der Ausweisung auf das von mir verfaßte Schriftstück Bezug genommen hatte, habe ich in der Nummer des „Sozialdemokrat“ vom 28. April 1888, die dessen Verfügung im vollen Wortlaut brachte, auch meine Denkschrift vom Jahr vorher vollinhaltlich wiedergegeben. Die Tatsache, daß sie unter diesen Umständen ein parteigeschichtliches Dokument geworden war, würde es vielleicht rechtfertigen, sie auch hier ausführlich folgen zu lassen.

Indes werden zwei Stücke daraus zur Kennzeichnung ihres Geistes genügen. Am Anfang heißt es dort:

„Die scharfe Sprache bzw. die Angriffe gegen hochgestellte Personen in Deutschland, über welche jetzt Klage geführt wird, datieren keineswegs erst von heute. Organ einer unter Ausnahmegesetz gestellten Partei, konnte der „Sozialdemokrat“ von Anfang an nicht umhin, der Stimmung der Opfer dieses Gesetzes Ausdruck zu geben. In dem Maße, als sich die Verfolgungen häuften und das Sozialistengesetz dazu benutzt wurde, nicht nur die politischen, sondern auch die rein gewerkschaftlichen Organisationen der deutschen Arbeiter in willkürlichster Weise zu zerstören, den Sozialisten Deutschlands selbst die legalsten Handlungen, wie z. B. die Wahlagitation, nahezu unmöglich zu machen, steigerte sich naturgemäß auch die Erbitterung der beteiligten Kreise, und daß diese Erbitterung ihren Widerhall im Organ der Partei findet, wen darf dies wundern? In den zahlreichen Einsendungen, welche die Redaktion aus Deutschland erhält, heißt es am Schluß immer und immer wieder: „Stilisieren Sie das Vorstehende, aber bitte, so scharf wie möglich“, und trotzdem besteht die Tätigkeit der Redaktion in den meisten Fällen nicht im Verschärfen, sondern im Mildern der Ausdrücke.

Wer es nicht selbst an sich erfahren hat, kann sich eben keinen Begriff davon machen, wie bitter es der Arbeiter empfindet, wenn ihm die Polizei ohne jeden anderen Grund als den Hinweis auf den Kautschukbegriff der „Staatsgefährlichkeit“ seinen Verein, zu dem er vielleicht jahrelang gesteuert hat, auflöst und die Kasse konfisziert, von den Ausweisungen ganz zu schweigen. Und daß für ein solches Gesetz und seine Konsequenzen nicht etwa die niederen Ausführungsorgane, sondern die oberen Regierungsorgane verantwortlich zu machen sind, kann gerade für ein Land nicht bestritten werden, wo, wie in Deutschland, das persönliche Element in der Regierung so geflissentlich in den Vordergrund gedrängt wird. Eine Bekämpfung des Systems ohne Bekämpfung seiner Träger ist in Deutschland kaum denkbar. Wird ja doch offiziellerseits ebenfalls jeder Angriff auf das System als ein Angriff auf die Person des Regenten bzw. seines Ministers hingestellt.

Nach alledem wird man es begreiflich finden, warum das persönliche Moment in den Artikeln des „Sozialdemokrat“ öfter wiederkehrt. Indes ist das, wie gesagt, keine Neuerung, wie die Jahrgänge des „Sozialdemokrat“ von 1881, 1882 usw. beweisen. Im ganzen aber glaube ich behaupten zu können, daß die Schreibweise des „Sozialdemokrat“ gegenüber dem, was seiner Zeit die bürgerliche Auslands- bzw. Emigrationspresse an persönlichen Invektiven geleistet hat, eher noch eine gemäßigte zu nennen ist, und daß die Angriffe des „Sozialdemokrat“ gegen die Verfolger seiner Partei bei weitem nicht den Ton niedrigster Verleumdung erreichen, wie ihn die Organe der letzteren, unter dem Schutz der Ausnahmegesetze und wohlwollender Staatsanwälte, gegenüber den Vorkämpfern der Sozialdemokratie anschlagen, denen gegenüber Ausdrücke wie „verkommenes Gesindel“ zu den Alltäglichkeiten gehören...“

Und gegen den Schluß:

„Im übrigen wiederhole ich: Man vergleiche die Schreibweise des „Sozialdemokrat“ mit der Schreibweise der Kampforgane irgendeiner anderen Partei — von den konservativen Volksparteien bis zu den radikalsten bürgerlichen

Gruppen und man wird nicht finden, daß er von dem Recht der Polemik und Kritik einen unerhörten Gebrauch macht, namentlich wenn man bedenkt, daß er das Organ einer unterdrückten Partei ist, das Organ einer Gesellschaftsklasse, welche die feinere Malice nicht kennt. Der Unterschied liegt in den Personen, gegen die seine Angriffe zuweilen gerichtet sind.

In dieser Beziehung muß aber konstatiert werden, daß die Empfindlichkeit wohl nirgends so groß ist, als zur Zeit in Deutschland. Ich habe im Augenblick das Material nicht zur Hand, mache mich aber anheischig, reichliche Belege dafür zu beschaffen, daß in Deutschland erscheinende Blätter, und zwar nicht etwa oppositionelle, sich über auswärtige Souveräne und deren Angehörige oder Minister schon oft in der injurösesten Weise geäußert haben. So z. B. vor gar nicht langer Zeit erst die nationalliberale „Elberfelder Zeitung“ über den Prinzen von Wales. Was deutsche Blätter über Gladstone geschrieben haben, umfaßt die Skala aller Art von Beleidigungen — von ihren Angriffen auf die französischen Minister (Boulanger) ganz zu schweigen. Die Schweiz hat keinen persönlichen Souverän, dafür aber muß sie es sich gefallen lassen, und es fällt auch keinem ihrer Vertreter ein, darüber Klage zu führen, wenn irgendein literarischer Strauchdieb, der in der Schweiz seine Rechnung nicht gefunden hat, in Deutschland in Pamphleten über ihre Institutionen in gemeinster Weise herfällt, ohne daß ein deutscher Staatsanwalt oder sonst eine Behörde dagegen interveniert.

Es liegt mir und meinen Freunden, die wir — freilich nicht als Flüchtlinge, sondern auf Grund der bestehenden Verträge — die Gastfreundschaft der Schweiz genießen, gewiß fern, derselben wesentlich irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten, meine Ausführungen haben nur den Zweck, darauf hinzuweisen, daß nicht, was der „Sozialdemokrat“ in letzter Zeit geschrieben hat, neu und unerhört ist, sondern dies eher von etwa darauf stützenden Reklamationen der Fall wäre. Sollten indes solche in Aussicht stehen oder zu befürchten sein, so würde ich, und ich glaube das auch von meinen Freunden versprechen zu können, insofern dieser neuen Situation Rechnung tragen, als wir mit dementsprechend größerer Sorgfalt darauf bedacht sein werden, grobanstößige Wendungen, wie sie bisher zuweilen unterlaufen sind, aus unseren Publikationen auszumerzen. An dem grundsätzlichen Programm des „Sozialdemokrat“ kann natürlich ebensowenig geändert werden, als etwa an dem der „Arbeiterstimme“. Die Personenfrage ist da ganz irrelevant.“

Die „Arbeiterstimme“ war das vom schweizerischen Genossen Conzett redigierte Wochenblatt der schweizerischen Sozialdemokratie.

Nun hatte allerdings der „Sozialdemokrat“ im Januar 1888 unter der Überschrift „Als das Bürgertum noch radikal war“ in seinem Feuilleton durch mehrere Nummern Auszüge aus einer Zeitschrift „Der freie Eidgenosse“ veröffentlicht, welche der mittlerweile bismarckisch-nationalliberal gewordene Schriftsteller Karl Blind in den Jahren 1865 bis 1867 in London herausgegeben hatte und in der der politische Mord gepredigt worden war, wie es der „Sozialdemokrat“ niemals getan, sondern im Gegenteil wiederholt energisch von sich abgelehnt hatte. So hatte, als am 7. Mai 1866

Blinds Stiefsohn, der jugendliche Ferdinand Cohen-Blind, unter den Linden in Berlin auf Bismarck geschossen hatte, Blind gleich bei dem Eintreffen der ersten Nachricht von diesem Attentat geschrieben:

„Es ist in Deutschland eine Tat geschehen, welche, wenn sie gelungen wäre, wie ein Blitz ins Volk geschlagen hätte, aber auch mißlungen die volle Aufmerksamkeit der Nation in Anspruch nimmt, nicht allein wegen des tragischen Endes des Täters, sondern auch, und mehr noch, wegen des allgemeinen Bedauerns, daß sie mißlang.“

Der jugendliche Attentäter, der nach dem Mißlingen seines Versuchs im Gefängnis Selbstmord beging, war in der Tat unzweifelhaft durch Artikel im Organ seines Stiefvaters zu seiner Tat ermutigt worden. In einer ganzen Reihe vorhergegangener Nummern waren dort Gewaltakte gegen mißliebige Fürsten und Fürstenvertreter verherrlicht worden. So hatte der „Eidgenosse“ in seinem siebenten Heft einen „Urteilsspruch des Obertribunals der öffentlichen Meinung in Sachen des Volkes gegen den König von Preußen“ veröffentlicht, der in 26 Sätzen ein „Urteil des Gerichtshofes der öffentlichen Meinung“ begründete, daß

„Wilhelm von Hohenzollern, gegenwärtig König von Preußen, als mein-eidiger Tyrann, Mörder und öffentlicher Feind der Nation anzusehen, und daß jeder rechtliebende Deutsche durch seine Bürgerpflicht befugt und gehalten ist, nach Kräften dafür zu wirken, daß der besagte meineidige Tyrann, Mörder und öffentliche Feind der Nation zur gebührenden Strafe gebracht werde. Wonach sich allgemein zu richten.“

Der „Sozialdemokrat“ hatte jedoch diese und ähnliche Auslassungen nicht etwa als nachzueifernde Beispiele abgedruckt. In seiner Einleitung in der Zusammenstellung dieser Auszüge hatte er vielmehr geschrieben:

„In den nächsten Tagen wird im Deutschen Reichstag die Verlängerung und Verschärfung des Sozialistengesetzes zur Verhandlung kommen, und Herr Puttkamer wird es sich bei dieser Gelegenheit nicht versagen, durch Verlesung von Auszügen aus dem „Sozialdemokrat“ — wobei es natürlich auf eine Handvoll Fälschungen nicht ankommt — den Beweis von der Verwerflichkeit nicht nur unserer Ziele, sondern auch unserer Kampfmittel darzutun. . . . Und auf der Rechten wird man wie auf der Linken, vom zartbesaiteten hinterpommerschen Junker bis zu den tugendhaften Musterbürgern des nationalen Liberalismus, in gerechter Entrüstung alles bewilligen, was der Minister der Tugend und guten Sitten fordert.“

Es ward dann zum Zeichen, wie das Junkertum über den Fürstenmord dachte, als es noch nicht mit dem Fürstentum gemeinsame Sache gemacht hatte, an dessen Drohwort aus seinem Kampf mit den Hohenzollern erinnert:

„Jochimken, Jochimken, hüte di,
kriegen wi di, so hangen wi di.“

und fortgefahren:

„Aber auch das Bürgertum hat während seiner Kämpfe mit der Fürstenmacht das Leben der Herrscher von Gottesgnaden, und zwar bis in die neueste Zeit hinein, durchaus nicht als unantastbar betrachtet. Es ist das bekannt genug, aber trotzdem kann man die Herren, die heute sich so entrüstet gebärden, wenn irgendwo etwas passiert, was nicht in ihre heutige Rechtschablone paßt, nicht oft genug daran erinnern, was ihre Vorkämpfer, ihre Freunde, was sie selbst gepredigt, als sie noch in der Opposition und daher radikal waren. Zu den „respektabelsten Wortführern des respektablen Liberalismus“ gehöre nun unzweifelhaft „Herr Karl Blind in London“, diplomiertes Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften und Busenfreund aller möglichen und unmöglichen Staatsmänner. In den Blindschen Korrespondenzen der Münchener „Allgemeinen Zeitung“, der Wiener „Neuen Freien Presse“ oder der Berliner „Gegenwart“ werde man stets zunächst erfahren, daß Herr Blind „soeben erst mit einem hochgestellten Diplomaten gesprochen“ oder gerade von einem solchen einen Brief erhalten habe, worin dieser vor ihm, dem Herrn Blind, seine geheimsten Gedanken über die brennendsten Fragen der Zeit ausschütte. Er erscheine als Staatsmann aller Staatsmänner, der die meisten Ereignisse der Gegenwart vorausgesehen habe, und wenn er seinerzeit Bismarck und Wilhelm I. verkannt habe, so habe er ihnen nach 1870 Amnestie erteilt und sei „seitdem angesehen in den Kreisen der patiiertierten Freunde des Reiches“. Wie aber dieser Blind, der nunmehr in England auf Gladstone schimpft, weil der sich mit den irischen „Mördern“ eingelassen habe, selbst schrieb, als er noch in der Opposition war, das wird an den zitierten Artikeln des „Eidgenossen“ gezeigt.“

Obwohl aber die Einleitung, die Form der Veröffentlichung im Feuilleton und die Kommentierung der Artikel keinen Zweifel darüber ließen, daß es sich bei ihrer Veröffentlichung im „Sozialdemokrat“ lediglich darum handelte, an Beispielen darzutun, was früher von bürgerlichen Oppositionselementen in bezug auf Drohungen mit Anwendung von Schußwaffen geschrieben wurde und ohne Stürme der Entrüstung hervorzurufen geschrieben werden konnte, wurden doch von Blättern, die dem Schweizer Bundesrat nahestanden, Auszüge von ihnen als Beweise für die gewalttätige Tonart des „Sozialdemokrat“ angeführt. Der Bundesrat selbst griff in seiner Begründung des Ausweisungsbeschlusses Artikel und Notizen, die der „Sozialdemokrat“ in ähnlicher Weise zitiert und mit kritisierendem Kommentar begleitet hatte, als Proben einer „neuen Taktik der Redaktion“ heraus, „die aufreizende Polemik fortzusetzen“. Und daß ich in der Nummer des „Sozialdemokrat“ vom 4. Februar 1888 an die Nachschrift der Presse, der schweizerische Bundesrat habe ihn mit einer Verwarnung bedacht, eine Notiz geknüpft hatte, die, ohne die Nachricht zu bestätigen, erklärte:

„Treu der uns gestellten Aufgabe, die Grundsätze der Sozialdemokratie zu vertreten, die Unterdrücker und Verfolger zu bekämpfen, werden wir auch fernerhin in dem Sinne wirken, wie es die Interessen unserer großen Sache erheischen.“

nahm der Bundesrat zum Anlaß, diese Erklärung zu seiner Begründungsschrift mit der Bemerkung einzuleiten:

„Der Empfang der vom Bundesrat unterm 27. Januar verfügten Verfügung ist vom „Sozialdemokrat“ in folgenden Ausdrücken bescheinigt worden.“

Was hätte der „Sozialdemokrat“ aber anderes schreiben sollen, ohne sich für politisch bankrott zu erklären? Ich sah mich vor einer nicht leichtzunehmenden Situation. Weder durfte ich um bloßer Renommisterei willen eine Maßregelung provozieren, die der Partei große Opfer auferlegte, noch durfte und mochte ich einen noch so geringen Zweifel daran lassen, daß der „Sozialdemokrat“ in keinem Punkt von Bedeutung von der ihm gezogenen Linie abweichen werde. Von diesem Gedanken getragen, verfaßte ich einen Artikel „Der „Sozialdemokrat“, seine Aufgabe und sein Programm“, der in sehr ruhiger, objektiver, aber allerdings auch fester Sprache das Warum, Was und Wie der Aufgabe des „Sozialdemokrat“ darlegte und in dessen Nummern vom 7. und 21. April 1888 zum Abdruck kam.

Gleich am Anfang des ersten Teils des Artikels hatte ich geschrieben, es scheine mir, statt auf die umlaufenden Gerüchte über eine, dem „Sozialdemokrat“ bevorstehende Zensur einzugehen, richtiger, den Nachweis zu liefern, daß, wenn das Blatt seiner Aufgabe gerecht werden, das heißt,

„überhaupt, eine Existenzberechtigung haben soll, in allen grundsätzlichen Fragen von ihm der Satz gilt, der auf die Sozialdemokratie überhaupt Anwendung findet: sit ut est aut non sit — es muß sein, wie es ist, oder es braucht gar nicht zu sein. Man mag gegen einzelne Personen, welche man für die Leiter und Lenker hält, unternehmen was man will — solange der „Sozialdemokrat“ besteht, solange die Voraussetzungen bestehen, die ihn ins Leben gerufen haben, muß er an diesem Programm festhalten und wird an ihm festhalten.“

In der Begründungsschrift des Schweizer Bundesrats wird dagegen am Schluß gesagt:

„Und in seiner Nummer 15 (vom 7. April) veröffentlicht der „Sozialdemokrat“ einen Programmartikel, in welchem er erklärt, daß er seine Haltung in nichts ändern werde. Er sagt u. a.: „Sit ut est, aut non sit — es muß sein“ (und so weiter, wie im vorstehenden).“

Während es in meinem Artikel ausdrücklich hieß: „In allen grundsätzlichen Fragen,“ und das Wort grundsätzlich obendrein, wie hier gesperrt gedruckt war, ließ die Begründungsschrift diese

Zeile ganz fort, legt mir die Erklärung in den Mund, der „Sozialdemokrat“ werde seine Haltung „in nichts ändern“, und konnte nun fortfahren:

„Damit ist der Beweis geleistet, daß die Leiter des „Sozialdemokrat“ entschlossen sind, nur ihre eigene Konvenienz zu Rate zu ziehen, sowie diejenige der ausländischen Partei, deren Organ sie auf unserem Boden fort erscheinen zu lassen sich das Recht anmaßen, ohne irgendwelche Rücksicht auf das Land zu nehmen, das sie gastlich aufgenommen hat.“

Hätten wir es mit einer Maßnahme zu tun gehabt, die der Bundesrat aus freier Initiative beschlossen hatte, so würden wir dieser falschen Darstellung der von mir abgegebenen Erklärungen und im Blatt niedergelegten Kundgebungen eine derbe Antwort nicht erspart haben. Aber wir wußten, daß es nicht so war, daß der von Deutschland ausgeübte Druck die Ausweisung erwirkt hatte, und nahmen, was hart an Verlogenheit streifte, als Beweis der Verlegenheit. Zwar verwahrten dem Bundesrat nahestehende Blätter diesen feierlich dagegen, einer deutschen Note gefolgt zu sein, und der Bundesrat hatte den Rechtsgrund der Ausweisung in den Satz zusammengefaßt:

„In Erwägung,

daß durch die in Frage stehenden Publikationen, welche geeignet sind, die guten Beziehungen der Schweiz zu einem befreundeten Staat zu gefährden, nachfolgende Mitglieder des deutschen Sozialistenkomitee in Zürich die schweizerische Gastfreundschaft mißbrauchten:

(folgen unsere Namen mit Angabe unserer Funktionen)

in Anwendung des Artikel 70 der Bundesverfassung
beschließt,

die Vorgenannten (folgen die Namen) werden aus dem Gebiete der schweizerischen Eidgenossenschaft weggewiesen.“

Aber angesehene schweizerische Blätter stellten fest, daß der deutsche Gesandte in Bern, ein Herr von Bülow, in der vorhergegangenen Zeit „sozusagen Tag für Tag“ im eidgenössischen Departement vorgesprochen hatte, und daß dem schweizerischen Gesandten in Berlin dort im Reichskanzleramt die Hölle so heiß gemacht worden war, daß er nach Bern geschrieben hatte, er werde, wenn der Bundesrat nicht energisch „gegen die Anarchisten“ vorgehe, von seinem Amt zurücktreten müssen, während anderseits der Schweiz für den Fall, daß sie den Berliner Wünschen folge, wertvolle Zugeständnisse bei der bevorstehenden Erneuerung des deutsch-schweizerischen Handelsvertrages versprochen worden seien. Kurz, wir kannten die Schützen, und beschränkten uns darauf, in einem Aufruf „An alle Freunde der Freiheit und des Rechts in der Schweiz“, den eine ganze Reihe von geachteten Blättern

der Schweiz abdruckten und der „Sozialdemokrat“ in seiner Nummer vom 5. Mai 1888 an leitender Stelle veröffentlichte, klar und ohne Umschweife den tatsächlichen Sachverhalt darzulegen und hervorzuheben, daß den unmittelbaren Anlaß zum Drängen der Berliner Regierung auf unsere Ausweisung die Enthüllungen des „Sozialdemokrat“ über das schmachvolle Treiben des preußischen Lockspitzelwesens gegeben hatten, das seinen obersten Träger in Herrn von Puttkamer in Berlin finde.

Der Aufruf schloß:

„Wir wissen, an wen wir uns wegen dieser Maßregel zu halten haben, und verlassen daher ohne Groll das Land, mit dessen Bewohnern wir in den Jahren unseres hiesigen Aufenthalts stets den freundschaftlichsten Verkehr unterhalten haben. Ohne Groll, aber mit dem tiefsten Bedauern darüber, daß es den ersten Schritt auf einer abschüssigen Bahn getan hat, deren Endpunkt den Verlust seiner Freiheit bedeutet.

Hottingen-Zürich, 21. April 1888.

E. Bernstein, J. Motteler, H. Schlüter, L. Tauscher.“

Ein großer Teil des Schweizervolkes war über die Ausweisung, die den im Lande hochgehaltenen Überlieferungen des alten Asylrechtes widersprach, sehr erregt. Viele Blätter, voran die sozialistische Presse und die Organe der radikalen Demokratie gaben dem unverblümt Ausdruck. Protestversammlungen wurden abgehalten, in denen neben Vertretern der Arbeiter bürgerliche Schriftsteller und Hochschullehrer von Ruf das Wort nahmen und sehr scharfe Worte über die Schwäche des Bundesrats gegenüber dem Bismarckischen Deutschland fielen. Geändert wurde damit freilich nichts, der Ausweisungsbeschluß blieb bestehen. Nur tat die Bundesregierung, der ja ersichtlich bei der Sache nicht wohl zumute war, verschiedenes, uns den Umzug zu erleichtern. Sie hatte uns für die Ausreise eine Frist von vier Wochen gestellt und ließ uns wissen, daß, wenn dies nicht ausreiche, sie bereit sei, die Frist zu verlängern. Außerdem ließ sie unterderhand bei uns anfragen, ob uns die Aufbringung der Kosten des Umzuges schwer falle, gegebenenfalls würde sie uns auch da entgegenkommen. Wir lehnten indes beides mit Dank ab. Mit Genugtuung erfüllte uns dagegen, daß sowohl der Chef der Eidgenössischen Polizei, das Waadländer Bundesratsmitglied Dr. Louis Ruchonnet, wie der Chef der Züricher Kantonspolizei, Regierungsrat Dr. Stößel, von ihrem Amt zurücktraten, um ihrem Unwillen über die Ausweisung den denkbar deutlichsten Ausdruck zu geben. Einen noch deutlicheren Beweis seiner Mißbilligung gab uns der Chef der Züricher Stadtpolizei, Polizeihauptmann Fischer. Er hatte den Auftrag, uns bei

der Abreise bis zum Verlassen des Bodens der Schweiz zu begleiten, stieg aber nicht gleich in Zürich, sondern erst auf einer Zwischenstation in unseren Eisenbahnwagen und setzte sich in Zivilkleidern in unser Abteil, als ob er zu uns gehöre. Welche großartige Demonstration uns die Arbeiterschaft Zürichs am Tage unserer Abreise, dem 12. Mai 1888, bereitete, wie sie den weiten Bahnhofplatz und die Brücken über die Bahn gedrängt füllte und uns prachtvolle Kränze mit mächtigen, sinnvolle Inschriften tragenden roten Schleifen als Andenken liebevoll auf den Weg gab, ist anderwärts schon beschrieben worden und mag daher hier nur erwähnt werden. Ebenso, welche schmerzlichen Empfindungen mich erfüllten, als ich Zürich den letzten Blick zuwarf. Die Aussicht, in London wieder mit Karl Kautsky an einem Ort vereint zu sein und beständigen Verkehr mit Friedrich Engels pflegen zu können, war gewiß verlockend genug. Aber von den landschaftlichen Schönheiten Zürichs und seinem geliebten See konnte ich mich doch nicht trennen, ohne daß mir die Augen feucht wurden.

Es waren indes nicht bloß Gefühlsregungen dieser Art, die mir den Abschied von Zürich schwer machten. Nicht minder stark quälte mich der Gedanke, ob ich mich in das soziale Leben Londons so hineinfinden, so in es einleben würde, wie in das Zürichs, und mit der sozialistischen Bewegung Englands so enge Fühlung gewinnen würde, wie mit der der Schweiz.

Der Aufenthalt in Zürich hatte nicht nur mein geographisches Erlebnis bereichert. Er hatte auch ein gutes Stück dazu beigetragen, meinen politischen Horizont zu erweitern. Hier war ich in einem Lande gewesen mit einer wesentlich anderen politischen Entwicklung als Deutschland und mit demgemäß auch in verschiedener Hinsicht anderem Volksgeist. Von einem tiefgreifenden Klassenkampf modernen Charakters war noch wenig zu verspüren. Es gab kapitalistische Unternehmer und Industrieproletarier, aber die ersteren waren nicht zu einem Kampf als Klasse organisiert, und die Proletarier, soweit sie Schweizer waren, wenig zu einem revolutionärem Emanzipationskampf ihrer Klasse gestimmt. Die Mitglieder sozialistischer Arbeitervereine waren in ihrer Mehrheit Ausländer, in Zürich überwiegend Deutsche und Deutsch-Österreicher. In dem auf Schweizer beschränkten Grütliverein aber überwog ein kleinbürgerlich-demokratischer Reformismus. Der Gedanke an die Tatsache, daß in ihrem Lande bei allen besonders wichtigen Fragen die Volksabstimmung entschied, nahm den schweizerischen Arbeitern in einem nicht geringen Grade die polemische Kraft. Denn das abstimmende

Volk der Schweiz war angesichts ihres großen Prozentsatzes ausländischer, also nicht stümmberechtigter Arbeiter in bezug auf die Klassenzugehörigkeit und das soziale Wollen eine unbestimmte Vielheit. Außerdem war das politische Denken eines großen Teiles der schweizerischen Arbeiter von dem Stolz auf den Umstand beherrscht, daß sie immerhin über ein höheres Maß politischer Freiheit und Gleichberechtigung geboten, als die Arbeiter in den anderen Ländern des europäischen Festlandes, und ihr sozialer Drang durch die Tatsache abgetönt, daß die 1874 geschaffene eidgenössische Fabrikgesetzgebung mit der Festsetzung einer Höchstgrenze für den Arbeitstag und die an vielen Ortschaften der Schweiz von alters her bestehenden örtlichen Unterstützungseinrichtungen sie auch wirtschaftlich günstiger stellten. Sie wurden in dieser Wertung ihrer nationalen Einrichtungen von nicht wenigen ausländischen Arbeitern bestärkt, darunter, wie ich wiederholt zu beobachten Gelegenheit hatte, gar manche deutsche Arbeiter, die zu Hause stramme Sozialdemokraten gewesen waren. Aber wenn ich mich auch von Überschätzung jener Vorteile möglichst freihielt, gewann ich doch aus der Kenntnis ihrer Rückwirkungen auf die Seele des schweizerischen Proletariats Verständnis dafür, daß die sozialdemokratische Agitation in der Schweiz mit ganz anderen, keineswegs geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als wir in Deutschland und hielt mich von aller Schulmeisterei frei, welche unsere kameradschaftlichen Empfindungen hätte beeinträchtigen können. Bis zuletzt habe ich mich daher im Kreise schweizerischer Sozialisten stets überaus wohl gefühlt und ganz besonders mit unserem so prächtigen Hermann Greulich unbeschadet seiner „Verschwitzung“ innige Freundschaft gehalten.

Und was die Erweiterung meines politischen Horizonts betrifft, die ich in Zürich empfangen habe, so verdanke ich sie zu einem großen Teil dem Verkehr mit zur politischen Linken haltenden schweizerischen Intellektuellen. Der gebildete Schweizer steht dem Ausland mit ungleich größerer Unbefangenheit gegenüber als die meisten Akademiker der Großstaaten, und da er fast immer mindestens Zweisprachler ist und darauf sieht, die Hauptländer durch eigene Anschauung kennenzulernen, stützt sich sein Urteil auch meist auf größere Sachkenntnis. Ich habe eine gute Zahl feingebildeter Schweizer kennengelernt, die, wenn sie auch nicht die Marke International zur Schau trugen, doch im besten Sinne des Wortes international empfanden und urteilten. Sie sind sich bewußt, daß die Schweiz ihre politische Unabhängigkeit einer Ver-

ständigung von Großmächten verdankt und an die Aufrechterhaltung der durch sie geschaffenen Überlieferung gebunden ist. Die Schaffung und Aufrechterhaltung eines wahren Völkerbundes ist in ihren Augen keine zeitweilige politische Aushilfe, sondern eine dauernde Sicherstellung der Existenz ihres Landes und seiner demokratischen Einrichtungen. So stehen sie den internationalen Problemen mit einer größeren geistigen Freiheit gegenüber als die Angehörigen der Großstaaten und verbinden mit ihr eine nicht zu übertreffende Wärme des Empfindens für deren friedliche Beilegung. So war mir eine politische Unterhaltung mit einem von ihnen stets ein seelischer Genuß und meist auch eine Quelle der Vermehrung meines politischen Wissens.

Inhaltsangabe

	Seite
1. Erste politische Schulung	5
2. „Bei den Jungen“ der Eisenacher	9
3. Die Kommune und die Siegestsäule	13
4. Der werdende Agitator	17
5. Bruderkampf zwischen Lassalleanern und Eisenachern	23
6. Bei der Reichstagswahl 1874	28
7. Der Koburger Kongreß der Eisenacher — Meine Freundschaft mit Auer	35
8. Die Einigungsfrage	41
9. Überlistung der Berliner Polizei	48
10. Dühring-Bewegung und der Mohrenklub	52
11. Die Attentatsperiode	60
12. Von Berlin nach Lugano — Sekretär Höchbergs	66
13. Züricher Lehrjahre	76
14. Karl Hirschs „Laterne“ und Johann Mosts „Freiheit“	81
15. Die Gründung des „Züricher Sozialdemokrat“	87
16. Schöne Tage in Zürich und der Züricher Mohrenklub	91
17. Meine beginnende Freundschaft mit Kautsky	96
18. Russische Bekannte und Freunde	98
19. Redekampf mit Johann Most	102
20. Am geheimen Kongreß auf Schloß Wyden	108
21. Verständigung mit Marx und Engels	113
22. Redakteur des „Sozialdemokrat“	117
23. Neue Freundschaften	131
24. Auf dem zweiten Geheimkongreß der Partei	136
25. Karl Manz und Hermann Schlüter	142
26. Meine Arbeitsgemeinschaft mit Karl Kautsky — Auseinandersetzung mit C. A. Schramm	146
27. Schmerzliche Kunde aus der Heimat	153
28. Parteistreit um die Dampfersubvention	155
29. Mein Lebensbund	163
30. Das Freiburger Erkenntnis und der „Wahlkampf unter dem Franzosenschreck“	167
31. Der dritte Parteikongreß unter dem Sozialistengesetz	171
32. Für die Erneuerung der Sozialistischen Internationale	173
33. Wiederholt in Paris	177
34. Eröffnung eines Ausfalltors für den „Sozialdemokrat“	181
35. Mit Bebel für einen Internationalen Arbeiterkongreß	183
36. Die Ausweisung des Stabes des „Sozialdemokrat“ aus der Schweiz	186

Unsere

bisher erschienenen Werke

- Martin Andersen Nexø*: Sühne. Roman
Max Barthel: Der Mensch am Kreuz. Roman
Max Barthel: Der Putsch
Eduard Bernstein: Sozialdemokratische Lehrjahre
Heinrich Cunow: Technik und Wirtschaft des europäischen
Urmenschen. Mit 70 Abbildungen
Anni Francé-Harrar: Tier und Liebe.
Geschichte von Unterdrückten und Verkannten
Raoul H. Francé: Das Land der Sehnsucht.
Reisen eines Naturforschers im Süden
Edmond und Jules de Goncourt: Das Dienstmädchen
Germinie. Roman
Maxim Gorki: Der Sohn der Nonne. Roman (vergriffen)
Heinrich Bruno Grosser: Auf dem toten Gleise.
Die Geschichte eines verfehlten Lebens
Hermann Horn: Die Dämonen und das blaue Band.
Abenteurerroman
Paul Kampffmeyer und Dr. Bruno Altmann: Vor dem
Sozialistengesetz — Krisenjahre des Obrigkeitsstaates
Friedrich M. Kircheisen: Die Bastille
Karl Schröder: Der Sprung über den Schatten
Alfred Otto Stolze: Angela. Roman
Friedrich Wendel: Das 19. Jahrhundert in der Karikatur
Friedrich Wendel: Das Schellengeläut.
Kulturkritische Karikaturen des 19. Jahrhunderts
Richard Woldt: Die Arbeitswelt der Technik
Friedrich Wolf: Kreatur. Roman der Zeit
Oskar Wöhrle: Der Baldamus und seine Streiche
Paul Zech: Die Geschichte einer armen Johanna. Roman

Die bisher erschienenen Werke können nachträglich durch jede Zahlstelle
oder direkt vom „Bücherkreis“ G. m. b. H., Berlin SW 61,
Belle-Alliance-Platz 6, bezogen werden.